



DEUTSCHE BAUZEITUNG

XLVI. JAHRGANG. N^o 27. BERLIN, DEN 3. APRIL 1912.

Das Robert Fulton-Denkmal für New York.

Architekt: H. van Buren Magonigle in New York.

Hierzu eine Bildbeilage.



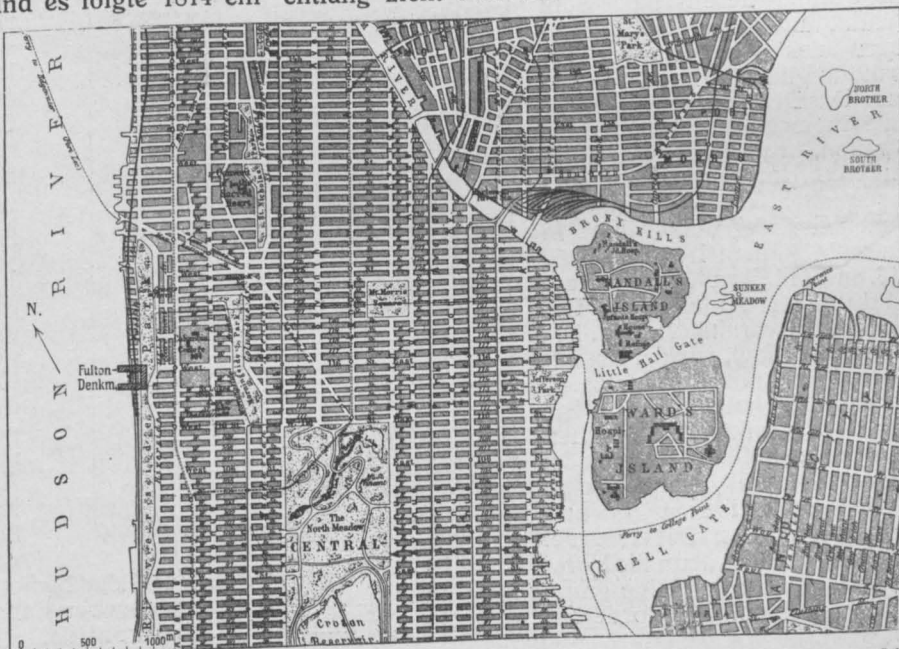
In Robert Fulton, der im Jahr 1765 in Little Britain in der Grafschaft Lancaster des Staates Pennsylvanien geboren wurde und am 24. Febr. 1815, also im Alter von nur 50 Jahren in New York starb, verehrt die nordamerikanische Union einen ihrer größten Männer, die gesamte Kultur der Menschheit einen ihrer größten

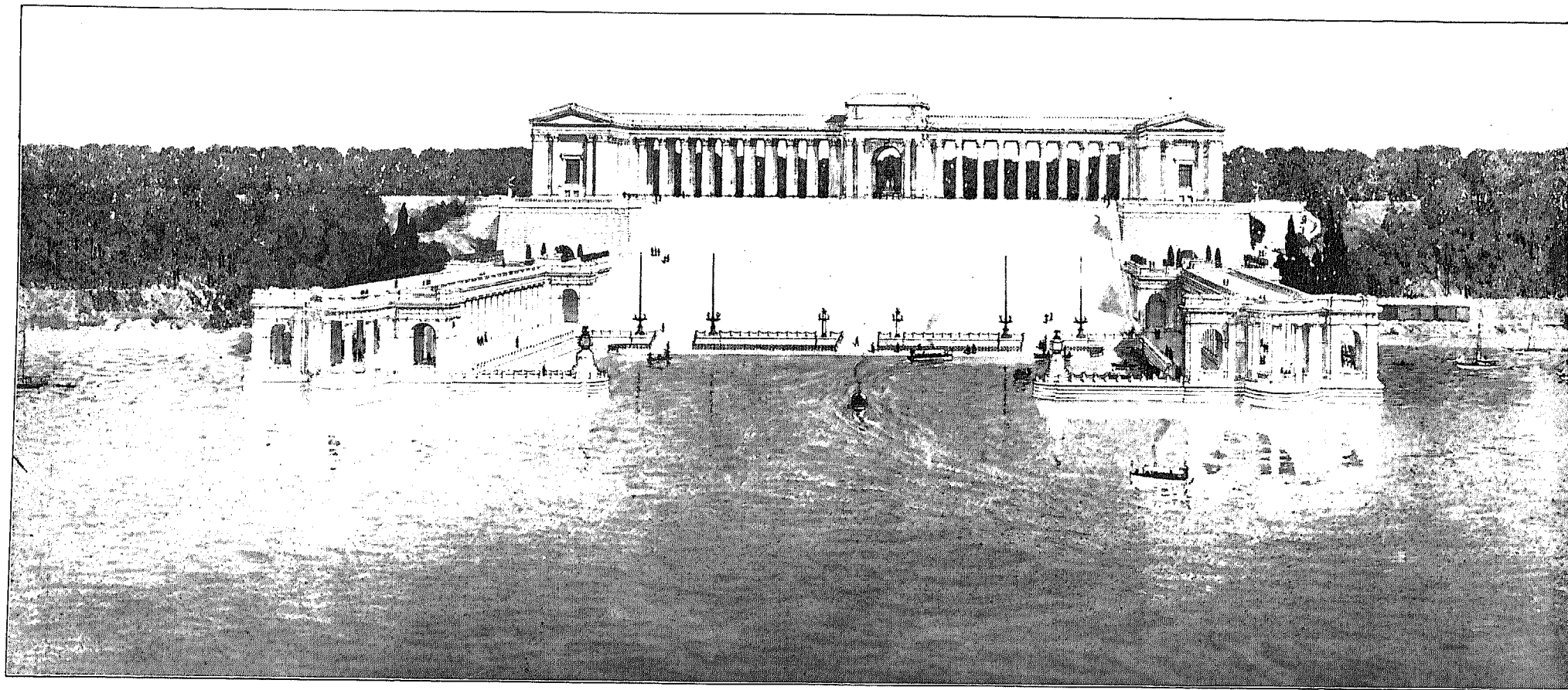
Erfinder. Denn er war es, der es zuerst unternahm, die Schiffe mit Dampfkraft zu bewegen, er war der Erbauer des ersten Dampfschiffes, das er mit Livingston zusammen konstruierte und 1803 auf der Seine laufen ließ. Es hatte noch alle Mängel des ersten Schrittes. Erst 1806 gelang es ihm nach seiner Rückkehr nach Nordamerika, mit Watt, dem Erfinder der Dampfmaschine zusammen ein Dampfboot zu bauen, das am 7. Oktober 1807 seine erste Fahrt auf dem Hudson zwischen New York und Albany zurücklegte. Damit war für die weitere Entwicklung der Weg gewiesen. Dem Dampfschiff folgte 1812 und 1813 der Bau zweier Dampffähren zwischen New York und New Jersey sowie Brooklyn und es folgte 1814 ein Auftrag des Kongresses, ein Kriegsschiff mit Dampftrieb zu erbauen. Es war Robert Fulton nicht beschieden, seine Erfindung weiter zu entwickeln, denn bereits im folgenden Jahre wurde er in die Ewigkeit abberufen. Wer aber jene ersten Anfänge in Vergleich stellt mit der heutigen ungeheuren Entwicklung des Dampfschiffbaues und Dampfschiff-Verkehres, begreift, daß die Bürger der nordamerikanischen Union den durch das Gefühl des nationalen Stolzes genährten Wunsch haben konnten, einem ihrer größten Söhne ein Denkmal zu erbauen, das für immerwährende Zeiten an diese Großtat der menschlichen Kultur erinnert.

Es bildete sich daher vor einigen Jahren in New

York eine Robert Fulton-Gedächtnis-Gesellschaft mit der Bestimmung, die Vorarbeiten für ein Denkmal Fulton's, der im Handelsverkehr zu Wasser eine ungeahnte Umwälzung herbeigeführt hatte, einzuleiten. Der Denkmalgedanke ging jedoch von Anfang an weiter, als die Errichtung eines lediglich persönlichen Denkmals in der üblichen Form anzustreben, es sollte vielmehr mit dem Träger des Gedankens zugleich die Geburt dieses großen Gedankens selbst verkörpern und verherrlichen. Dieses weitere Ziel konnte nur durch ein Denkmal erreicht werden, das sich auf einem größeren architektonischen Grundgedanken aufbaut. Ihn zu finden, entschloß man sich zu einem zunächst allgemeinen und in der Folge engeren Wettbewerb unter den Künstlern der nordamerikanischen Union.

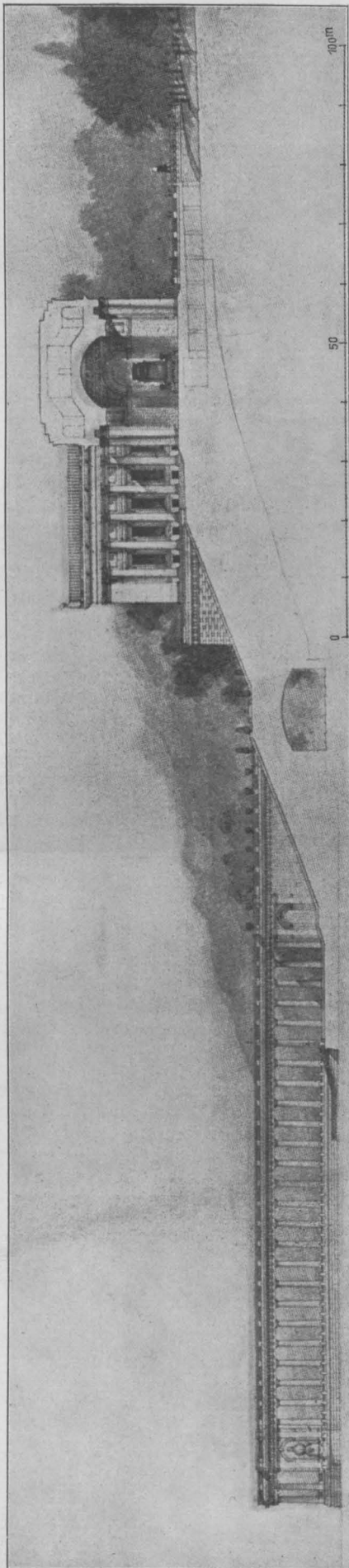
Vorher jedoch galt es, die Schwierigkeiten der Platzlösung zu besiegen. Unter dem fachmännischen Beistand des Architekten Lansing C. Holden lenkten sich die Augen der Fulton-Gesellschaft auf den Riverside-Park am Hudson. Es ist eine Parkanlage, die, wie der Lageplan zeigt, sich auf eine Länge von etwa 2,5 Meilen oder gegen 4 km den Hudson-Strom entlang zieht und das Häusermeer der Manhattan-





DAS ROBERT FULTON-DENKMAL FÜR
 NEW YORK. * ARCHITEKT: H. VAN
 BUREN MAGONIGLE IN NEW YORK. *
 GESAMT-ANSICHT DER DENKMAL-
 ANLAGE VOM HUDSON. * * * * *
 DEUTSCHE BAUZEITUNG
 * XLVI. JAHRGANG 1912 * NO. 27. *

Halbinsel von New York als ein schmaler Streifen begleitet, dessen Breite zwischen 45 und 120^m wechselt. Wie die Parkanlagen, Monumentalgebäude und Denkmalbauten New Yorks soll auch das neue Denkmal dazu dienen, das Stadtbild zu veredeln, den nüchternen Zügen des Stadtplanes, der zunächst aus der Not geboren wurde und den das nackte Bedürfnis geschaffen hat, Zeichen einer gehobenen Kultur aufzuprägen. Neben seiner persönlichen und seiner Kulturbedeutung sollte das Denkmal aber noch einen allgemeineren Charakter dadurch erhalten, daß es für den fremden Besucher der Union und seiner Haupt-Handelsstadt nicht allein ein Eingangstor zu einer großen Stadt, sondern der Eingang zu einer neuen Welt sein soll. Als solcher mußte es der Größe und der Würde der Vereinigten Staaten von Nordamerika als des bedeutendsten Staatesgebildes der neuen Welt entsprechen. Auch unter diesem Gesichtspunkt war die Lage für den Denkmalsbau zu bestimmen. Der Riverside-Park reicht von der 72. Straße bis zu dem Grabdenkmal Grant's; von dieser Ausdehnung von gegen 4000^m wird das Denkmal in seiner vorgeschlagenen Gestalt etwa 170^m einnehmen und somit die Längsentwicklung des Parkes in wirkungsvoller Weise und an charakteristischer Stelle unterbrechen. Es wird nicht weit vom Nordende des Central-Parkes und ganz in der Nähe des kleinen Morningside Parkes liegen. An der Stelle des Denkmals ist der Hudson-Strom etwa 3^{km} breit; die Größenverhältnisse einer so ausgedehnten Wasserfläche mußten auf die Gestaltung des Denkmals und seine Maßstabs-Verhältnisse bestimmenden Einfluß haben. Das hat die Fulton-Gesellschaft wohl gefühlt und daher den Teilnehmern des Wettbewerbes die größtmögliche Freiheit gelassen. Das Denkmal in Beziehung zu bringen zu den umliegenden Straßen, was vielleicht unter anderen Umständen nahe gelegen hätte, wurde hier aus örtlichen Gründen aufgegeben. In Betracht kämen hier die 116., 115. und 114. Straße; die erstere ist durch die Anlagen der Columbia-Universität verlegt. Die 114. Straße liegt, wie der Grundriß der Denkmal-Anlage zeigt, bereits außerhalb dieser Anlage und der Charakter der zwischen beiden liegenden 115. Straße ist so unbedeutend, daß auf eine Beziehung zwischen ihr und dem Denkmal verzichtet wurde. Daher enthielten denn die Vorschriften für den Wettbewerb auch nur einige ganz allgemein gehaltene Gesichtspunkte. Sie forderten, daß das Denkmal



Längsschnitt durch die Denkmal-Anlage von Westen nach Osten.

den Charakter eines großen Eingangstores in eine neue Welt haben und eine Hafen-Anlage zum Empfang vornehmer Gäste der Union umschließen sollte. Zugleich war eine Stelle für das Grabdenkmal Fultons und es waren ferner Räume für ein Marine-Museum nebst den für eine solche große Anlage notwendigen Nebenräumen wie Wohnungen usw. gewünscht. Der Wettbewerb fand den lebhaftesten Wiederhall unter den Künstlern der Union, was bei der großen Freiheit, die das Programm den Teilnehmern ließ, auch erwartet werden konnte. Denn über die Gestaltung des Denkmals waren den Bewerbern keinerlei Andeutung oder Vorschrift außer den genannten Hauptpunkten gemacht.

Dem ersten Wettbewerb folgte ein zweiter engerer, an dem nur 10 Künstler beteiligt waren, für deren Auswahl neben den hervorragenden künstlerischen Eigenschaften ihres Entwurfes auch der Gesichtspunkt maßgebend war, daß sie sich bereits durch größere Ausführungen bewährt haben mußten. Beim engeren Wettbewerb fiel die Wahl auf den hier dargestellten Entwurf des Architekten H. van Buren Magonigle in New York, der sich bei Denkmalsbauten in der Union bereits einen Namen gemacht hat. Von ihm stammt das Denkmal des Präsidenten Mac Kinley in Canton im Staate Ohio, von ihm sind im Bau Denkmäler für die untergegangenen Kämpfer des im spanisch-amerikanischen Krieg in die Luft geflogenen Kriegsschiffes „Maine“ und für in ihrem Beruf umgekommene Feuerwehrleute in New York.

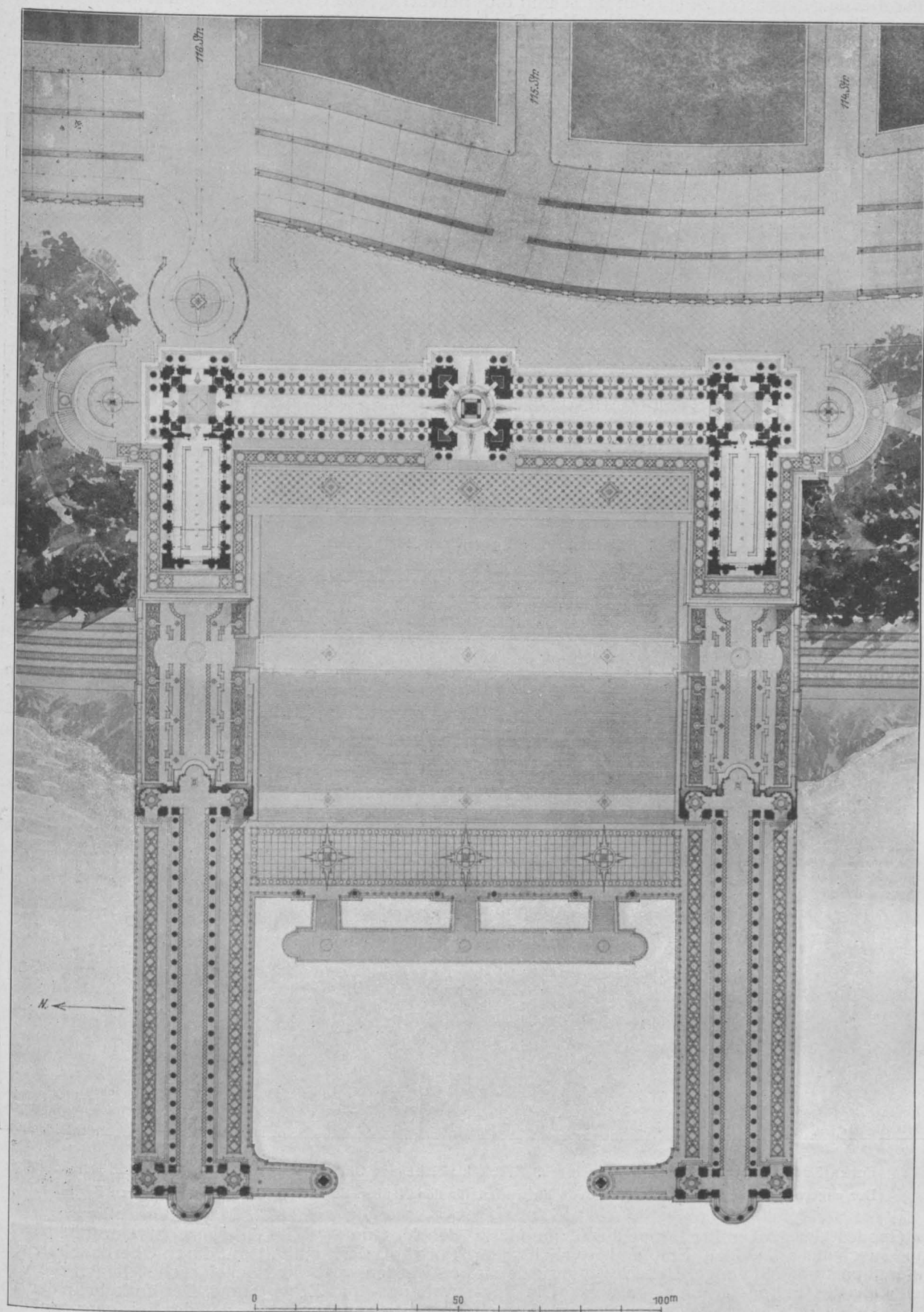
Es ist nun interessant, wahrzunehmen, wie dieser Entwurf in Amerika beurteilt wurde. Ohne Zweifel liegt in ihm amerikanische Größe der Auffassung; nicht minder zweifelhaft jedoch ist, daß auch er nur aus europäischem Kolonisations-Gebiet stammt. Seine geistige Herkunft ist die „Ecole des Beaux-Arts“ in Paris, aber, sagen die Amerikaner, unsere Abhängigkeit von europäischer Ueberlieferung ist noch kein Joch, sondern nur eine Sprosse auf der Leiter und die Klugheit der Zurückhaltung ist von einigen wenigen bemerkenswerten Künstlern geübt worden, welche durch beharrliche Anstrengungen den Schwächeren zu höheren Idealen und einem freieren Ausblick auf die Zukunft der Kunst in Amerika geführt haben. Wir sind nicht reif für die eingeborene Kunst, von der uns

einige Vorläufer bemerkenswerte und verdienstvolle Beispiele gegeben haben.

Gleichwohl darf doch auch dieser Entwurf, zu

dessen Verwirklichung etwa 3 Mill. Dollars oder rd. 13 Mill. M. beansprucht werden, als eine bedeutsame Leistung betrachtet werden, deren Verdienste mehr

benden Armen und dem Mittelbau, der das Denkmal Fultons enthält. Eine Treppenanlage von mehr als 100 m Breite führt von der Höhe des Park - Randes

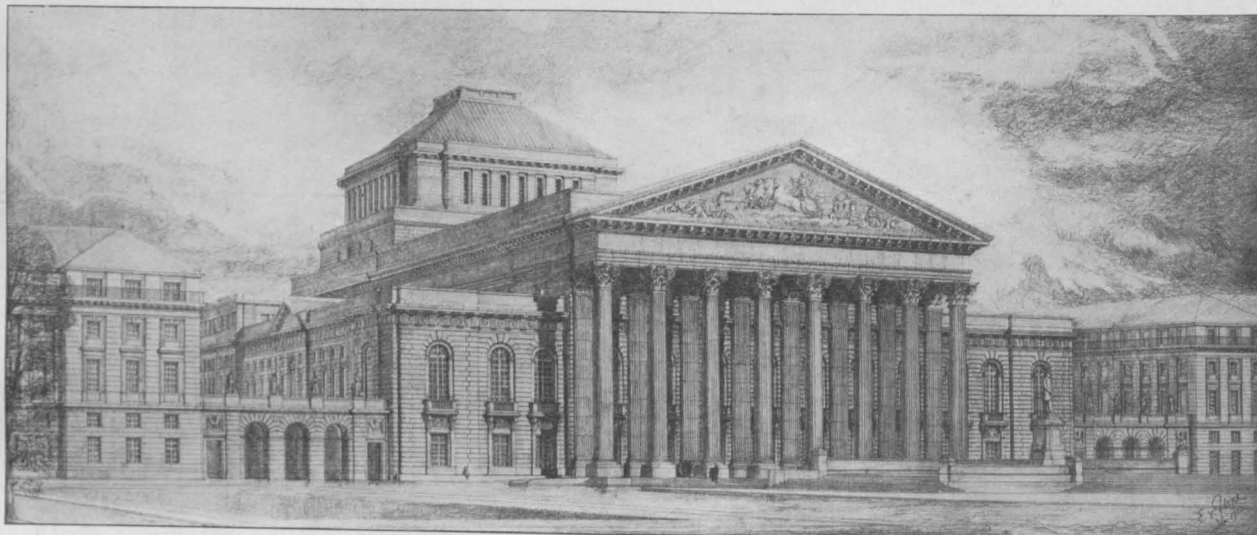


in der Gesamtanlage als in der Einzelausbildung beruhen. Die Anlage hat Γ -Form; sie besteht aus zwei Teilen: aus dem erhöht auf dem festen Lande gelegenen Hallenbau mit zwei seitlich sich vorschie-

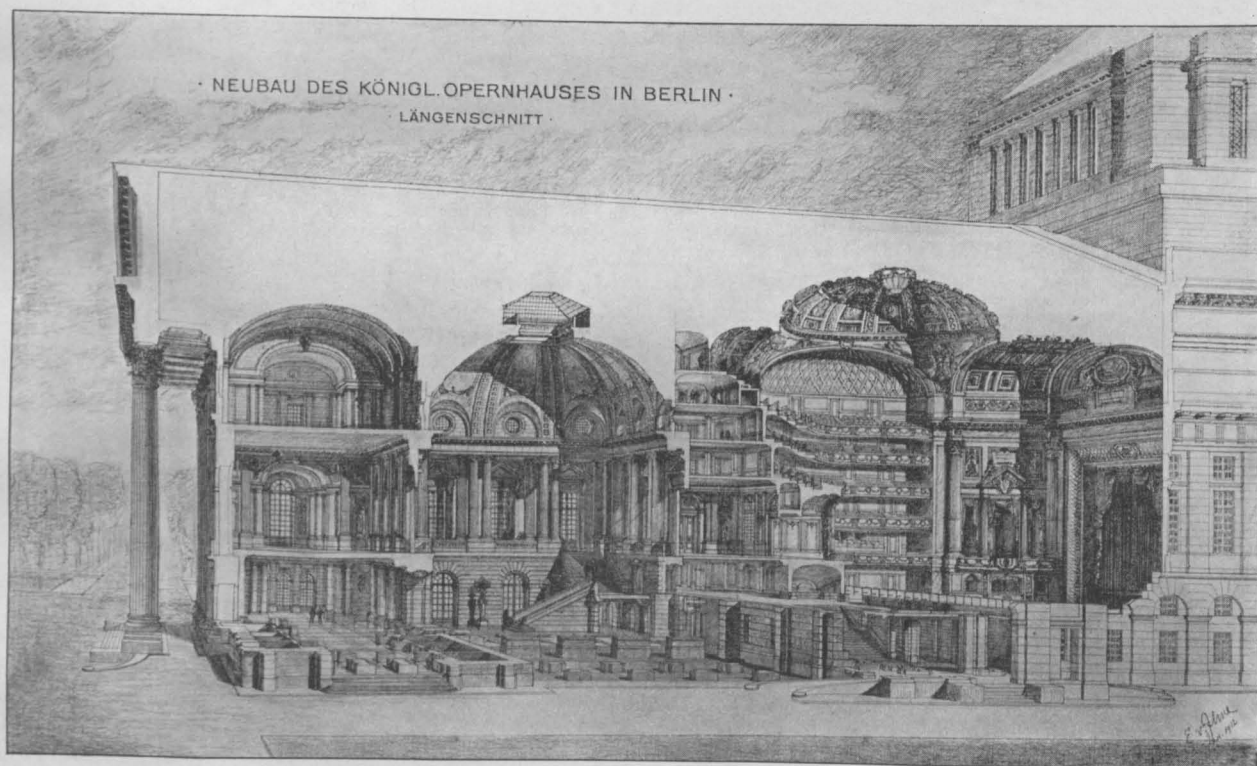
zum Wasser und zu den Anlegestellen hinab. Säulenhallen schieben sich von hier in das Wasser des Hudson-Stromes vor und umschließen die geforderte Hafenanlage. Die Höhenverhältnisse und die Ent-

wicklung zeigt neben unserer Bildbeilage am anschaulichsten der Längsschnitt Seite 250; er zeigt auf der Höhe in der Mitte die Halle mit dem Grabdenkmal, zwischen dem Marine-Museum und dem Empfangsgebäude gelegen. Er zeigt dann im Schnitt die große Freitreppe, unter welcher die New York Central-Eisenbahn im Tunnel hinzieht. Er zeigt ferner die Wellenbrecher, die sich als Säulenhallen in das Wasser vorschieben und deren Dächer von dem

und frei zu gestalten, verlegte der Verfasser daher das Denkmal in den Mittelpunkt der Ostseite der Anlage und gab ihm hier eine zentrale Anordnung. Auf der einen Seite schließt sich das Empfangsgebäude für hervorragende Gäste als ein großer Raum mit Vorraum an, gefolgt von Räumen, in die man sich zurückziehen kann, und unterhalb, im Sockelgeschoß, Küche, Servier-Räume, Toiletten, Dienstabenzimmer usw. Auf der anderen Seite folgt in zwei Geschossen



Gesamt-Ansicht gegen den Königs-Platz.



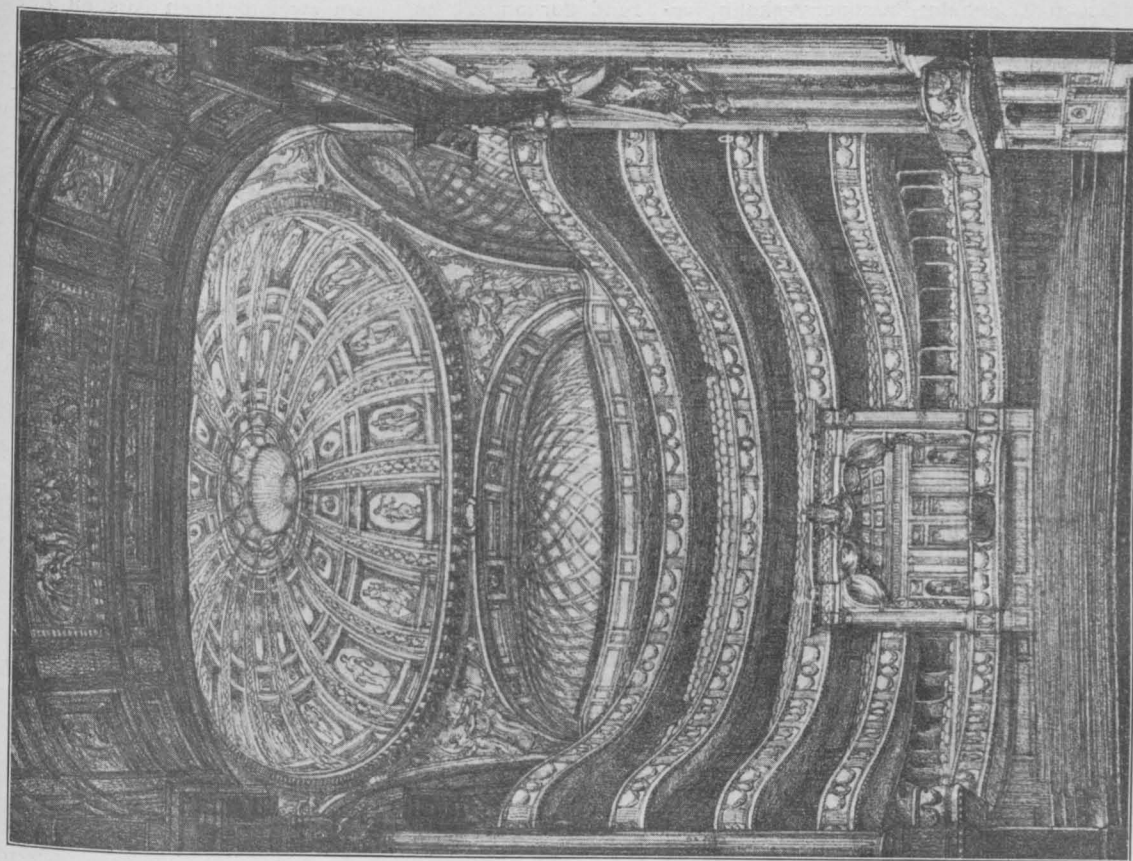
Entwurf des zweiten engeren Wettbewerbes. Architekt: Geheimer Oberhofbaurat Ernst von Ihne in Berlin.
Der engere Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für den Neubau des königlichen Opernhauses zu Berlin.

Mittelpodest der großen Freitreppe aus für hunderte von Zuschauern bei den Empfangsfeierlichkeiten zugänglich sind. Mit einiger Ueberlegung wurde die Stelle für das Fulton-Grabmal gesucht. Die Möglichkeit wäre nicht ausgeschlossen gewesen, sie nach Westen, gegen das Wasser zu verlegen, und das Grabmal vielleicht frei aufzustellen. Das würde jedoch den Zugang vom Wasser beeengt und ein Herumgehen um das Denkmal notwendig gemacht haben. Um den Empfang tunlichst wenig zu beeinträchtigen

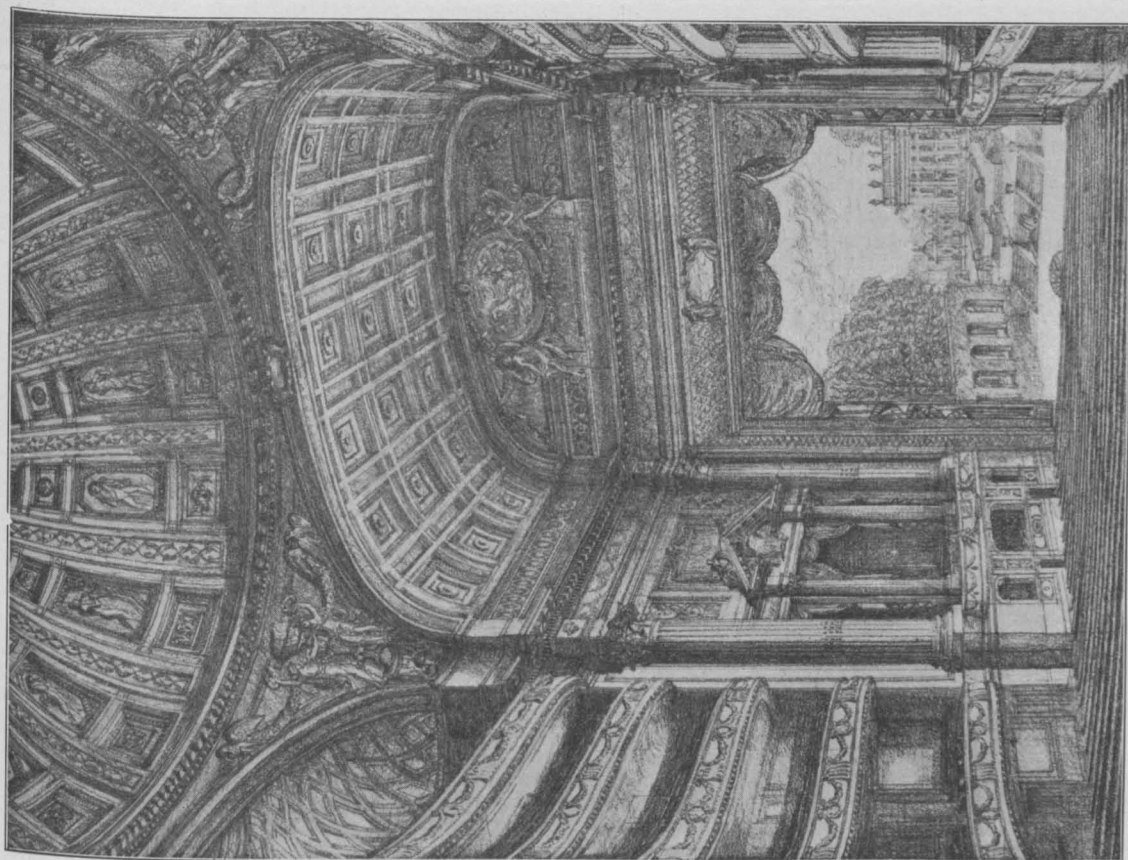
das Museum, das im Obergeschoß eine historische Porträt-Galerie enthält und durch Oberlicht beleuchtet werden wird. Im Sockelgeschoß liegen die Verwaltungs- und Nebenräume. Der Verkehr in der Anlage ist so angenommen, daß der Besucher zunächst zum Grabmal Fulton's emporsteigt und nun durch die offenen Säulenhallen einerseits zu den Empfangsräumen, anderseits zum Marine-Museum geführt wird. Die Landung ist durch Barken oder leichte Boote, die von den großen Schiffen abstoßen, ge-

dacht. Fahrzeuge mit größerem Tiefgang, wie die Yacht des Präsidenten der Union, legen an der nördlichen oder an der südlichen Außenseite der beiden vorgeschobenen Piers an.

für die Gründungsarbeiten der Freitreppe und die Arbeiten der Plattformen in Betracht. Bei den Gründungsarbeiten für die Piers und ihre Säulenhallen ist die Wassertiefe von 13,75 m und eine Schlammsschicht



Ansicht des Zuschauerraumes mit der königlichen Festloge.
Entwurf des zweiten engeren Wettbewerbes. Architekt: Geheimer Oberhofbaurat Ernst von Ihne in Berlin.
Der engere Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für den Neubau des königlichen Opernhauses zu Berlin.



Ansicht der königlichen Hofloge im Proszenium.
Entwurf des zweiten engeren Wettbewerbes. Architekt: Geheimer Oberhofbaurat Ernst von Ihne in Berlin.
Der engere Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für den Neubau des königlichen Opernhauses zu Berlin.

Das Material ist weißer Marmor und Granit von Milford für die Architekturteile; für die Konstruktion kämen ein Stahlgerüst und Eisenbeton namentlich

von fast 30 m Stärke zu beachten. Hier werden daher die beim schwierigen Wasserbau üblichen konstruktiven Vorkehrungen Platz greifen müssen. —

Die Einrichtung elektrischer Zugförderung auf den Berliner Stadt-, Ring- und Vorortbahnen.



er Begründung des hierzu dem preußischen Hause der Abgeordneten vorgelegten Gesetzesentwurfes entnehmen wir Folgendes: Dem örtlichen Eisenbahn-Personenverkehr Berlins dienen ein besonderes Gleispaar der Strecke Charlottenburg - Stralau-Rummelsburg — die eigentliche Stadtbahn — und der durch sie verbundenen Hälften der Ringbahn (der Nordring und der Südring). Für den Vorortverkehr sind teils besondere zweigleisige Strecken vorhanden, teils werden dafür Fernstrecken mitbenutzt. Diese werden so weit zum Vorortverkehr gerechnet, als dort die Vororttarife gelten.

Heute bilden die Berliner Stadt-, Ring- und Vorortbahnen trotz aller sonstigen Verkehrsmittel, insbesondere der Schnell- und Straßenbahnen, eine der wichtigsten Lebensbedingungen für Berlin und seine zum Teil zu Großstädten angewachsenen Vororte. Bei Beurteilung der Verkehrsentfaltung in der Zukunft wird aber damit zu rechnen sein, daß die anderen Verkehrsmittel das Anwachsen des Verkehrs auf dem Berliner Eisenbahnnetz verlangsamen werden.

Der Stadt- und Ringbahnverkehr ist von 75 Millionen Fahrten im Jahre 1895 auf 157 Millionen im Jahre 1909 gestiegen. Er hat sich also in 14 Jahren mehr als verdoppelt und ist im Durchschnitt jährlich um 5,86 Millionen Fahrten gewachsen. Dem Anschwellen des Verkehrs im Jahre 1896 durch die Einwirkung der Berliner Gewerbeausstellung folgte eine allmähliche Steigerung bis zum Jahre 1900, dann im Jahre 1901 wegen Einführung des 10-Pfennigtarifes auf den Berliner Straßenbahnen ein bedeutender Rückgang und seit dieser Zeit wieder ein stetiges Wachsen bis 1907, das nur 1908 infolge der ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse vorübergehend unterbrochen wurde. 1909 zeigt wieder eine starke Steigerung.

Der Vorortverkehr wuchs von 41 Millionen Fahrten im Jahre 1895 auf 137 Millionen im Jahre 1909. Er hat sich also in 14 Jahren mehr als verdreifacht; der jährliche Zuwachs beträgt im Durchschnitt 6,86 Millionen Fahrten. Während er von 1895 bis 1903, also in 8 Jahren, nur um etwa 35 Millionen Fahrten zunimmt, steigert er sich in den folgenden 6 Jahren um fast 61 Millionen Fahrten, woran besonders die Vorortstrecken der Ostbahn, der Schlesi-schen Bahn, der Görlitzer Bahn und der Wannseebahn beteiligt sind.

Der bis 1916 zu erwartende Verkehr ist als Mittelwert aus der durchschnittlichen Verkehrssteigerung von 1895 bis 1909 und jener von 1906 bis 1909 angenommen. Bei der Stadt- und Ringbahn ergibt das 7 Millionen Fahrten jährlich und bis 1916 im ganzen 49 Millionen Fahrten. Bei den Vorortbahnen stellen sich die Zahlen für die Fahrten auf 8 Millionen und 56 Millionen.

Die Leistungsfähigkeit der Bahnen bleibt jedoch hinter den Verkehrsanforderungen schon jetzt zurück. Die Züge sind trotz möglichster Vermehrung und Verstärkung zeitweise auf fast allen Strecken unendlich überfüllt. Bei der fortschreitenden Verkehrszunahme werden sich unhaltbare Zustände herausbilden, die auch die Betriebssicherheit gefährden. Abhilfe muß daher mit allen Mitteln angestrebt werden.

Bestimmend für den Binnenverkehr und einen großen Teil des Vorortverkehrs ist die Leistungsfähigkeit der Strecken Charlottenburg - Schlesischer Bahnhof. Bei Untersuchung der Mittel zur Erhöhung der Verkehrsleistung auf dem Berliner Eisenbahnnetz mußte daher zunächst geprüft werden, ob eine solche durch Ausgestaltung der baulichen Anlagen dieser Strecke zu erzielen sei. Gegebenenfalls könnte dann in Frage kommen, den Uebergang zu einer leistungsfähigeren Betriebsform zunächst noch zu verschieben oder diese nur bei den baulichen Neuanlagen einzurichten und sie nicht früher vollständig durchzuführen, bis die Leistungsfähigkeit jener Neuanlagen erschöpft wäre. Es würde dann möglich sein, zu einer selbst für eine ferne Zukunft ausreichenden Leistungsfähigkeit zu gelangen. Für eine Ausgestaltung in diesem Sinne bieten sich verschiedene Wege: Anlage eines zweiten Gleispaars neben den Stadtgleisen, Anlage einer mit der Stadtbahn ungefähr gleich laufenden Untergrundbahn, Erbauung einer neuen Stadtbahn. Indes hat eine genaue Prüfung ergeben, daß diese drei Ausbauformen teils wegen der Kosten aus der Erwägung ausscheiden. Es wäre auch an und für sich nicht ausgeschlossen, das jetzt dem Fernverkehr dienende Gleispaar der Stadtbahn diesem zu entziehen und lediglich für den Stadt-Vorortverkehr nutzbar zu machen. Das würde indes einen so großen Rückschritt im Verkehr Berlins bedeuten, daß daran ernstlich nicht gedacht werden kann. Von zwei weiteren Wegen, auf die von dritter Seite hingewiesen worden ist, geht der

eine dahin, die Bahnhöfe mit zwei übereinander liegenden Bahnsteigen auszustatten und zur Verkehrsbedienun-g hierzu passende zweistöckige Wagen einzuführen, während der andere zu einem zweistöckigen Ausbau der ganzen Stadtbahn führt. Indes sind auch diese beiden Wege aus technischen und finanziellen Gründen nicht gangbar. Von einer Erweiterung der Stadtbahn in so durchgreifender Weise mußte ohnehin abgesehen werden, da der Verkehr so hohe Kosten nicht zu tragen vermag. Es blieb also nur die Möglichkeit, den Betrieb auf den bereits vorhandenen staatlichen Anlagen so leistungsfähig wie möglich zu gestalten.

Beim jetzigen Dampftrieb können unter Verwendung einer schweren Tenderlokomotive für jeden Zug im äußersten Falle 24 Züge stündlich in jeder Richtung mit je 488 Sitzplätzen, zusammen 11712 Sitzplätzen über die Stadtgleise gefahren werden. Im Jahre 1916 müssen, damit der Verkehr noch befriedigend bedient werden kann, stündlich in jeder Richtung 30 Züge mit je 610 Sitzplätzen, zusammen 18300 Sitzplätzen, befördert werden. Da der Verkehr weiter wachsen wird, so wird die stündliche Zugzahl nach und nach vermehrt werden müssen, bis bei etwa 40 Zügen, entsprechend 24400 stündlich in jeder Richtung beförderten Sitzplätzen, eine weitere Steigerung nicht mehr möglich ist. Die zur Erhöhung der Verkehrsleistung zu schaffenden neuen Einrichtungen sind daher so zu wählen, daß sie bis zu dieser Höchstleistung entwickelt werden können.

Zur Erzielung der erhöhten Leistung sind drei verschiedene Hilfsmittel zu betrachten:

1. Weitere Ausgestaltung des Dampfbetriebes unter Verwendung zweier Lokomotiven in jedem Zuge;
2. Verwendung zweier elektrischen Lokomotiven in jedem Zuge;
3. Einstellung von Triebwagenzügen.

Ueber diese Betriebsarten werden eingehende Erwägungen angestellt. Die Denkschrift entscheidet sich für den elektrischen Betrieb mit Lokomotiven; hierfür spricht auch der Umstand, daß dabei der vorhandene, anderweit kaum verwendbare Wagenbestand weiter benutzt werden kann, was eine bedeutende Ersparnis an Beschaffungskosten ergibt.

Zu erwähnen ist noch, daß bei elektrischem Betrieb die Durchführungs-selbsttätiger Streckensicherung erleichtert wird, und daß wegen der großen Ueberlastbarkeit der elektrischen Triebmaschinen selbst erhebliche Verspätungen sich einholen lassen. Auch können die Fahrzeiten bis zu 20% gegen den jetzigen Fahrplan abgekürzt werden, was beispielsweise für die Fahrt zwischen Charlottenburg und Stralau-Rummelsburg eine Zeitersparnis von 8 Minuten bedeutet.

Nach diesen Erwägungen muß für die Berliner Stadt-, Ring- und Vorortbahnen elektrische Zugförderung mit Lokomotiven als zweckmäßigste Betriebsform bezeichnet werden. Ihre volle Durchführung wird einen Zeitraum von 4 1/2 Jahren nach Bereitstellung der Mittel beanspruchen.

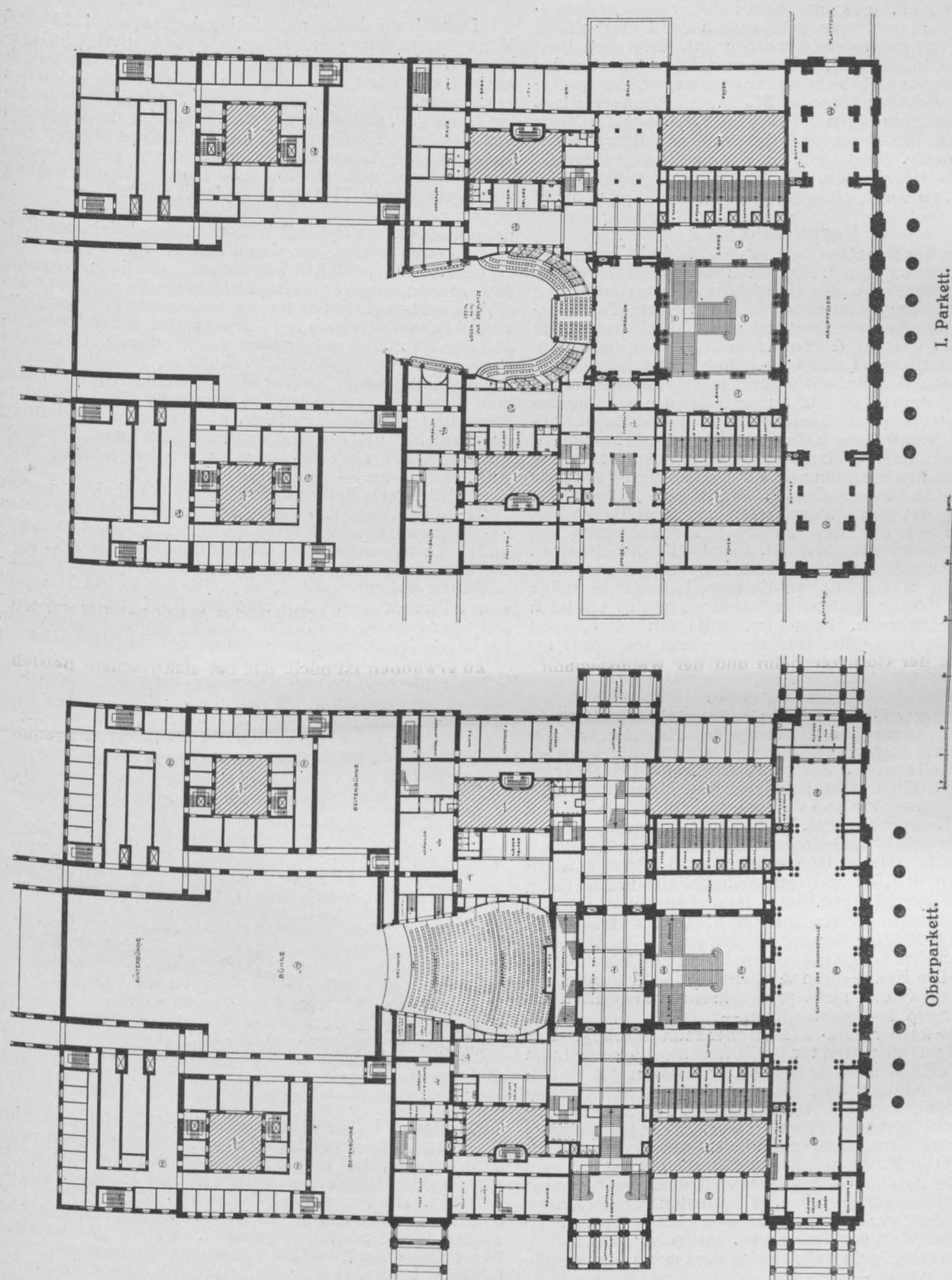
Die Denkschrift schildert nun eingehend die Zusammensetzung und Ausgestaltung der Züge und erwähnt dann, es werde beabsichtigt, die elektrische Arbeit aus zwei Kraftwerken zu beziehen, aus einem Kraftwerk in einem Braunkohlengbiet, voraussichtlich bei Bitterfeld, und einem zweiten zur Reserve und zur Hergabe der über den Durchschnittsverbrauch wesentlich hinausgehenden elektrischen Arbeit in den Zeiten des starken Verkehrs, der sogenannten Spitzenleistung, bei Berlin. Die beiden Kraftwerke haben gleiche Leistungsfähigkeit: jedes würde für sich allein etwa 2/3 des Betriebes unter entsprechender Verminderung der Zugzahl aufrecht erhalten können, was als ausreichende Reserve anzusehen ist, da die Kabelanlage bei ihrer sehr sicheren Anordnung niemals vollständig betriebsunfähig werden wird und mit Unterbrechungen des gesamten Betriebes eines Kraftwerkes bei der geplanten Bauart der Kraftwerke überhaupt nicht zu rechnen ist.

Die Frage, ob es für die Staatseisenbahn-Verwaltung zweckmäßiger ist, Kraftwerke, insbesondere solche für elektrische Zugförderung, auf eigene Kosten zu erbauen, um den Betrieb ohne Rücksicht auf andere Abnehmer nach den Verkehrsanforderungen einrichten zu können, oder statt dessen die elektrische Arbeit aus fremden Werken zu entnehmen, ist für das letztere Verfahren entschieden worden; insbesondere wird der Staatskredit weniger in Anspruch genommen und wegen des feststehenden Strompreises eine Ueberschreitung der Betriebskostenvoranschläge vermieden. Deshalb werden auch von der Staatseisenbahn-Verwaltung überhaupt nur noch dort eigene Kraftwerke gebaut, wo es nicht möglich ist,

anderswoher elektrische Arbeit zu angemessenen Preisen zu erhalten.

Bei Fernbahnen wird die elektrische Zugförderung ausschließlich vom wirtschaftlichen Standpunkte beurteilt. Bei den Berliner Stadt-, Ring- und Vorortbahnen leiten dagegen nicht in erster Linie wirtschaftliche Erwägungen, bestimmend ist vielmehr die Betriebs-Notwendigkeit. Daß der in Aussicht genommene Betrieb mit einfachem Wechselstrom technisch erfolgreich durchführ-

Zur Aufstellung und Behandlung der Züge für den elektrischen Betrieb sind eine Reihe von Abstellanlagen auszugestalten. Für die Abstellgleise ist eine Nutzlänge von mindestens 170m erforderlich. Eine solche Länge haben nur die Abstellgleise auf den neueren Abstellbahnhöfen; die Gleise der älteren Anlagen müssen dagegen verlängert werden. Die bei den Abstellanlagen jetzt vorhandenen Kohlenbühnen, Kohlenlager, Wasserstationen, Wasserkranne, Löschgruben, Lokomotivschuppen u. dergl.



Entwurf des zweiten engeren Wettbewerbes. Architekt: Geheimer Oberhofbaurat Ernst von Ihne in Berlin.
Der engere Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für den Neubau des königlichen Opernhauses zu Berlin.

bar sein wird, ist nach den Erfahrungen bei der Stadt- und Vorortbahn Blankenese-Ohlsdorf und der Strecke Dessau-Bitterfeld nicht zweifelhaft. Hierzu mag erwähnt werden, daß seit Eröffnung des elektrischen Betriebes auf der Stadt- und Vorortbahn Blankenese-Ohlsdorf in Europa und Nordamerika viele Bahnen nach dem dort verwendeten System teils geplant werden, teils im Bau oder — durchweg mit Erfolg — im Betrieb sind. Darunter sind sowohl Fernbahnen mit schwerem Güter- und Personenverkehr, als auch Stadt- und Ueberlandbahnen.

sollen, soweit sie nicht aus militärischen Gründen beibehalten werden müssen, beseitigt werden, um Raum zur Erweiterung der Abstellanlagen zu schaffen. Wo eine solche Erweiterung unzweckmäßig sein würde, sind neue Abstellbahnhöfe in Aussicht genommen.

Die Einrichtung des elektrischen Betriebes bietet die Möglichkeit, später auch die Fernzüge mit elektrischen Lokomotiven über die Stadtbahn zu fahren, um den Rauch und das Geräusch des Auspuffens der Dampflokotiven ganz wegzuschaffen. Die Ermittlungen über die zweck-

mäßigste Ausführung eines solchen Betriebes sind noch nicht abgeschlossen.

Die im ganzen aufzuwendenden Kosten betragen 123 350 000 M., hiervon werden durch die jetzige Vorlage 50 000 000 M. für die Herstellung der baulichen Anlagen — Fahrleitung, Aenderung der Bahnsteiganlagen, Herstellung und Abänderung der Abstellgleise, Werkstätten, Schwachstromleitungen usw. — gefordert, wogegen der Rest von 73 350 000 M. zur Beschaffung und Abänderung von Fahrzeugen, teils aus dem Fahrzeugbeschaffungskonto entnommen, teils gelegentlich der Unterhaltung der Fahrzeuge aufgewendet werden soll. Erforderlich ist die Beschaffung von 557 elektrischen Lokomotiven, 690 Personenwagen und 29 Untersuchungswagen. Zur anderweitigen Verwendung werden 573 Dampflokomotiven frei. Die 690 Personenwagen müssen sowieso zur Deckung des Bedarfes in den nächsten Jahren beschafft werden.

Der Stadt-, Ring- und Vorortverkehr deckt zurzeit nicht die Betriebskosten. Für 1912 ist der Fehlbetrag auf 1 985 000 M. zu veranschlagen. Das Anlagekapital bleibt

danach völlig unverzinst. Mit der Steigerung des Verkehrs und der dadurch bedingten Vermehrung der Züge wird sich der Fehlbetrag immer nur noch weiter vergrößern. Die Einführung des elektrischen Betriebes wird dieses Verhältnis zwar nicht verschlechtern, aber auch nicht wesentlich verbessern. Für 1916 sind zu veranschlagen:

die Betriebseinnahmen auf 49 539 000 M.

die Betriebsausgaben auf 51 778 000 M.

mithin Fehlbetrag 2 239 000 M.

Danach würde das neue Anlagekapital von 123 350 000 Mark ebenso ertraglos bleiben, wie das bisherige Anlagekapital. Angesichts der großen Vorteile, die der Bevölkerung aus der Einführung des elektrischen Betriebes erwachsen, ist es unerlässlich, durch Tarifierhöhungen dafür zu sorgen, daß nicht nur der Fehlbetrag des Betriebes verschwindet, sondern auch die Verzinsung der neu aufzuwendenden Anlagekosten, sowie deren angemessene Abschreibung ermöglicht wird. Durch diese Erhöhung sollen zusammen 7 893 000 M. gedeckt werden. —

Vermischtes.

Städtisches Kunstaustellungs-Gebäude in Karlsruhe. In seiner Sitzung vom 7. März 1912 hat der Stadtrat von Karlsruhe die Frage der Errichtung eines städtischen Kunstaustellungs-Gebäudes beraten. Dem Sitzungsbericht entnehmen wir über diesen Punkt folgendes: Die Architekten Curjel & Moser in Karlsruhe haben im Jahre 1907 auf Grund eines Beschlusses des Bürgerausschusses von 1906 Entwürfe samt Kostenvoranschlägen für ein auf dem Festplatz zu errichtendes städtisches Kunstaustellungsgebäude, für ein an der Stelle der bestehenden Ausstellungshalle zu errichtendes Theater mit Konzertsaal samt Verbindungsbau zum Anschluß an die Stadtgarten-Restaurierung und ein Projekt für die gesamte Platzgestaltung ausgearbeitet. Nachdem nunmehr der Uebergang des Festplatzgeländes aus dem Besitz des Staates in den der Stadt anlässlich der Verlegung des Hauptbahnhofes gesichert ist, beschließt der Stadtrat, auf jene Entwürfe zurückzukommen und wegen ihrer Ausführung im Anschluß an die neuerlichen Vorschläge des Prof. Moser weitere Verhandlungen mit Curjel & Moser aufzunehmen. Die geplanten Bauten sollen, wenn möglich, bis zum Jahre 1915, in welchem die Stadt ihr 200jähriges Bestehen feiert, fertiggestellt werden. —

Wettbewerbe.

Ein engerer Wettbewerb betr. Entwürfe für ein Grabdenkmal für verunglückte Beamte und Arbeiter der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg wurde unter den Bildhauern Heilmann, Widmer, Roth und Kittler in Nürnberg eröffnet. Dem Preisgericht gehören u. a. an die Hrn. Prof. Herm. Hahn in München, Prof. Schiessl und Prof. Ruff, sowie Ob.-Brt. Weber in Nürnberg. —

In dem Wettbewerb Urnenhain Mainz wurde der I. Preis nicht erteilt. Zwei II. Preise fielen an die Hrn. Garten-Insp. Jung in Köln und Garten-Arch. Herm. Foeth in Gemeinschaft mit Arch. Peter Recht in Köln. Den III. Preis gewannen die Architekten Gerstädt & May in Frankfurt a. M. Zum Ankauf wurden empfohlen Entwürfe der Gartenarchitekten Gaedt in Köln und Gebr. Röthe in Bonn. Die Hrn. Foeth & Recht in Köln wurden beauftragt, auf Grund ihres preisgekrönten Entwurfes die Ausführungspläne anzufertigen. —

Wettbewerb Alters- und Siedenheim Jüterbog. Das Heim soll mit 40 Betten für beide Geschlechter auf einem unregelmäßigen Gelände in der Zinnaer Vorstadt errichtet werden, einfach aber ansprechend und von Gartenanlagen umgeben sein. Ueber Material und Stil sind Angaben nicht gemacht. Der Entwurf ist so aufzustellen, daß ein Erweiterungsbau angegliedert werden kann. Bau-summe 65 000 M. Sämtliche Zeichnungen 1:100, dazu ein farbiges Schaubild. Das ist etwas viel für die bescheidenen Preise und Ankaufsummen. Die Kosten für die Unterlagen von 2 M. werden nicht zurückerstattet, überschreiten auch den Wert der Unterlagen. Im Preisgericht stehen die beiden technischen Mitglieder dem ganzen Kreisausschuß gegenüber. —

Mißstände im Wettbewerbswesen. In Rücksicht auf die große vergebliche Arbeitsleistung bei Wettbewerben und die damit für die Teilnehmer verbundenen erheblichen Unkosten haben die ausschreibenden Stellen in zunehmendem Maße in dankenswerter Weise erklärt, die für die Uebersendung der Unterlagen geforderten Beiträge auch dann wiedererstatte zu wollen, wenn die Unterlagen innerhalb einer kurz bemessenen Frist unverseht zurückgesendet werden. Diese Rücksicht glaubte die Hochbauabteilung des Stadtbauamtes Witten, also eine Fachbehörde, nicht üben zu können. Einem Teil-

nehmer des von der Stadt Witten ausgeschriebenen Rathaus-Wettbewerbes, der sich die Unterlagen gegen 10 M. erbeten hatte, jedoch infolge einer plötzlich notwendig gewordenen längeren Reise nicht in die Bearbeitung des Wettbewerbes eintreten konnte, antwortete das Stadtbauamt auf dessen Gesuch um Rückerstattung der Auslagen, daß diesem nicht stattgegeben werden könne. Geschieht das durch eine nichtfachliche Behörde, so kann man es mit der Unkenntnis der Verhältnisse entschuldigen. Da dem Bewerber eine rechtliche Handhabe für die Wiedererlangung des Betrages fehlt, so kann man die Haltung der Fachbehörde und die mit ihr verbundene geringe Rücksicht auf die Teilnehmer an Wettbewerben jedoch nur bedauern. —

Wettbewerb Rathaus Landsberg (Warthe). Unseren Mitteilungen Seite 224 tragen wir unter Beifügung eines Lageplanes nach, daß es sich um ein Bauwerk mit drei vollen Geschossen und einem teilweise ausgebauten Dachgeschoß handelt. Das Rathaus soll in zwei Bauabschnitten gebaut werden, doch ist der Entwurf für die ganze Baufläche mit den Häusern A—O unter Berücksichtigung einer künftigen Vergrößerung aufzustellen. Es ist gestattet, die Straßen rund um die Baufläche zu



verbreitern. Ueber Formensprache, Material usw. sind Angaben nicht gemacht. Aus dem Raumprogramm ist zu erwähnen, daß im Rathaus auch Museumsräume zu planen sind. Die Zeichnungen sind teils 1:200, teils 1:100 verlangt. Die Summe der Preise kommt unter allen Umständen zur Verteilung. Es ist der Ankauf von vier Entwürfen für je 500 M. vorgesehen. Wegen der weiteren Bearbeitung der Entwürfe und wegen der Bauausführung behält sich die Behörde die Entschließung vor. Ueber die Zurückerstattung der 2 M. für die Unterlagen ist nichts bemerkt. —

Inhalt: Das Robert Fulton-Denkmal für New York. — Die Einrichtung elektrischer Zugförderung auf den Berliner Stadt-, Ring- und Vorortbahnen. — Vermischtes. — Wettbewerbe. — Abbildungen: Der engerer Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für den Neubau des königlichen Opernhauses in Berlin. —

Hierzu eine Bildbeilage: Das Robert Fulton-Denkmal in New York.

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin.
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg. P. M. Weber in Berlin.



UR KUNST DES GAR-
TENS. * VON ALBERT
HOFMANN. * GARTEN
NACH MOTIVEN AUS
LACROMA NACH EI-
NEM GEMÄLDE VON
EMIL JAKOB SCHIND-
LER, GEBOREN 1842 IN
WIEN, GESTORBEN
892 AUF WESTER-
LAND-SYLT. * * * *
== DEUTSCHE ==
* * BAUZEITUNG * *
XLVI. JAHRGANG 1912
* * * * NO. 28. * * * *



DEUTSCHE BAU- ZEITUNG

* XLVI. JAHRGANG. NUMMER 28. *
* * BERLIN, DEN 6. APRIL 1912. * *

Zur Kunst des Gartens.

Aphoristische Bemerkungen und Material zu einer Studie über den Garten
als Kunstwerk von Albert Hofmann.

Hierzu drei Bildbeilagen.

„God Almighty first planted a garden. And, indeed, it is the purest of human pleasures; it is the greatest refreshment to the spirits of man, without which buildings and palaces are but gross handiworks. And a man shall ever see that when ages grow to civility and elegance, men come to build stately, sooner than to garden finely, as if gardening were the greater perfection. I do hold it, in the royal ordering of gardens, there ought to be gardens for all the months in the year, in which, severally, things of beauty may be then in season.“ —

Aus den „Essays“ von Francis Bacon. Zuerst 1597 veröffentlicht. XLVI. Of Gardens.



Die Meinung ist eine weit verbreitete und bis zu einem gewissen Grade ja wohl auch begründete, daß wir heute dem Verständnis für die Natur, für die Seele der Erde, für ihre Kräfte und für ihre Gewächse näher als je gekommen seien. Und in der Tat: welch' eine Entwicklung zum Beispiel von den Zeiten, in denen sich die römischen Kaiser auf Sänften mit verbundenen Augen über die Alpen tragen ließen und den Göttern dankten, wenn sie das Gebirge mit seinen bösen Dämonen hinter sich hatten, bis heute, da uns die Alpenwelt zu einer höheren Heimat geworden ist; da Byron schreiben konnte:

„Nicht in mir selbst leb' ich allein, ich werde
„Ein Teil von dem, was mich umgibt, und mir
„Sind hohe Berge ein Gefühl . . .“

Welche Wandlung in der Anschauung über die Natur noch seit dem 18. Jahrhundert, als ein englischer Schriftsteller, Samuel Richardson, in einem damals viel gelesenen Roman „History of Sir Charles Grandison“ sich von den Alpen schauernd abwendet, Savoyen als eines der abscheulichsten Länder unter dem Himmel bezeichnet, bis zu der entzückten Schwärmerei über die Alpenwelt, von der etwa Giovanni Segantini be-seelt ist, wenn er schreibt: „Ich bin ein leidenschaftlicher Anbeter der Natur; an einem schönen Sonnentag im Frühling, in jenen Bergen, in denen ich lebe, wenn die knospenden Alpenrosen zart aus dem grauen Fels-gestein oder dem hellen Grün der Triften hervorschauen und der blaue Himmelsbogen sich in den klaren Augen der Erde spiegelt, empfinde ich eine ungemessene Freude; das Blut wallt mir in den Adern wie beim An-blick der Geliebten in der Zeit der ersten Jugendliebe. Ich berausche mich

an dieser Liebe, die nie versiegt; ich knie nieder und küsse die Gräser und die Blumen, indes im unermeßlichen Blau die Lerchen trillern“. Gewiß hat es auch damals nicht an einzelnen bevorzugten Geistern gefehlt, welche der Natur mit erschlossener Seele gegenübertraten und sich wie Jean Jacques Rousseau von der erhabenen Schönheit der Alpenwelt überwältigen ließen. „Vor der glänzenden Krone der ewigen Schneegebirge“ fühlt der junge Goethe sich mitgerissen und seine idealen Kräfte erstarken. In die leuchtenden Gipfel der zum Himmel ansteigenden Berge legt er das Gleichnis von „Jungfrauen, die der Geist des Himmels in unzugänglichen Gegenden für sich allein in ewiger Reinheit aufbewahrt“. In Versen spricht er es aus, wie er sich nach der Natur sehne, wie sie ihm ein „lustiger Springbrunn“ sei, der „aus tausend Röhren“ spiele; wie sie alle seine Kräfte in seinem Sinn erheitere und „dieses enge Dasein zur Ewigkeit“ erweitere. Jean Paul Fr. Richter bricht im „Titan“ in den Ruf aus: „Hohe Natur! wenn wir dich sehen und lieben, so lieben wir unsere Menschen wärmer, und wenn wir sie betrauern oder vergessen müssen, so bleibst du bei uns und ruhest vor dem nassen Auge wie ein grünes abendrotes Gebirge. Ach, vor der Seele, vor welcher der Morgentau der Ideale sich zum grauen kalten Landregen entfärbet hat ... bleibst du erquickende Natur, mit deinen Blumen und Gebirgen und Katarakten treu und tröstend stehen, und der blutende Göttersohn wirft stumm und kalt den Tropfen der Pein aus den Augen, damit sie hell und weit auf deinen Vulkanen und deinen Frühlingsen und auf deinen Sonnenliegen!“

Das sind jedoch vereinzelte Erscheinungen, die nur umso schärfere Schlagschatten auf das allgemeine Bild gleichgültiger Teilnahmslosigkeit gegenüber den Eindrücken der Natur noch vor hundert Jahren werfen. Wie anders heute: Die Kunst des Landes und mit ihr die erhöhte Aufmerksamkeit für das Leben und Weben in der Natur blühen in ungeahnter Weise wieder auf. Wenn man aber genauer hinsieht, so hat die Bewegung einstweilen noch für einen großen Teil der Mitläufer lediglich den Charakter einer Modebewegung. Wir suchen das Meer auf; wir wandern ins Gebirge. Wir nehmen wohl auch mit frischem Kraftgefühl den Kampf mit den

Bergen auf, um auf ihren nebelentrückten Höhen die stillen sonnigen Freuden der Natur zu genießen. Aber das alles ist doch nur ein Spiel, kein ernster, sondern mehr ein vergnüglicher Kampf mit den Naturmächten, aufgenommen zum Zwecke eines nur flüchtigen Genießens. Was ein wirkliches Leben in der Natur, ein Mitleben mit der Erde, ihren Gewächsen und ihren Tieren, mit Sonne und Kälte, mit Sturm und Regen, am Morgen und Abend ist, das wissen nur wenige. Nur vereinzelt ist auch in unserer Zeit noch der Ruf:

„Wo find ich dich, unendliche Natur?“

„Euch Brüste wo, ihr Quellen allen Lebens?“

Nur vereinzelt das Verlangen, das Segantini mit

den Worten ausdrückt: „Ich habe Durst, o, Erde, und ich trinke aus deinen klaren und ewigen Quellen. Ich trinke dein Blut, o, Erde, das mein Blut ist. Was ich am meisten liebe, ist die Sonne, dann der Frühling und danach die Quellen, die klar aus dem Felsen brechen und die Adern der Erde durchfließen, wie das Blut durch unsere Adern rinnt. Die Sonne ist die Seele, die der Erde Leben gibt und der Frühling ist ihre Fruchtbarkeit“. Das sind Empfindungen, wie sie Edmond Rostand in die Worte kleidete:

„Je t'adore, Soleil!
Tu mets dans
l'air des roses,
„Des flammes dans
la source, un dieu
dans le buisson!“

„Tu prends un
arbre obscur et
tu l'apothéoses.
„O Soleil! toi sans
qui les choses
„Ne seraient que
ce qu'elles sont!“

(Dich, Sonne, bet'
ich an! Du gibst
uns Frieden!

Der duft'ge Baum,
umsonnt, wirkt
sonntäglich!

Dem Quell wird
Glut, dem Hain
ein Gott beschieden!

Was wäre schön hinnieden, — O Sonne, ohne dich!)

(Deutsch von Sigmar Mehring.)

Die Dichtung hat wohl die Naturschilderungen wieder aufgenommen, aber die echten Töne, das tiefe Mitfühlen sind selten, meist handelt es sich um ein zartes Emplinden für malerische Reize. Seit die Romantik in der Dichtung wieder verlassen wurde, hat nur die Lyrik in vereinzelten Beispielen den Herzschlag des natürlichen Lebens in tieferer, gemütvoller Weise wiedergegeben, ich erinnere an Fontane und Liliencron, an Storm und Dehmel, an Verlaine und Jacobsen, an Verhaeren und an die Nordländer.

In ungleich reicherer und vielseitiger Weise hat die bildende Kunst in ihren Darstellungen an die



Schwarzwaldhaus aus dem Gutach-Tal.



Schwarzwaldhäuser aus dem Gutach-Tal.

Natur sich angeschlossen, aber das eigentliche Zusammenleben des Menschen mit der Natur ist auch für sie ein nur vereinzelter Vorwurf geblieben. Nur klein ist vorläufig noch die Gemeinde der Menschen, welche der Natur anders als nur beobachtend oder flüchtig genießend gegenüber stehen. Nur wenig zahlreich sind die, die ihr angehören und sich als ein Teil der Natur fühlen; die mit ihren Geschöpfen und Gewalten eng verbunden sind; die die Naturlieder fortsingen und die alten Sagen weiter träumen; die ihre Frömmigkeit mit einem guten Teil des alten Dämonen - Glaubens mischen und aus den Naturmythen und Wolkenbildern einen Teil ihrer Lebensanschauungen abzuleiten geneigt sind. "Selten ist die tiefere Gemeinschaft, von der Novalis einmal mit den Worten sagt: „Es sind nicht die bunten Farben, die lustigen Töne und die warme Luft,

und Feen hängt; die mit einem Worte eine stille Andacht zum Gotte Pan hegen und denen das Naturerlebnis wie ein Erlebnis des Eigenlebens ist. Die mit Andersen erkennen, daß die Folianten vergilben, der Städte gelehrter Glanz erbleicht und daß nur das Buch der Natur jedes Jahr eine neue Auflage erhält.

Und doch ist das Wort „Kulturermüdung“ ein immer häufiger gehörtes; „überall, wo wir entwickeltere Reflexion und ein vertieftes Innenleben antreffen, kehrt diese Erscheinung der Flucht aus der Welt,

kehrt diese Geringschätzung der äußeren Kulturgüter wieder.“ (Friedr. Jodl.) Man wünscht eine Erfüllung des Daseins mit neuem Inhalt, man verlangt nach einer Rückkehr zu ungekünstelteren Formen des gemeinsamen Lebens. Dieses Verlangen ist ja nicht neu, es ist so alt wie die Kultur überhaupt. Immer wieder nach einer Pe-



• Hof des Schlosses Forst bei Meran.



Schloßhof von Maretsch bei Bozen.



Kreuzgang im Dominikaner-Kloster zu Ragusa.

die uns im Frühling so begeistern, es ist der stille weissagende Geist unendlicher Hoffnungen, ein Vorgefühl vieler froher Tage und die Ahnung höherer ewiger Blüten und Früchte“. Noch klein also ist die Gemeinde der wahren Pan-Verehrer, bei denen das Naturgefühl mit seelischen Tönen durchsetzt ist; denen die Natur das geheimnisvolle Zwischenreich zwischen Sein und Werden ist; für die es in der Natur noch ehrfürchtige Geheimnisse gibt; deren kindlicher Glaube sich noch an Unfaßbares, an Erdgeister

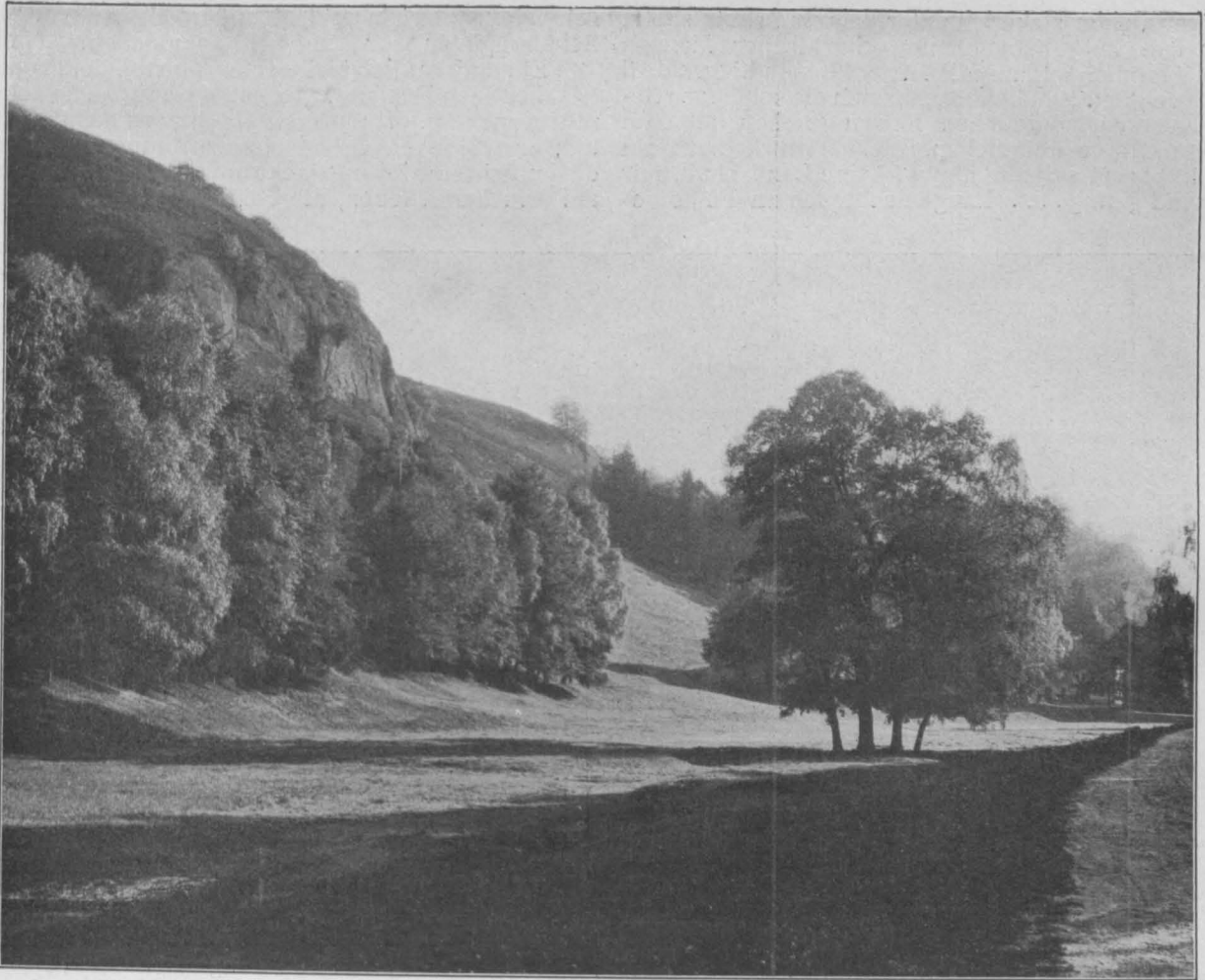
riode der Uebersättigung im Kulturleben macht sich ein erhöhter Drang zur Natur bemerkbar. Das Beispiel, welches uns am nächsten liegt, ist Jean Jacques Rousseau (1712—1778). „Einen neuen Sinn für die Natur, die ungekünstelte, große, die „natürliche“ Natur, hat Rousseau dem europäischen Kulturmenschen eingebläst; neue Quellen des Gemütslebens einer unter verschnörkeltem Zeremoniell seufzenden Gesellschaft erschlossen“. „O Natur, o meine Mutter“, ruft er in seinen „Bekenntnis-



Hof der Abtei von San Gregorio in Venedig.



Kreuzgang der Kirche San Giovanni degli Eremiti in Palermo.



Thüringische Landschaften aus der Umgebung von Eisenach.

sen“ aus, „hier stehe ich unter deinem Schutz allein, hier tritt kein listiger und schurkischer Mensch zwischen dich und mich!“ Als er für sein Liebesideal eine geeignete Stätte sucht, „ließ ich die schönsten Gegenden, die ich auf meinen Reisen gesehen hatte, im Geist an mir vorbeiziehen. Aber ich fand keinen Hain mir kühl und schattig genug, keine Landschaft, mir rührend genug Lange dachte ich an die borro-

sein „Revenons à la nature!“ anders als in harmlosen Schäferspielen zur Wahrheit zu machen.“ (Jodl.)

Ein anderes Beispiel war Leo Tolstoi, der Prophet des heutigen Rußland. Er faßte seine Sache schon nüchterner an. Auch er wollte hinaus aus der Kultur; er wollte die Gesellschaftsordnung abstreifen, die uns wie eine Zwangsjacke umgibt, wollte als Bauer auf dem Lande leben, die Geldwirtschaft durch eine

Naturalwirtschaft ersetzen. Sein erstrebtes Ideal war die Begründung einer ökonomischen Existenz auf eigenem Besitz und durch eigene Arbeit. Seine Gedanken haben neuere englische Agitatoren, z. B. Edward Carpenter, fortgesetzt. Nach dessen Ansicht bricht alle Zivilisation die Einheit des Menschen mit der Natur; er fordert die Rückkehr zu allgemeineren Lebens - Bedingungen, zur Sonne, der Allegorie des wahren, universellen Ich, zum Sonnenlicht, das wir wieder anbeten lernen müßten. Es steckt viel Schwärmerei und Mystizismus in diesen Forderungen, aber auch viel Wahrheit. Und zu dieser rechne ich den schon im Altertum geläufigen Begriff der inneren und äußeren Freiheit, der Unabhängigkeit des persönlichen Lebens von dem Räderwerk der Kultur. — Ein drittes Beispiel für die Flucht aus der Kultur, wie wir sie heute kennen, ist die wieder von England ausgegangene Gartenstadt - Bewegung, und als ein weiteres Beispiel können die Landerziehungsheime gelten, die gleichfalls von England,



Gartenanlage unter Verwendung von Motiven aus Lacroma. Nach einem Gemälde von Emil Jacob Schindler (1842—1892).

mäischen Inseln, deren entzückender Anblick mich begeistert hatte, doch fand ich dort für mein Gebilde zu viel Schmuck und Kunst“. An dem Orte seiner schließlichen Wahl rühmt er „die Mannigfaltigkeit der Landschaft, die Pracht und Majestät der ganzen Natur, die die Sinne entzückt, das Herz bewegt, die Seele erhebt. . .“ (Bekenntnisse)

Aber „aller Reiz seiner Sprache und aller Schwung seiner Einbildungskraft reichten doch nicht hin, um

Abbotsholme, ausgingen. Hier wird die Erziehung in Verbindung mit der Natur in drei Altersstufen geleitet. Die oberste Stufe lebt nach einem Worte von Hermann Lietz, der das Beispiel von Abbotsholme in Deutschland einführte, „in größerer Stille und Abgeschiedenheit der Gebirgsnatur und hat stets das Bild einer erhabenen Welt der Berge und Täler vor Augen, die zur Sammlung und Vertiefung der Gedanken gewissermaßen einladet“.

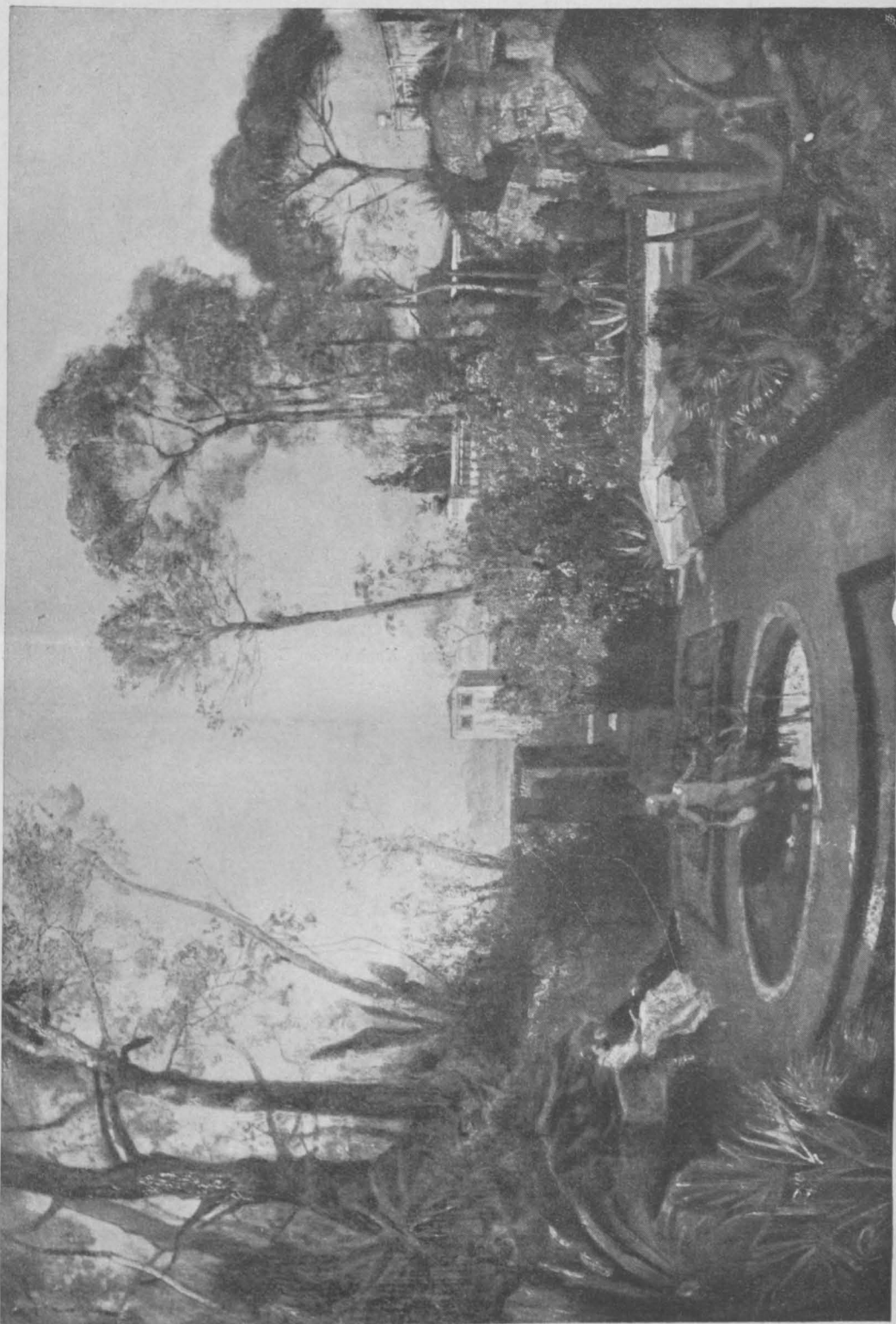
Es ist nun kein Zufall, daß diese Bewegungen der neueren Zeit von England ausgegangen sind, auf Amerika übergegriffen haben und von beiden Ländern zu uns nach Deutschland gelangt sind. Die ungewöhnlich intensive industrielle Entwicklung in England und Amerika, die unseren eigenen Verhältnissen ja um 50 Jahre vorangeschritten ist und in erhöhtem Maße alle die Schäden an der Leibes- und Seelenkultur her-

vorgebracht hat, die Tolstoi glaubt in so leidenschaftlicher Weise verdammen zu müssen, diese Entwicklung im Verein mit den besonderen Eigentümlichkeiten der angelsächsischen Rasse und deren Stellung der Natur gegenüber haben ein Verhältnis zu der Natur geschaffen, das mit dem Worte „schwärmerrisch“ nicht zu weitgehend charakterisiert ist. Vorzügliche Zeitschriften, wie in England die Zeitschrift „Country Life“ (Landleben) und in Amerika die parallele Zeitschrift „Country Life in America“ haben ihren Siegeslauf über die Länder der angelsächsischen Rasse begonnen und auch bei uns Eingang zu gewinnen gesucht. Glänzende Werke über die Kunst des Gartens hat England in einer bisher anderwärts nicht erreichten Weise herausgegeben. In der

Zeitschrift „Country Life“ werden z. B. eine Reihe male-

rischer Ausschnitte aus der Natur gegeben, die von lyrischen Zweizeilern aus Alfred Tennysons Gedichten begleitet sind. Es werden in diese Natur-Ausschnitte gewissermaßen persönliche Empfindungen hineingelegt, sie werden als eine Verkörperung der Kunst des Dichters betrachtet. Der Verfasser folgt den Spuren Tennysons, ähnlich, wie wir Schiller's Spaziergang folgen würden. Es heißt da „Wir haben bei unserem Spaziergang einen goldenen

Nachmittag in das Abendrot hinuntergleiten sehen und nun wirft die untergehende Sonne ihr weißes und magisches Licht über die Landschaft und scheint ihr einen Reiz zu verleihen, der im Mittagsglanz nicht vorhanden war, und wir glauben, daß die Muse Tennysons keinen diesem Sonnenuntergang unähnlichen Anblick hatte Die Muse, welche diese arkadischen Idyllen und Gesänge hervorbrachte, wel-



Gartenanlage unter Verwendung von Motiven aus Lacroma. Nach einem Gemälde von Emil Jacob Schindler (1842—1892).

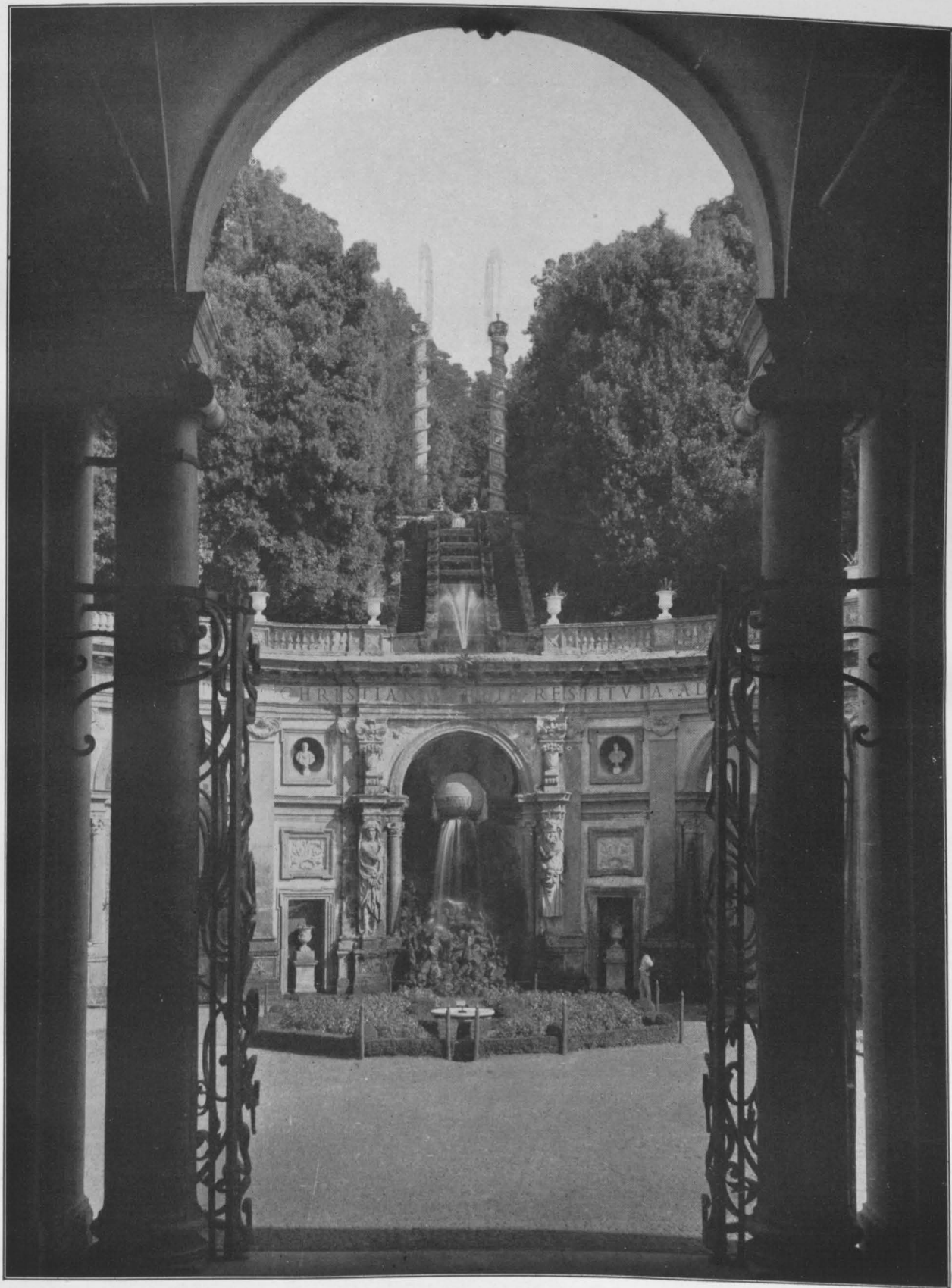
che Obstgarten und Wiese, Acker und Weinberg, Biene, Pferd und Herde liebte und sie durch ihre Zauberei verschönte, fand ihre Zuflucht in den Büschen der Wiese, in den grünen Bächen und unter den wogenden Pflanzungen.“ In dieser feinen, poetischen Weise wird in England für die Natur Stimmung gemacht, wird die Liebe zum Garten erzogen. Wir haben unter den deutschen Dichtungen das schönste Beispiel im „Spaziergang“. Wie glück erfüllt begrüßt



Garten an der Stadtmauer von Weißenkirchen an der Donau. Nach einem Gemälde von Johann Jakob Schindler (1842–1892).



Pfarrgarten in Weißenkirchen an der Donau. Nach einem Gemälde von Johann Jakob Schindler (1842–1892).



UR KUNST DES GARTENS. * VON
ALBERT HOFMANN. * ATLAN-
TEN-FONTÄNE DES GARTENS
DER VILLA ALDOBRANDINI IN
FRASCATI BEI ROM. * * * * *

≡ DEUTSCHE BAUZEITUNG ≡

* XLVI. JAHRGANG 1912 * NO. 28. *

Schiller den „Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel, die Sonne, die ihn so lieblich bescheint“. Dem Gefängnis des Zimmers entflohen, umfängt ihn frei die Wiese, „mit weithin verbreitetem Teppich; durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad“. Wir werden an die thüringischen Landschaften erinnert, die S. 261 abgebildet sind, wenn der Dichter, weiterschreitend, sagt:

für die weitere Entwicklung. Nun gewinnt das Wort Bacons seine Geltung. Nun gewinnt aber auch Geltung, was Goethe etwas ungewöhnlich in die Worte kleidete: „Die Natur ist eine Gans, man muß sie erst zu etwas machen.“ In einem Gespräch vom 20. Oktober 1828, das Eckermann verzeichnet, erläutert er diesen Ausspruch dahin, wer etwas Großes machen wolle, müsse seine Bildung so gesteigert haben, daß



Hausgarten aus der Parkanlage des Schloßchens Plankenberg zwischen Tulln und Neulengbach bei Wien.
Nach einem Gemälde von Emil Jacob Schindler (1842—1892).

„Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende
Kühlung
„Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
„In des Waldes Geheimnis entflieht mir auf einmal
die Landschaft,
„Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
„Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
„Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue
herein“.

Diese allgemeine Liebe zur Natur nun findet ihre ursprünglichste subjektive Äußerung beim Menschen in der Anlage des Hausgartens und in seiner Pflege. Und hier scheiden sich wieder der Naturgarten für die ersten Anfänge und der Kunstgarten

er imstande sei, die geringere reale Natur zu der Höhe seines Geistes heranzuheben und dasjenige wirklich zu machen, was in natürlichen Erscheinungen, aus innerer Schwäche oder aus äußerem Hindernis, nur Intention geblieben sei. Aus Anlaß der Betrachtung einer Radierung nach einer Landschaft von Rubens legte Goethe dar, wie der Künstler ein zweifaches Verhältnis zur Natur habe; er sei ihr Herr und ihr Sklave zugleich. „Er ist ihr Sklave, insofern er mit irdischen Mitteln wirken muß, um verstanden zu werden, ihr Herr aber, insofern er diese irdischen Mittel seinen höheren Intentionen unterwirft und ihnen dienstbar macht. Der Künstler will zur Welt

durch ein Ganzes sprechen; dieses Ganze aber findet er nicht in der Natur, sondern es ist die Frucht seines eigenen Geistes oder des Anwehens eines befruchtenden göttlichen Odems“. In der Landschaft des Rubens erblickt er gewaltsame Lichtverhältnisse: „Sie können immerhin sagen, es sei gegen die Natur. Allein wenn es gegen die Natur ist, so sage ich zugleich, es sei höher als die Natur, so sage ich, es sei der kühne Griff des Meisters, wodurch er auf geniale Weise an den Tag legt, daß die Kunst der natürlichen Notwendigkeit nicht durchaus unterworfen ist, sondern ihre eigenen Gesetze hat.“

Das nun etwa ist die Sachlage in der Kunst des Gartens und es ist kein Zufall, daß ein bildender Künstler es ist, der sich über die charakteristischen Eigenschaften des Kunstgartens in seinen Anfängen ausgesprochen hat. Der im Jahre 1892 verstorbene Wiener Landschaftsmaler Jakob Emil Schindler, der sich an den französischen Meistern Rousseau und Daubigny gebildet hatte, der infolge seiner poetischen Veranlagung die Stimmungslandschaft vor allem pflegte, in dem die Sehnsucht der Künstler lebte, wieder eine echte Gartenkultur zu sehen, charakterisierte die Anfänge des Kunstgartens mit den folgenden Worten: „Es entwickelte sich sehr bald eine Art von Garten dadurch, daß der Mensch den Zugang zu seiner Hütte oder Höhle glättet. Er will diesen bei dunkler Nacht, bei Sturm und Regen leicht finden und ungefährdet passieren. Wie bald tritt nun der Sinn für Symmetrie, für Horizontal und Vertikal ein, und so haben wir die ersten Anfänge des Gartens in den allersimpelsten Bedürfnissen der Menschen. Wir sind bei diesen Elementen geblieben und auch

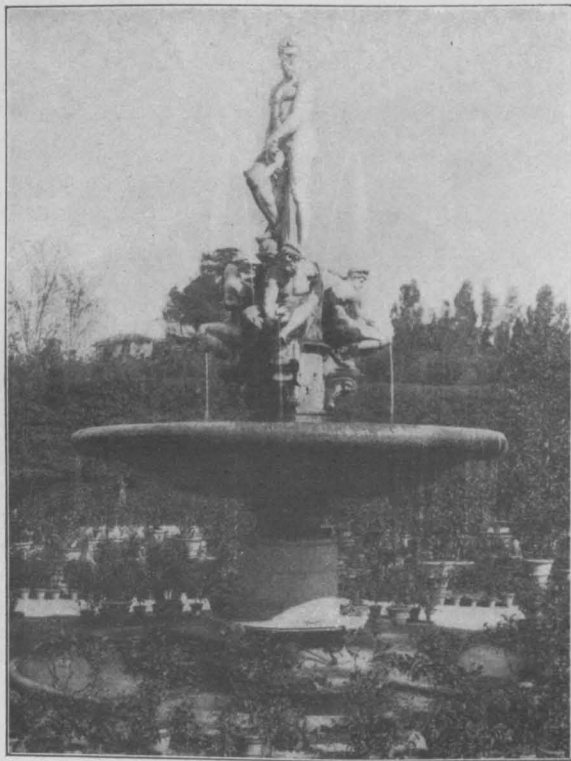
in den großartigsten Anlagen, die wir besitzen und kennen, ist man eigentlich nicht viel über diese hinausgegangen.“ So sehen wir bei den Bauernhäusern aus dem Schwarzwald (S. 258), aus dem Gutachtal, die unter dem Schutz des Kirschenbaumes stehen, dessen Zweige in die Fenster des Hauses hängen, die ersten Anfänge des Gartens und zugleich ein wunderbares Zusammenwachsen von Haus und Garten und Naturumgebung. Ist der weitere Garten um das Haus groß genug, um eine Familie zu ernähren, so nennen die Bewohner des Kinzigtales einen solchen Hof,

„in reizender Feinfühligkeit“, wie der Pfarrer Hansjakob in seinem gemütvollen Buche „Wilde Kirschen“ sagt, „Gelegenheit“, denn er gibt Gelegenheit zum Heiraten. Ein solches Anwesen im Kinzigtal ist, wie Hansjakob schreibt, wie eine köstliche Sommerhalde in einem reizenden Tälchen, umsäumt von den ewig grünen Bäumen des dunklen Tannenwaldes, still, abgelegen, sonnig und blumig, bestrichen von einem murmelnden Bächlein und schmalen Weg, ein köstlicher Garten in Gottes freier Natur. „Vom Abhang hinab schaut das Haus auf das Städtchen wie ein schüchternes Waldvögelein. Das Strohdach geht zu beiden Seiten hinab fast bis zum Boden. Auf dem Stroh hat längst das Waldmoos sich niedergelassen und das Dach mit einem grünen Sammetkissen belegt. Hier haust der Bauer wie ein Fürst. Seine fürstlichen Freuden sind es, wenn er die Wasser und den Waldrauschen hört, wenn er das Getreidefeld wogen, den Klee blühen sieht, wenn die Sonne auf- und untergeht, der Tau im Grase glitzert, die Wolken sich bewegen und die Viehherden gedeihen.“

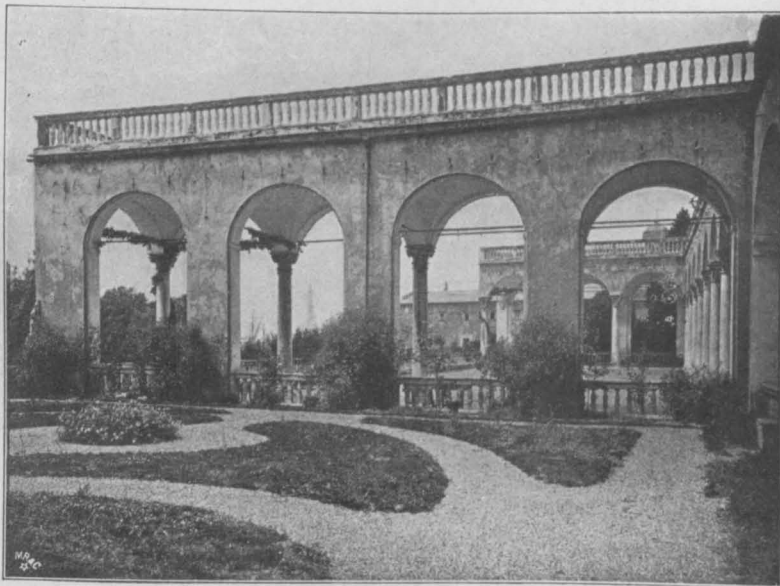
Das nun ist sein Garten, sein Naturgarten; ihm steht der Kunstgarten gegenüber. Es ist ein großes Gebiet mit weitgezogenen Grenzen. Diese ziehen von dem Garten des Herrn Leberecht Hühnchen in Steglitz bei Berlin,

jener liebenswürdigen Gestalt, die der Dichter Heinrich Seidel geschaffen hat, über die Schöpfungen der italienischen Renaissance und der französischen Barockkunst hinweg bis zu den großartigen Parkanlagen des Fürsten Pückler-Muskau in der Lausitz und in Schlesien, den Anlagen Lenné's in Berlin und Potsdam, den Anlagen Eßners für König Ludwig II. Ich kann nur ausgewählte Kapitel aus diesem großen Gebiete darbieten.

Eine gewinnende Idylle ist der Garten Leberecht Hühnchens, wenn man will, ein Stück Persönlichkeit. Er umgibt ein reizendes Häuschen. „Du mußt nicht denken“, sagt sein Besitzer zu einem Besucher, „daß es eine sogenannte Villa ist — Säulen und Karyatiden und ornamentales Gemüse sind gar nicht daran ... Der Garten ist entzückend, das heißt, wie ich ihn mir denke, wenn ich ihn erst bepflanzt habe“. Im Garten stehen ein Nuß- und ein Birnbaum; am Hause rankt ein junger Weinstock. An die Schattenseite des Hauses pflanzt Hühnchen Epheu, an die Westseite Rank-



Brunnen aus den Boboli-Gärten zu Florenz.



Galerie des Palastes Doria in Genua.



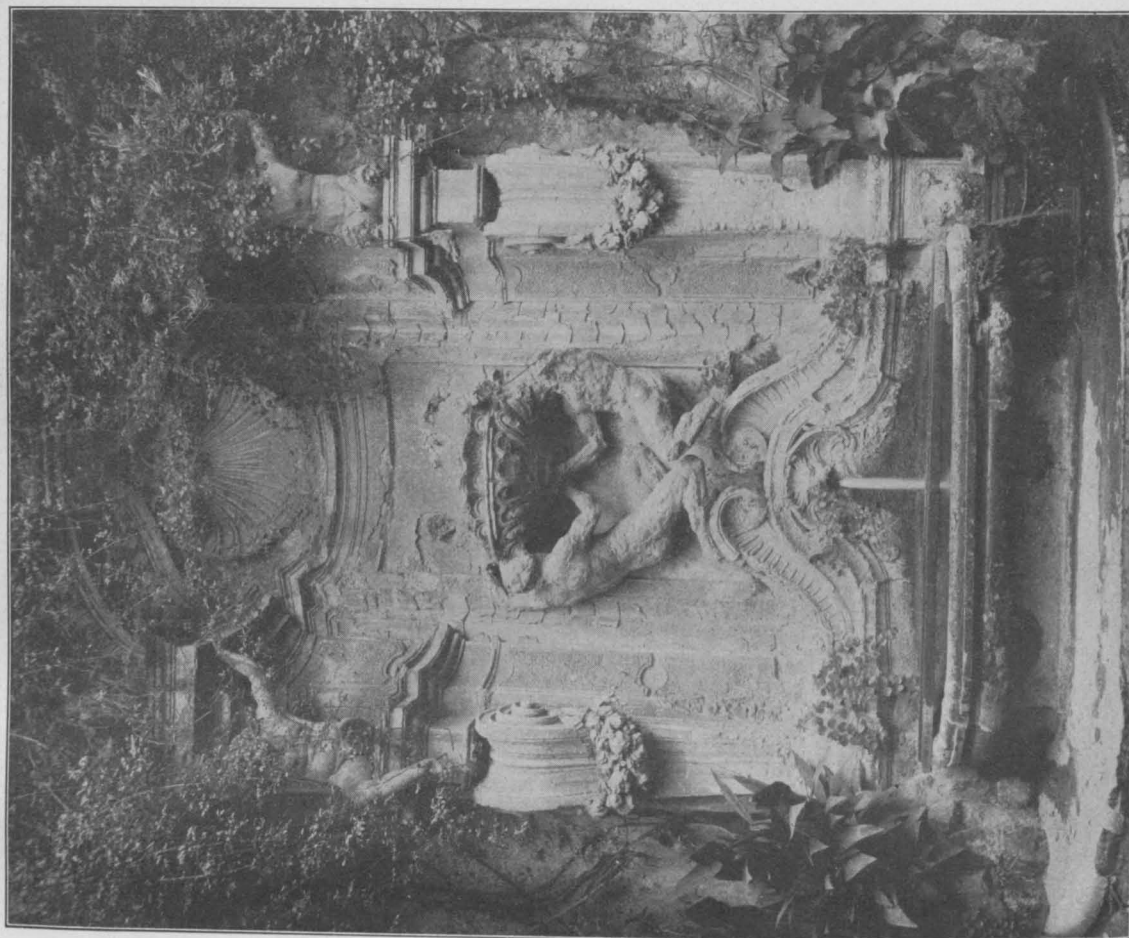
Piazza del Principe aus dem Garten des Palazzo Doria in Genua.



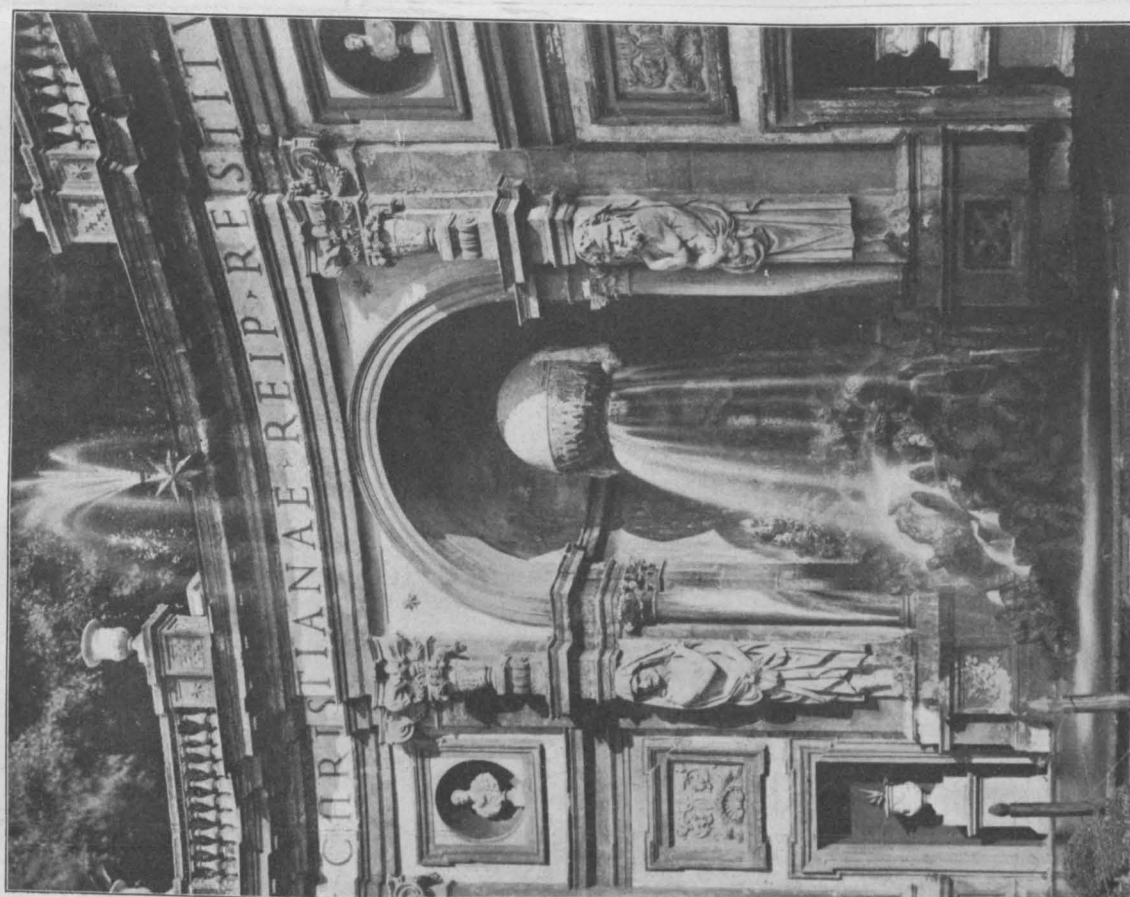
Fontana dei Cavalli aus dem Park der Villa Borghese in Rom (Bernini).

Rosen. „Schließlich“, meinter, „solles ganz bespon-
nen und berankt sein, wie es immer in den Geschich-

fung“ aus 6 Feldsteinen geschaffen, ein Teich besteht
in einer eingegrabenen Tonne zum Auffangen des



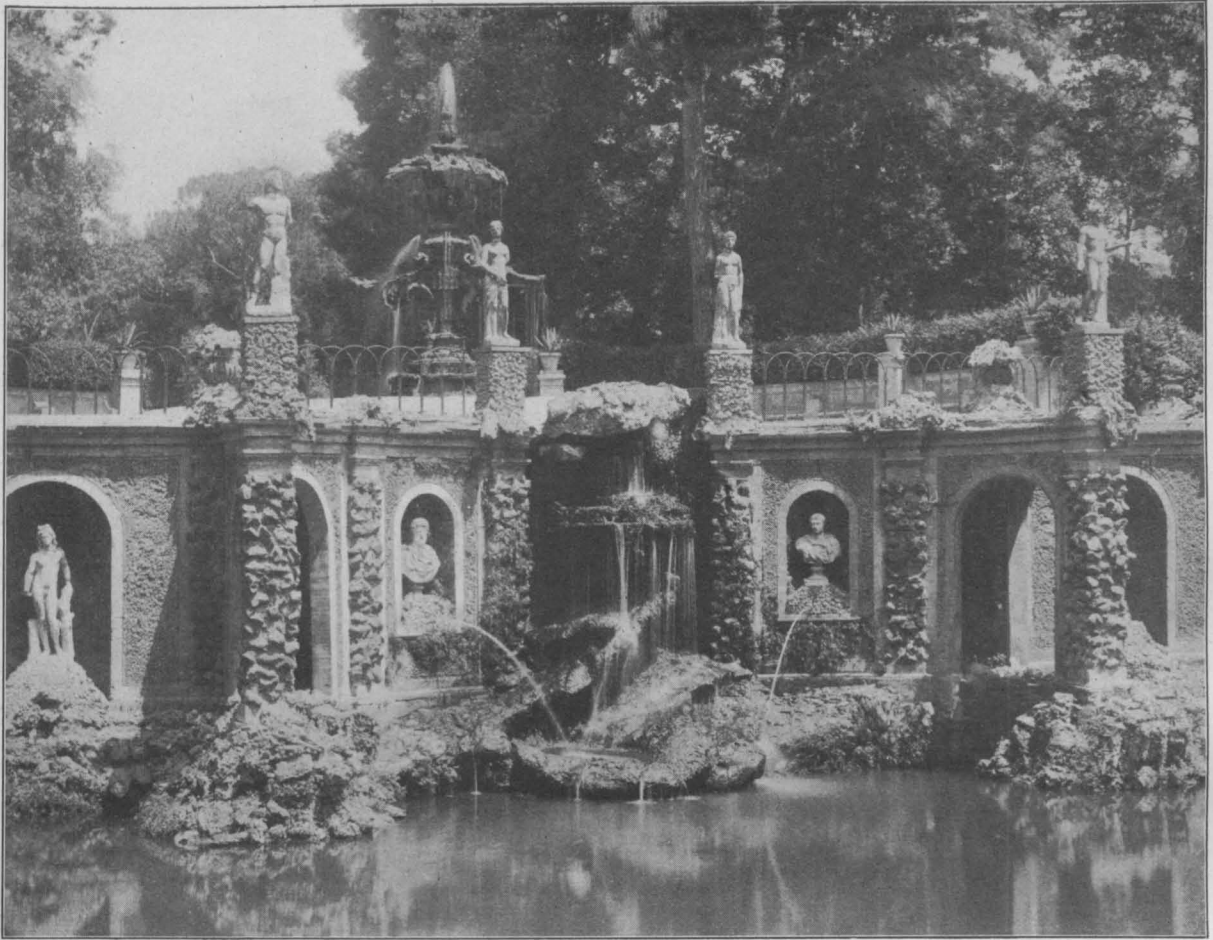
Brunnen aus dem Garten des Palazzo del Grillo in Rom.



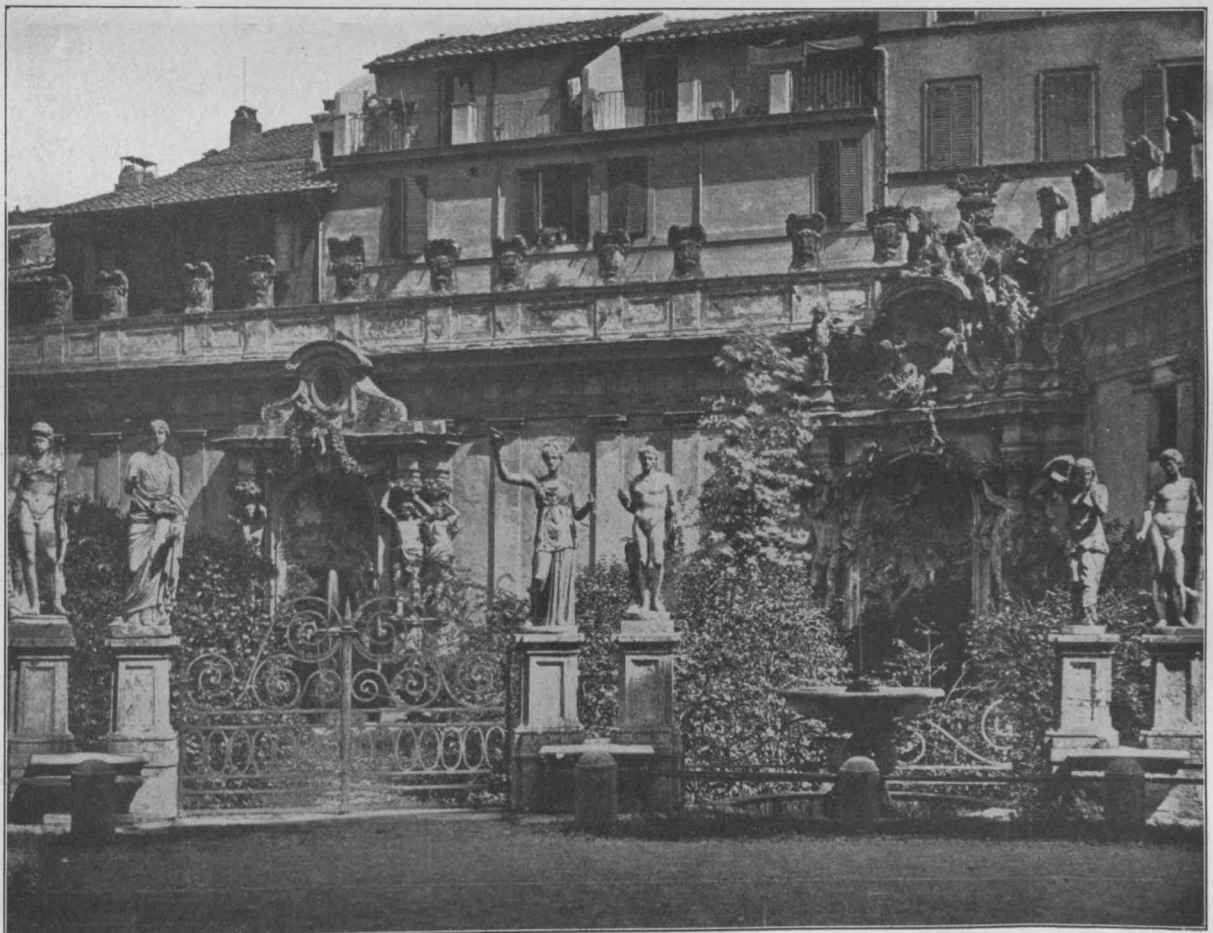
Mittelteil der Cascata Principale des Gartens der Villa Aldobrandini in Frascati.

ten vorkommt, wenn die Dichter ein idyllisches Glück
schildern wollen“. Ein Gebirge ist in dieser „Schöp-

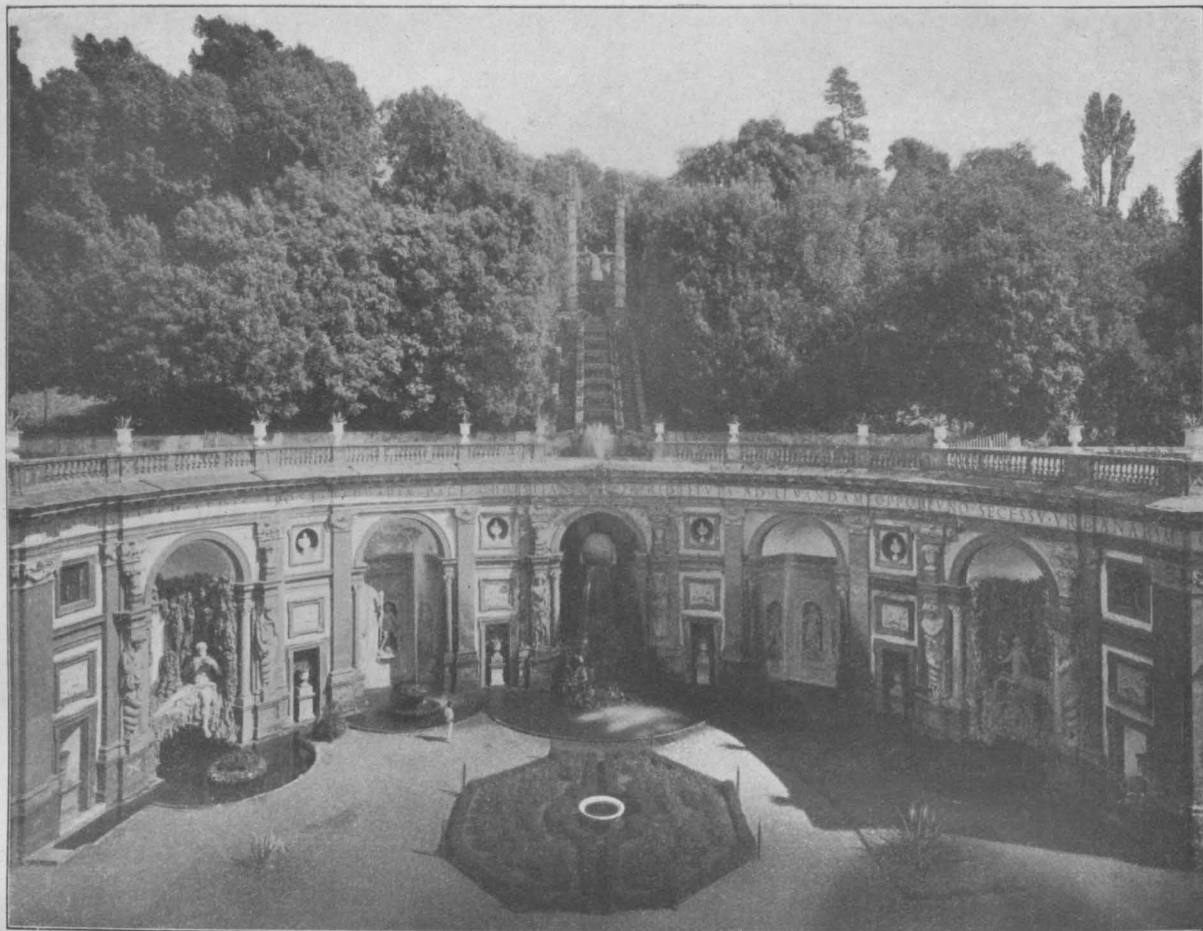
Regenwassers, ein Blechgefäß ist das „Bassin für
die Wasserkunst“. In einer Ecke des Gartens liegt



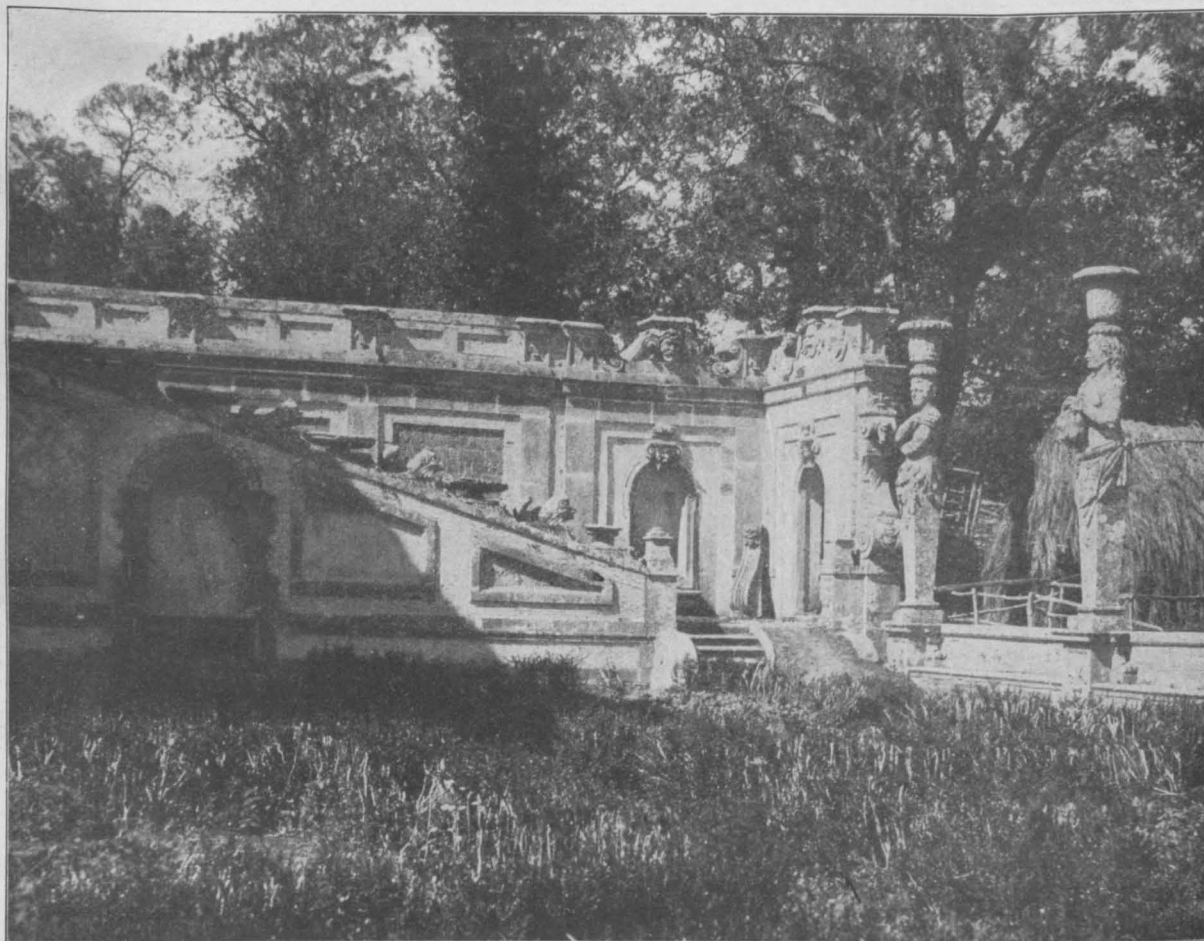
Kaskade aus dem Garten der Villa Doria Pamphili in Rom.



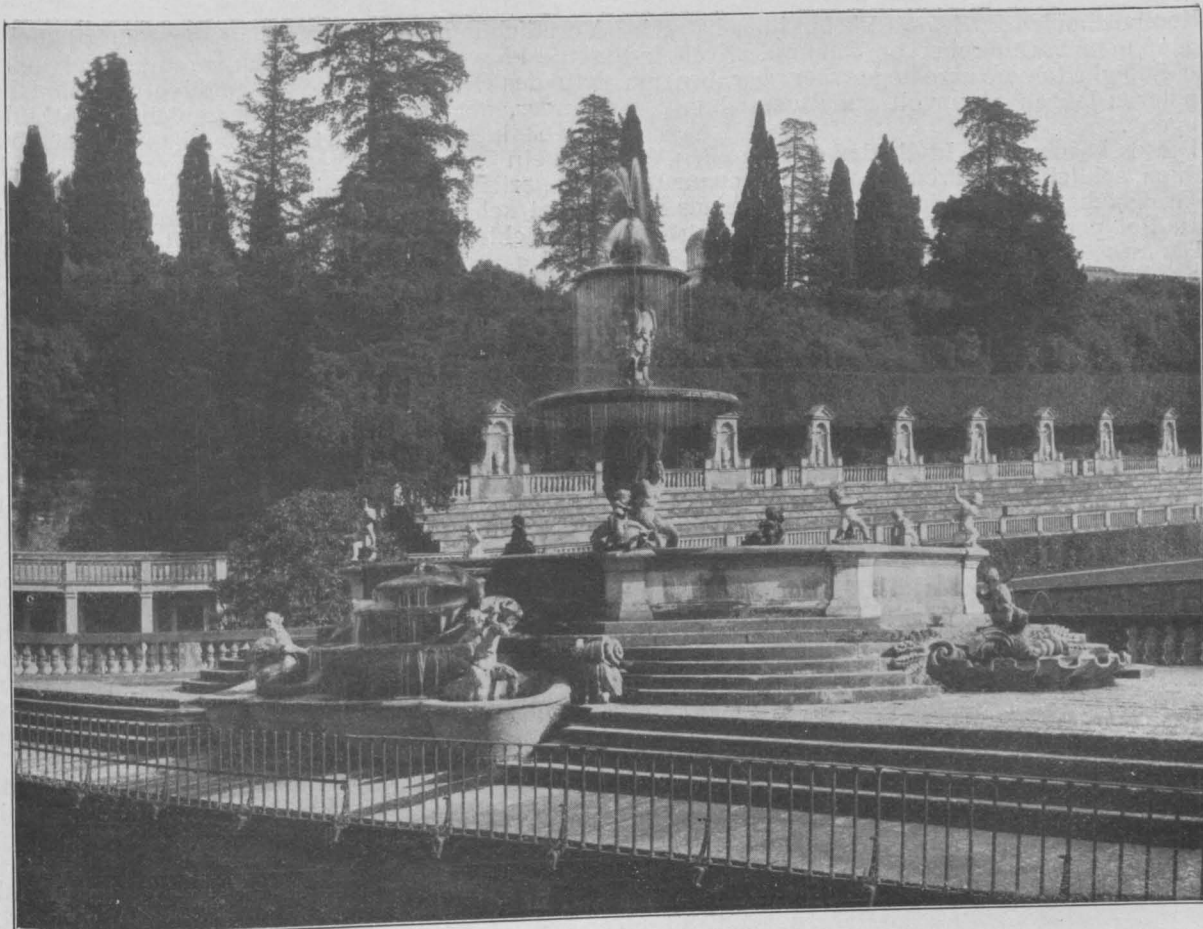
Dekorative Architektur aus dem Garten des Palazzo Borghese in Rom.



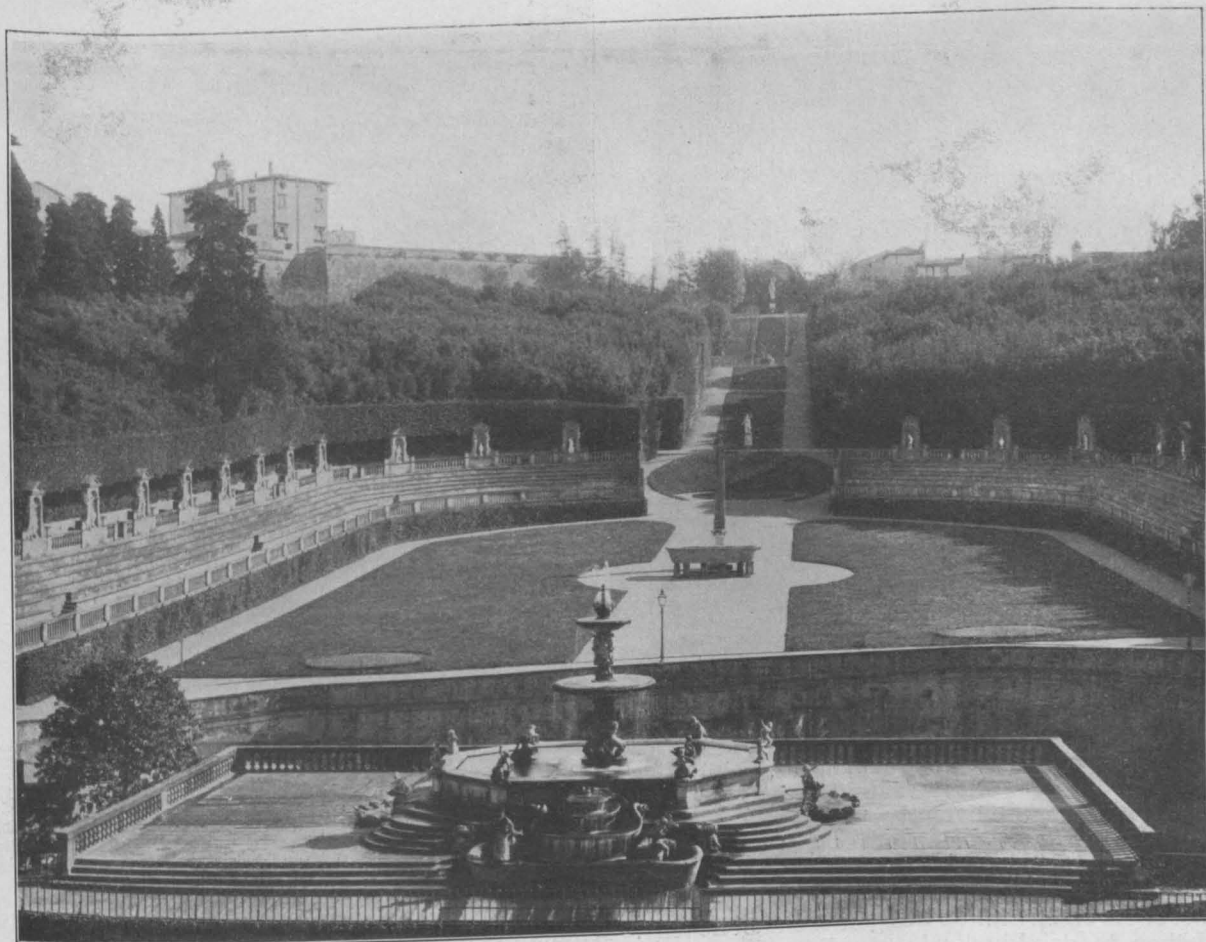
„Cascata Principale“
aus dem Garten der Villa Aldobrandini in Frascati bei Rom.



Treppe der Delphine
im Garten der Villa Farnese in Caprarola.



Brunnenanlage und unterer Teil des Amphitheaters
im Garten des Palazzo Pitti in Florenz.

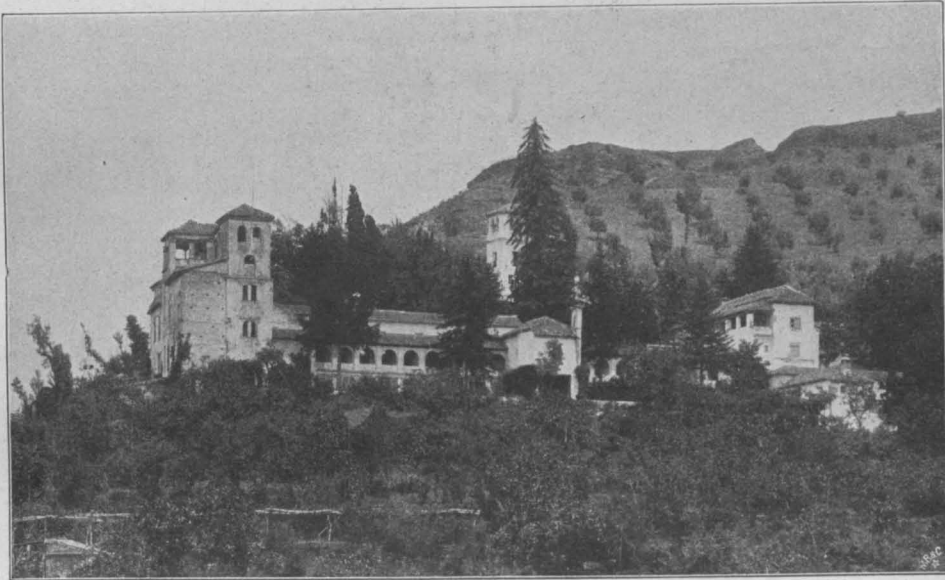


Amphitheater und Brunnenanlage
aus dem Garten des Palazzo Pitti in Florenz.

der Komposthaufen; er ist mit Ehrfurcht zu betrachten, denn in ihm schlummert die Zukunft. „Kraft und Milde, Süßigkeit und Würze liegen hier begraben, um in späteren Jahren glanzvoll zur Auferstehung zu gelangen“.

Dieses bescheidene Idyll, das sich in allen Variationen, schlichter und reicher tausendfach um unsere Großstädte herum findet, kann man wohl als den einen Pol persönlicher Gartenschöpfung betrachten. Der andere Pol liegt vielleicht in den großartigen Unternehmungen des Fürsten H. Pückler, an welchen Bismarck im Jahre 1864 schrieb: „Seit mehr als dreißig Jahren buhleich um Ihre Gunst ... aus Motiven, die innerhalb der menschlichen Haut beschlossen sind.“ Es hat selten

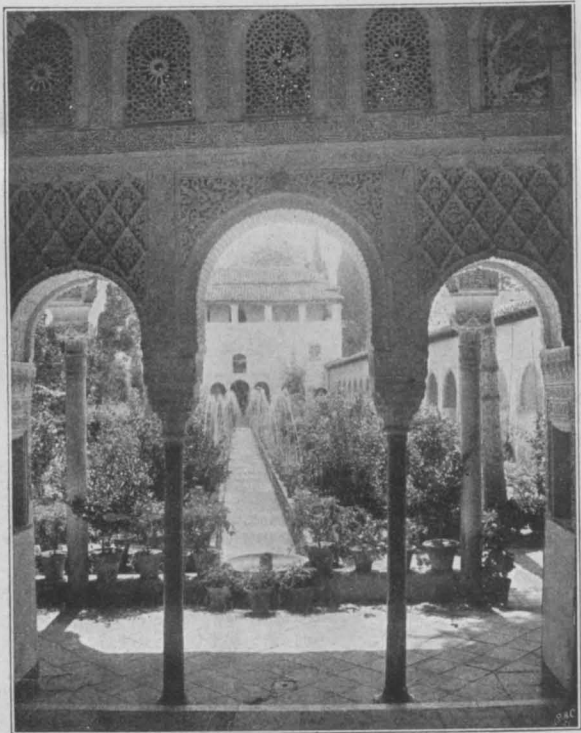
Verpflichtungen in Anspruch genommen ist, flüchtet seine Phantasie nach dem Süden; die Beschaulichkeit des Orients und das Vegetative der südlichen Länder, der Traum eines Pflanzenlebens in Einfach und Stille berühren ihn tief. Sein Phantasiespiel baut sich ein kleines Landhaus im Süden, mit einem Blumengarten, einer Fontaine und dichten Lauben. Das deutet schon auf die große Geschmackskultur hin, die Pückler als Bauherr und als Gartenkünstler ausbildete. „Er war leidenschaftlich in der Liebe zur toten Natur, deren Kräfte er beleben und in die er jede Deutung legen konnte.“ In seinem Buche über die Landschaftsgärtnerei berührt uns Vieles ganz modern, weil eine Persönlichkeit dahinter steht. Sein Stilgefühl traf vieles instinktiv, was heu-



Ansicht des Generalife oberhalb der Alhambra bei Granada.



Zypressenhof der Sultanin des Generalife bei Granada.

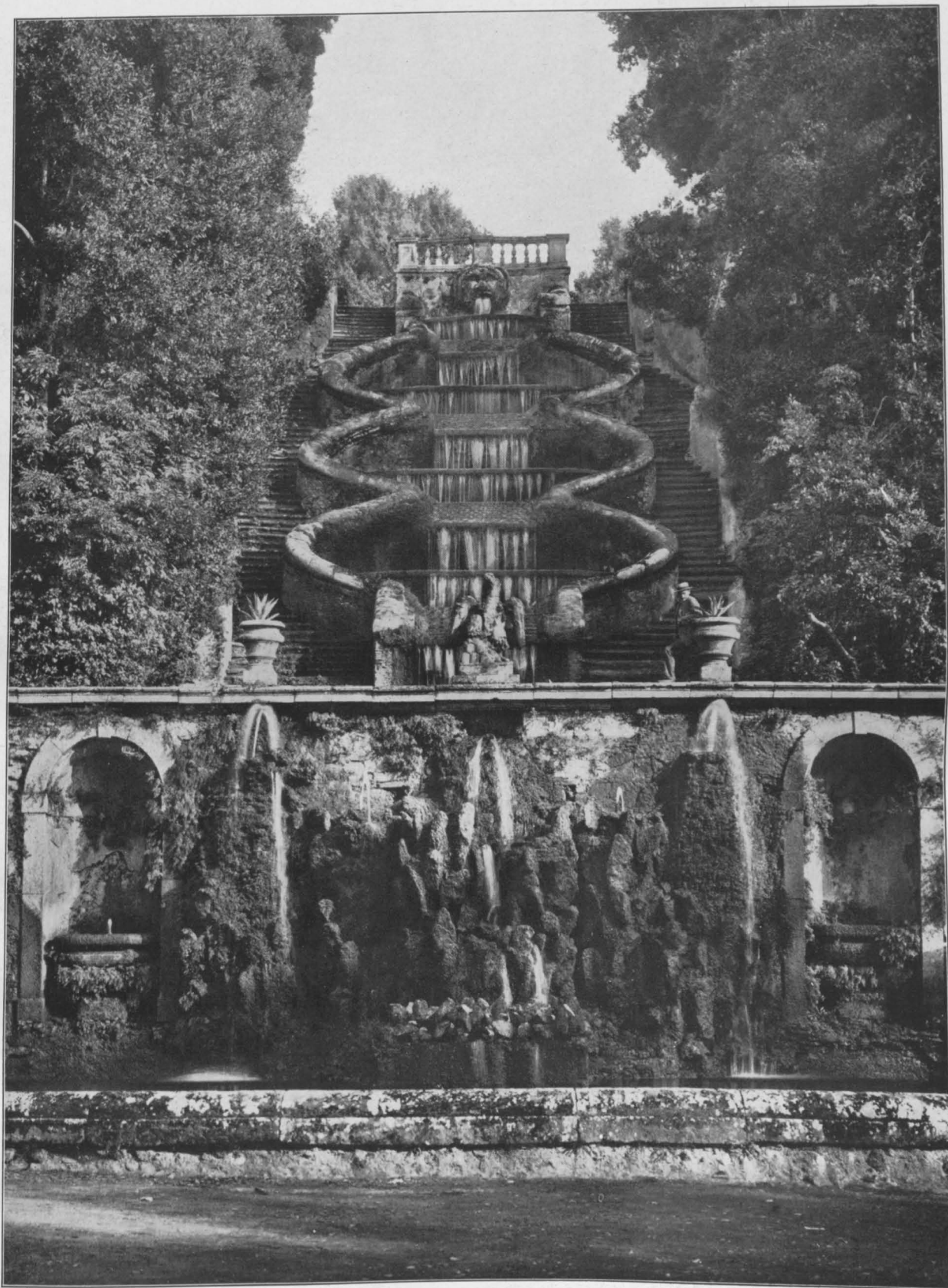


Innerer Hof mit den springenden Wassern des Generalife bei Granada.

einen Menschen, einen Laien gegeben, dessen künstlerisches Wesen bezaubernder war und der dieses Wesen enger auf seine Schöpfungen übertrug. Er ist ein Träumer und ein Romantiker. Man müsse das ganze Leben im Stegreif nehmen, meint er einmal im Gespräch. Die Landschaftsgärtnerei und die Liebe zum Garten betrachtet er als einen Einfluß des genießenden Lebens. Das Leben in der Phantasie, das Bauen von Luftschlössern in stiller Nacht ist ihm der größte Genuß. Wenn er stark von seinen vielen gesellschaftlichen

teals neu erobert verkündet wird. Von England sprach er weder aus Mode noch aus Anglomanie, sondern weil er England vorbildlich für „die höhere Ausbildung des genießenden Lebens“ hielt. Vorbildlich jedoch mehr im Geiste als in der Form; vorbildlich dafür, etwas ähnlich Vollkommenes unseren Landschafts-Bedingungen entsprechend zu schaffen.

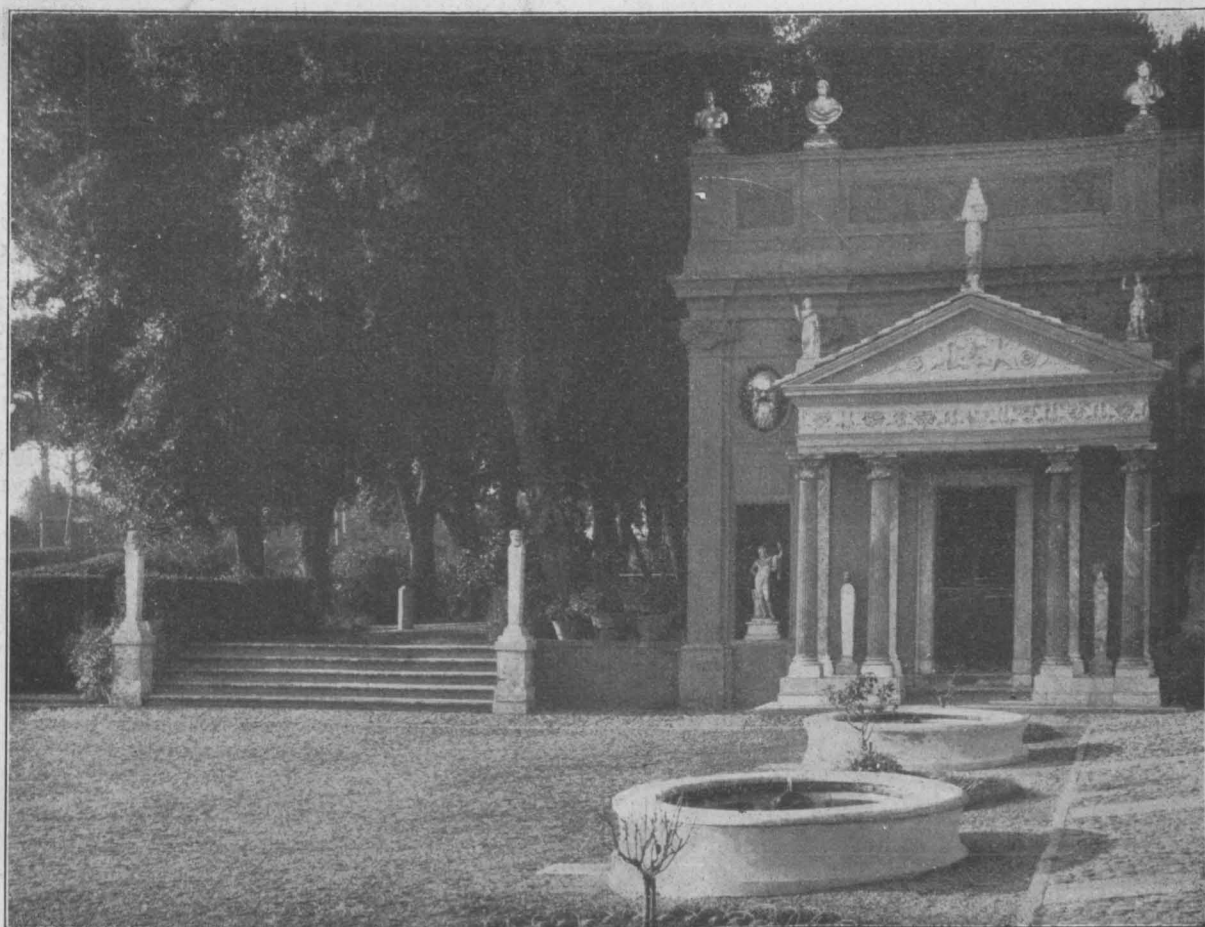
In der Einleitung zu seinen „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei“ führt er ein Wort an, das lautet: „Gestattet uns, auch das Schöne hier in Anschlag zu



UR KUNST DES GARTENS. * VON
ALBERT HOFMANN. * MITTEL-
TEIL DER KASKADE DES GAR-
TENS DER VILLA TORLONIA IN
FRASCATI BEI ROM. * * * * *
≡ DEUTSCHE BAUZEITUNG ≡
* XLVI. JAHRGANG 1912 * NO. 28. *



Löwen-Brunnen im Park der Villa Borghese in Rom.



Brunnen und Pavillon aus dem Garten der Villa Albani (Torlonia) in Rom.

bringen; denn ich sehe nicht ein, weshalb man das Schöne vom Nützlichen ausschließen sollte.“ Die Vereinigung beider findet er in England, das daher zum mannigfaltigsten und reizendsten Aufenthalt für den Freund der Natur werde, „der diese da am meisten liebt, wo sie mit der schaffenden Hand des

der gemalten Landschaft verlangen wir schon etwas, das an menschliches Treiben erinnert, um, wie wir sagen, sie zu beleben. Eine weit größere Mannigfaltigkeit bedarf aber die wirkliche Landschaft als die gemalte, und doppelt anmutig wie zugleich dem menschlich fühlenden Herzen wohlthätig erscheint

es uns daher, wenn wir, wie in England, in der fast überall durch Kunst idealisierten Natur nicht nur die Paläste und Gärten der Großen in ihrer Pracht und Herrlichkeit bewundern dürfen, sondern im harmonischen Ganzen auch die bescheidenen Wohnungen geringer Pächter in ihrer Art ebenso reizend angelegt und vollendet ausgeführt finden. Denn auch sie schimmern gleich den stolzen Schlössern unter uralten Bäumen lieblich hervor oder ruhen auf üppigen Wiesen, von blühendem Gesträuch umrankt, und verkünden in gleicher Form und saubere Zierlichkeit den zarten Sinn ihrer Besitzer. Ja, der Aermste schmückt sein Strohüttchen noch mit Blumen und pflegt neben seinen ökonomischen Bedürfnissen mit Sorgfalt ein wohl eingehegtes Gärtchen, sei es noch so klein, wo nichts als samtartiger Rasen grünt, von Rosen und Jasmin umduftet.“ Und diesen Eindruck bringt er in Gegensatz zu den heimischen Eindrücken von vielen Rittersitzen. Ist hier „der gewöhnlich neben dem Hause liegende Gemüsegarten auch verziert, so schmücken ihn doch höchstens nur einige Federnelken und einzelne Lavendelpflanzen, die seine Zwiebel- und Kohlbeete einfassen. Alleen krumm gewachsener Obstbäume umzingeln traurig Kraut und Rüben, und haben von den Vorfahren her noch einige alte Eichen oder Linden dem Zahne der Zeit widerstanden, so ermangelt der gute Wirt selten, sie jährlich für seine Schafe zu entlauben, so daß sie gleich nackten Opfern dastehen, die ihre kahlen Äeste, wie um Rache flehend, gen Himmel strecken“. Noch kläglich



Garten des kaiserlichen Lustschlosses Schönbrunn bei Wien. Nach einem Gemälde von Bernardo Bellotto, genannt Canaletto.

Menschen vereint erscheint ... Ich will damit keineswegs behaupten, daß nicht auch die wildeste Natur, in ihrer einfachen, oft erhabenen, zuweilen grauerregenden Größe, sich allein überlassen, die tiefsten, ja die seligsten Empfindungen hervorrufen könne; doch werden zu dauerndem Wohlbehagen immer die Spuren der Sorgfalt des Menschen und seines verständigen Wirkens erforderlich sein. Selbst in

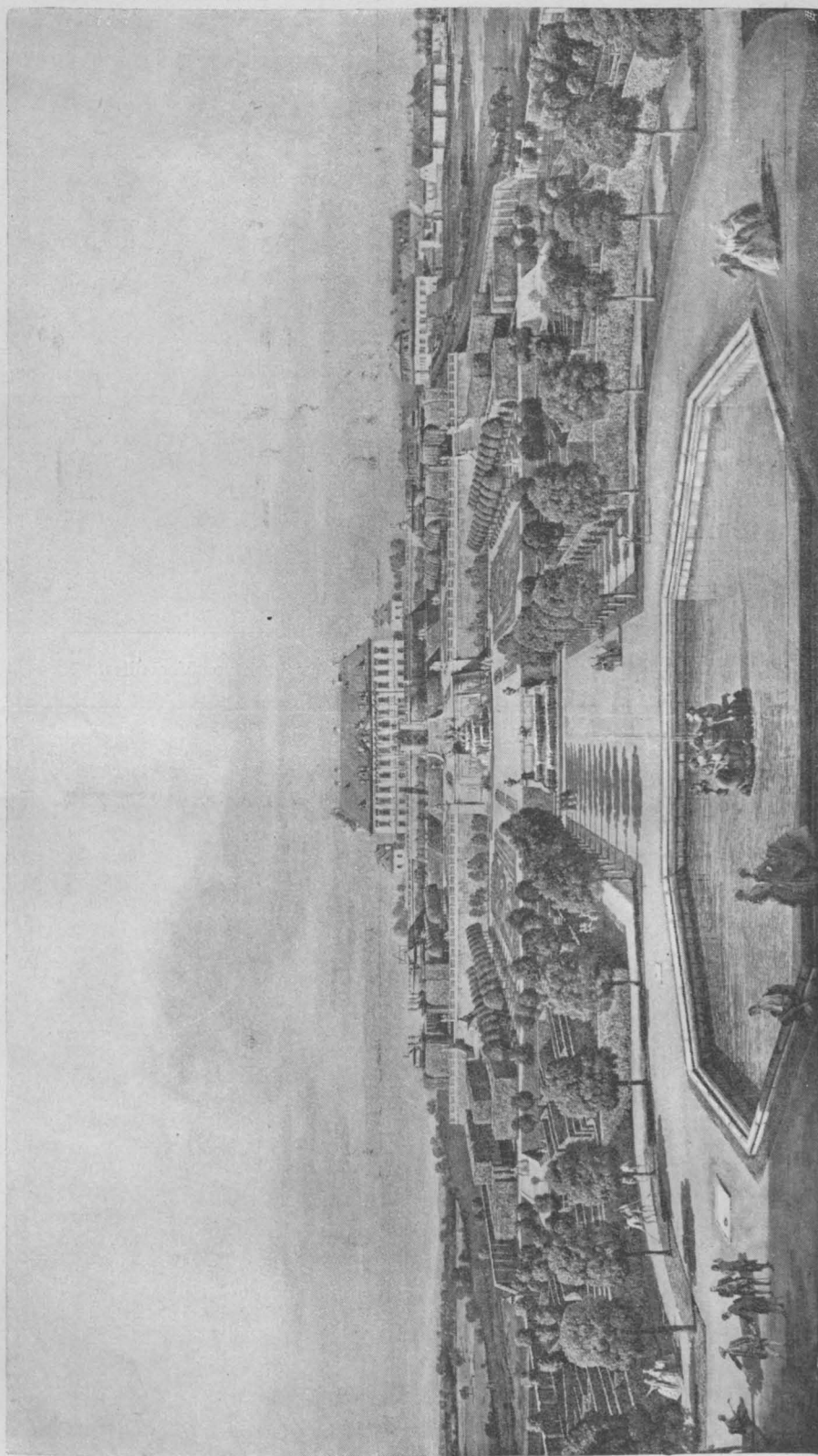
der Besitzer auf die Idee komme, sogenannte englische Anlagen zu machen. Nicht ohne Spott begleitet Fürst Pückler die Tätigkeit dieser Art, um dann aber auch dem Spott den Ernst und seine eigene Erfahrung entgegen zu setzen. Er ist für das Organische in Haus und Garten und folgt keinem Stil, sondern seiner eigenen Empfindung. Er will in der Gartenkunst die Naturmalerei, „wenn ich das Hervor-

rufen eines Bildes nicht mit Farben, sondern mit wirklichen Wäldern, Bergen, Wiesen und Flüssen so nennen und dem Gebiete der Kunst anreihen darf“. Er wünscht vom Besitzer, daß er in der Lage sei, seine eigenen Gedanken auszuführen und „so ein aus innerster Individualität entsprungenes, mit dem eigenen Gemüt gebildetes Kunstwerk selbst darzustellen, anstatt sich einen Garten oder vielmehr eine Gegend machen zu lassen, wie man ein Kleid beim Schneider bestellt“. Es ist die eigene Erfahrung, die hier aus dem Fürsten Pückler spricht, die eigene künstlerische Bildung, zu der er durch Natur veranlagt war und die er auf seinen zahlreichen und weiten Reisen weiter bildete.

Seine Landschaftsschöpfungen und Gartenanlagen in Muskau und Branitz beruhen darauf, daß er die Eigentümlichkeit jedes Geländes studierte und aus ihr seine Motive gewann, die er dann nur organisch entwickelte, und daß er nie die Natur neu schaffen wollte. Pückler erinnert in seinem eindringenden Erkennen in die geheimen Lebensprozesse der Landschaft manchmal an Ruskin; er spottet z. B. über die Insel im Buckingham House, die wie ein Pudding in der Sauce schwimme, und macht sich klar, wie Inseln entstehen. Er bewundert Versailles als Ausdruck des personifizierten Königtums, er verehrt die italienischen Villen. Aber er kommt nicht in die Versuchung, das nachzuahmen, denn meint er, „das paßt nicht für unseren armen und doch wesentlich romantischen Norden“. Für diesen liebt er „uralte Bäume aus der Wendenzeit, Fluß und Seen, Wiesenmatten und bebuschte Hügel, und eine Kunst, die sich hinter der Natur unmerkbar verborgen hat“. Die Farbengebung der Landschaft beschäftigt ihn sehr; aus grünem Rasen läßt er einen Riesenbusch Hollunder und Flieder wie einen himmelblauen Berg aufwachsen. Er denkt beim Pflanzen der Bäume an die Wirkung der Farben in der Sonnenbeleuchtung und er genießt im Herbst über dem smaragdgrünen Rasen das in Sonnengold schimmernde Rot, Orange, Violett und Grün.

Einem Kiefernwald vor seinen Fenstern in Branitz gewinnt er eine künstlerisch-natürliche Wirkung dadurch ab, daß er ihm, der „einen kompletten Vorhang von einer Höhe und einer Farbe darstellte“, durch Aushauen „nicht nur eine sehr malerisch ge-

zackte Linie gegen den Himmel, sondern auch ganz verschiedene Farben gab, indem die vorderen Gruppen schwarzgrün hervortreten, die entfernteren lichtgrün erscheinen, und die ganz weiten, die nun erst sichtbar geworden, in verschiedenen blauen Nuancen sich darstellen. Und doch ist es“, fügt er mit Stolz



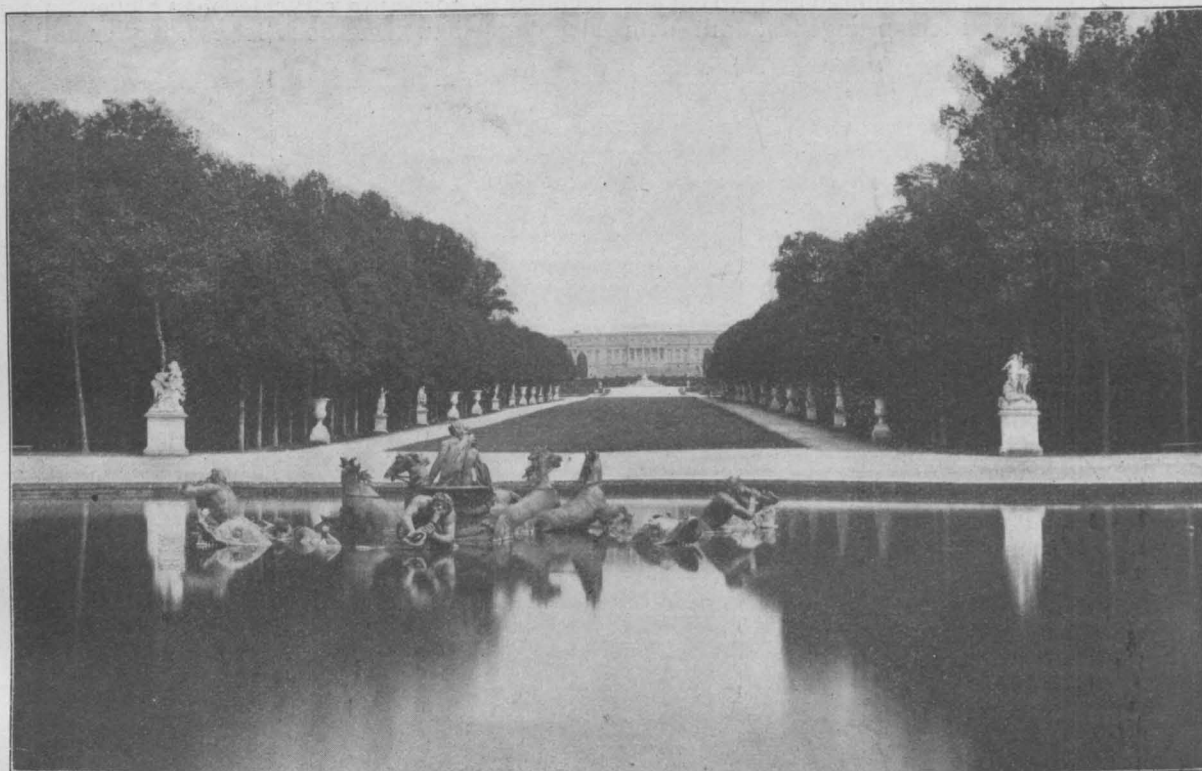
Park des kaiserlichen Lustschlosses „Schloßhof“ in Nieder-Oesterreich. Nach dem Gemälde des Bernardo Bellotto, genannt Canaletto.

hinzu, „nur ein und derselbe niedrige Kiefernwald, kein Baum darin über 40—50 Fuß Länge höchstens, und alle von gleicher Farbe in der Nähe“.

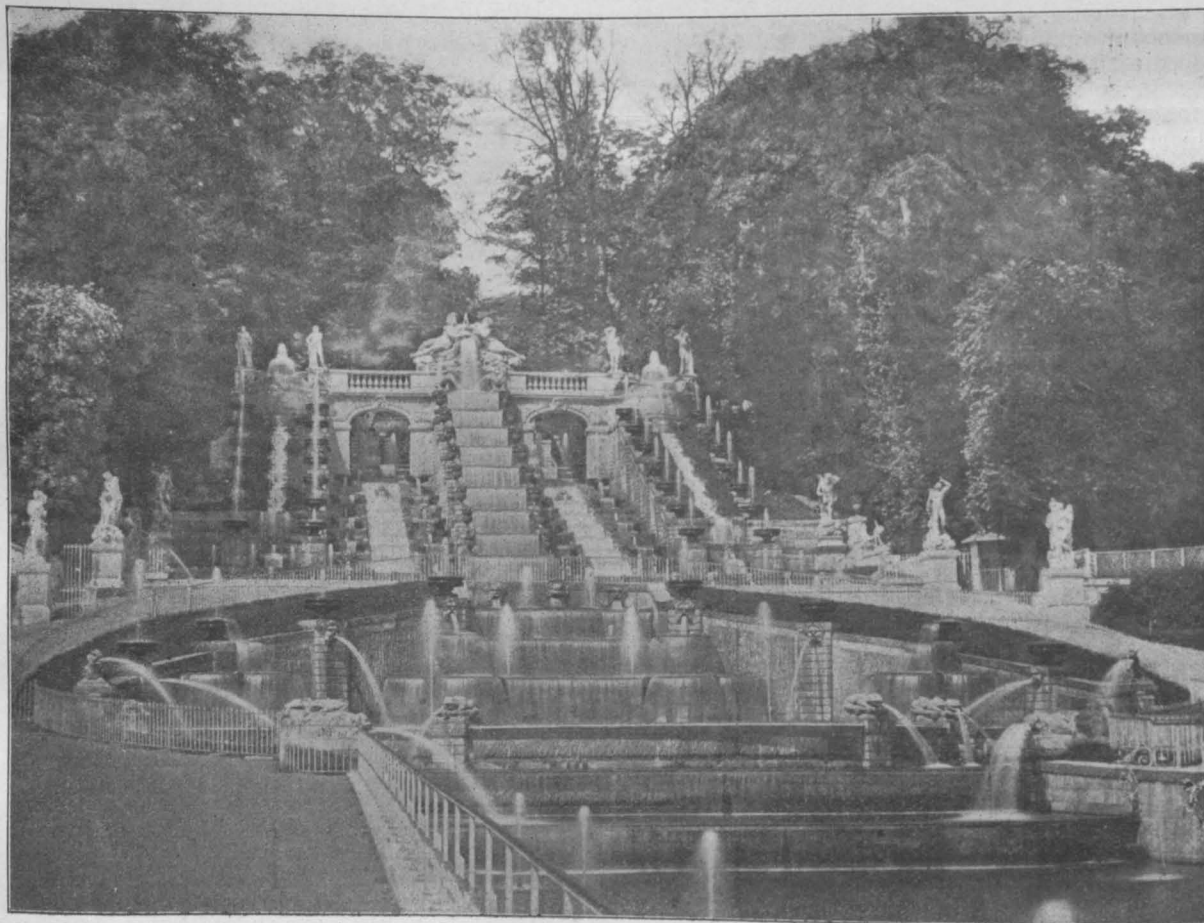
Er geht immer darauf aus, der Natur ihre „zierlichen Nachlässigkeiten abzulauschen“ und auch die Zufälle sich dienstbar zu machen. Ueber die Linienführung der Wege, des Wassers und der Pflanzung dachte er sehr nach, die „edle Linie der Garten-

Ingenieure“ schien ihm lächerlich. Er fand die Schönheitslinie einer Pflanzung in dem „unbestimmten Ueberwerfen, den kühnen Vorsprüngen, dem wei-

auf, daß zugleich die Rasenfläche durch den Weg in einer malerischen Form geschnitten wurde. Als Maler ordnete er auch die Baumpflanzungen, auf Ab-



Hauptallee aus dem Park von Versailles.



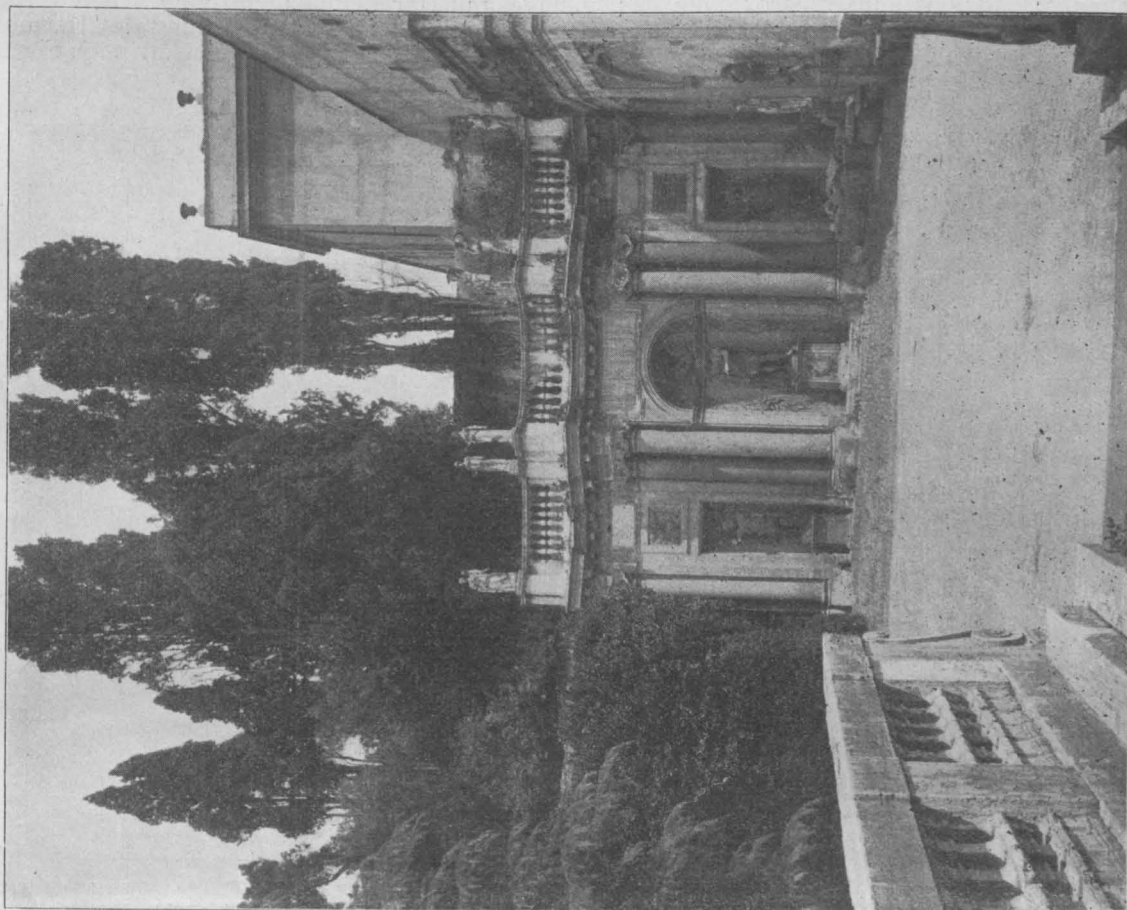
Kaskaden-Anlage aus dem Schloß von Saint-Cloud bei Paris.

ten Zurückweichen“. Er sah also die Dinge in erster Linie als Maler, und bei der Führung eines Weges dachte er nicht nur an die Leichtigkeit und Zweckmäßigkeit der Biegung, sondern er achtete auch dar-

hängen gruppierte er sie so, „daß sie lange Schatten über das Sonnental werfen“, und über das Wasser ließ er sie horizontal sich beugen.

Nach seiner Anschauung werde der höchste Grad

der landschaftlichen Gartenkunst nur da erreicht, allen Künsten die Natur selbst zum Material und zugleich zum Gegenstand ihrer Darstellung wählen, wo sie wieder „freie Natur, jedoch in ihrer edelsten



Architektur aus dem Garten des Palazzo Colonna am Quirinal in Rom.



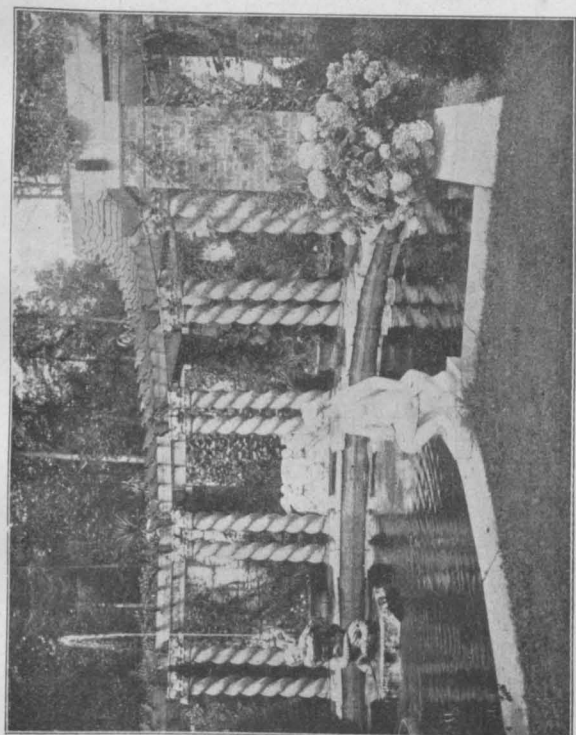
Zypressen-Allee aus dem Giardino Giusti in Verona.

Form“ zu sein scheine. Es sei das eine eigentümliche Verwandtschaft, welche die Naturmalerei mit der dramatischen Kunst habe, „da beide allein unter

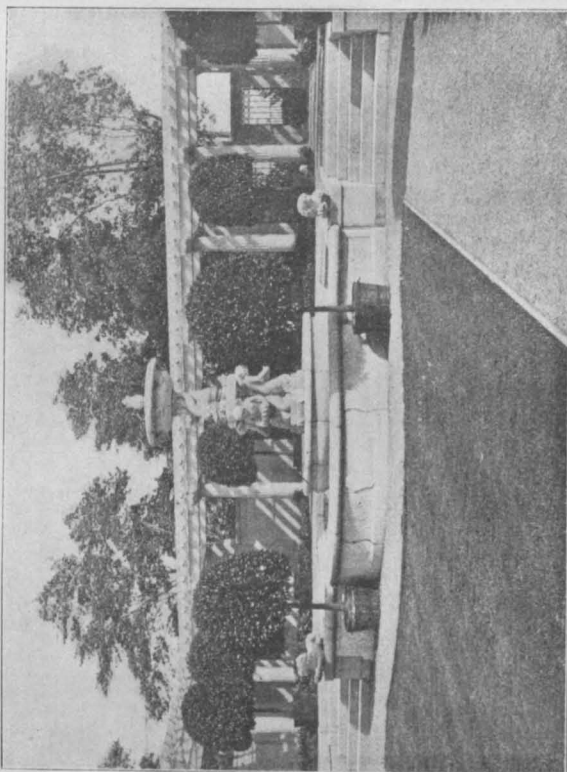
der Schauspieler, indem er mit seiner eigenen Person ideale Menschen von neuem zu verwirklichen sucht, der Gartenkünstler, indem er die rohen, unge-

regelten Naturstoffe und Bilder zu einer poetischen Landschaft vereinigt und erhebt“. Pückler vergleicht die Gartenkunst auch mit der Musik; auch sie habe ihre Symphonien, Adagios und Allegros, „die das Gemüt durch unbestimmte und doch gewaltige Gefühle gleich tief ergreifen“. Der Naturmaler studiere das vielfach von der Natur ihm Gegebene und ver-

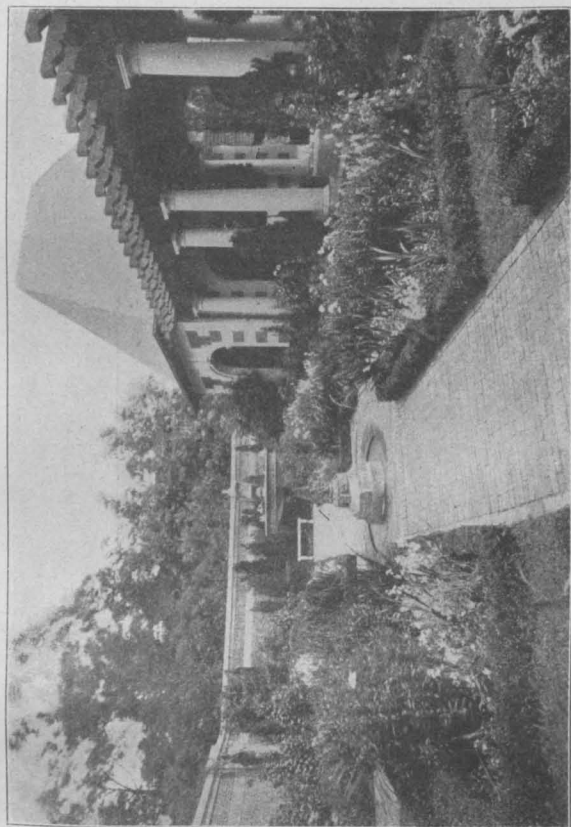
anwendet: er spricht von Naturmaler und Naturmalerei. Er erklärt, bei Anlegung seiner Gärten habe er sich ganz der freien Laune überlassen und Regelmäßiges mit Unregelmäßigem ohne Scheu verbunden, stets jedoch unter Beobachtung der Harmonie des malerischen Eindruckes sowohl nach Formen wie nach Farben.



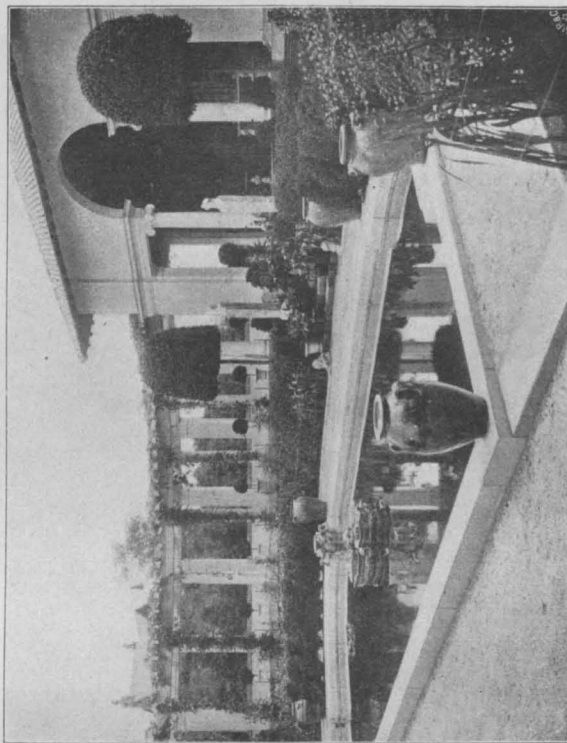
Pergola und Brunnen aus dem Landsitz „Bellefontaine“ in Lenox (Mass.).
Aus „American Estates and Gardens“ by Barr Ferree (Mun & Co. in New York).



Garten des Landsitzes „Weld“ in Brookline (Mass.). Gart.-Arch.: Charl. A. Platt.
Aus „American Estates and Gardens“ by Barr Ferree (Mun & Co. in New York).



Haus „Blairden“ in Bernardsville (New Jersey). Garten mit Pergola.
by Barr Ferree (Mun & Co. in New York).



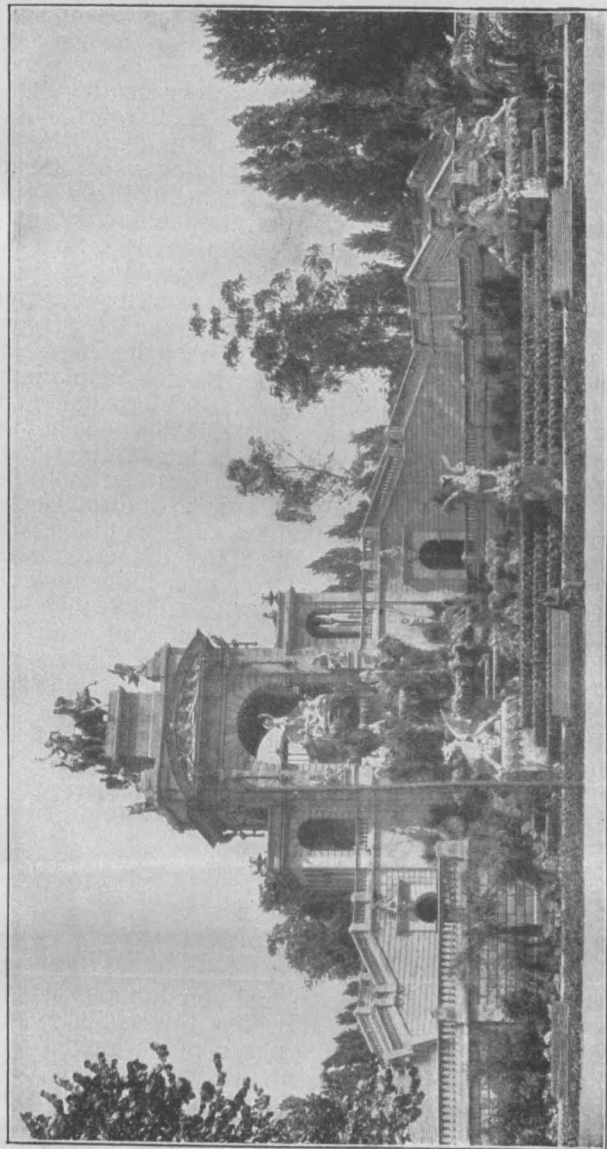
„Faulkner Farm“ von Frau Charles F. Sprague in Brookline (Mass.). Fontäne vor dem Casino. Arch.: Little & Brown in Boston u. Gärtner Charles A. Platt.

arbeite das Vereinzelte durch seine Kunst zu einem schönen Ganzen, dessen Melodie den Sinnen schmeichelt, das aber nur dann den höchsten Wert entfalte und den vollständigsten Genuß gewähre, wenn Harmonie dem Werk die wahre Seele eingehaucht habe. Man bemerke die charakteristische Wahl der Ausdrücke, die Fürst Pückler für seine Darstellung

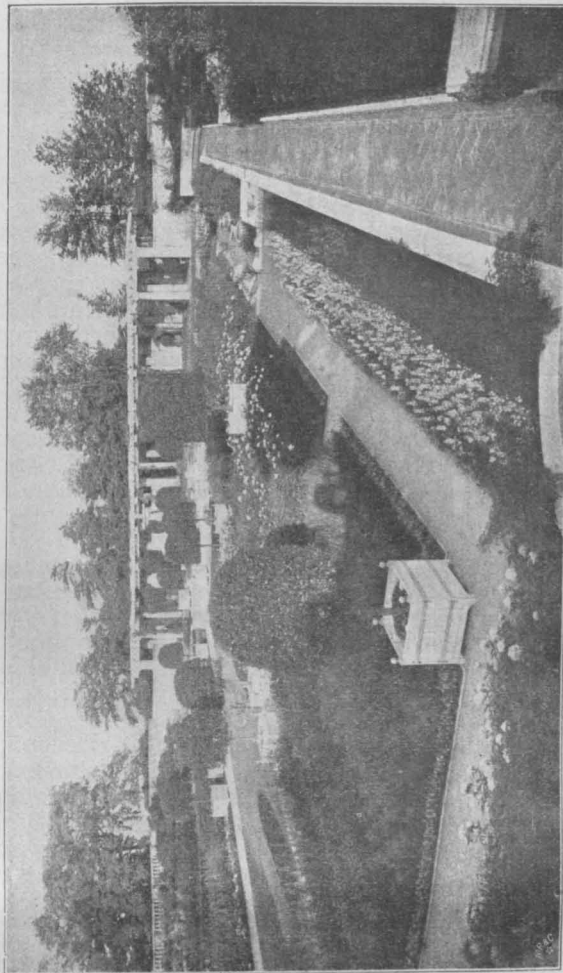
Für malerische Genüsse war er im höchsten Grade empfänglich. Von seinen malerisch-romantischen Gefühlen getrieben, ruhte er nicht, bis er acht Nächte auf dem syrischen Felsenschloß der Lady Esther Stanhope zubringen durfte, die auf der einsamen Berghöhe eine mystische Existenz führte. Er befindet sich in einem förmlichen Opiumrausch, als

bei der Begegnung ein schwarzer Sklave ihm voranleuchtete durch die Gänge und Höfe des Felsen- schlosses, als die Lady ihren Besucher in hellem

Vermögens erklärt: „Meine Rosen sind meine Juwe- len, zu Uhren dienen mir Sonne, Mond und Sterne, zur Nahrung Wasser und Früchte“.



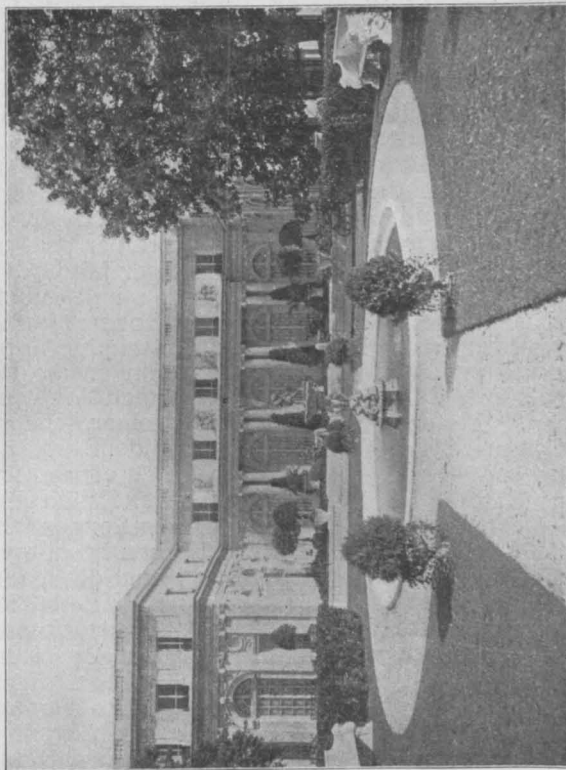
Kaskade in Barcelona.



Italienischer Garten des Landsitzes von Capt. und Mrs. Larz Anderson in Brookline (Mass.)



Italienischer Garten des Landsitzes von Capt. und Mrs. Larz Anderson in Brookline (Mass).



Haus Rosecliff in New York. Rhode Island. Arch.: Mc. Kim, Mead & White. Aus „American Estates and Gardens“ by Barr Ferree (Mun & Co. in New York).

Mondschein in ihren abgeschlossenen Garten führt, wo die üppigste Rosenfülle ihm entgegen duftet und die Besitzerin ihm nach dem Verlust eines großen

Das ist der Gartenkünstler Fürst Pückler, den die Rahel — er hatte immer eine Schwäche für interessante Frauen — mit Bezug auf seine Naturanlagen

„Erdbändiger“ nannte; der in seinem Buche über Landschafts-Gärtnerlei Abschied vom Leser mit den Worten nimmt, die Natur vergelte dankbar dem, der seine Kräfte ihr mit Liebe weihe. Wenn jeder das Seinige rastlos und vollständig tue „und die tausend Fazetten sich dann zu einem Ringe leicht und schön verbinden, könnte jener liebliche Traum der St. Simonisten: einer allgemeinen Verschönerung unserer Mutter Erde, einst verwirklicht werden“.

Dem Fürsten Hermann von Pückler-Muskau nun steht eine andere künstlerische Individualität gegenüber, die der nordischen Empfindung des Meisters von Muskau und Branitz mit ihrer Vorliebe für die ernstere und oft geheimnisvolle Wirkung des Gartenbildes unserer Breiten die tiefere und leidenschaftlichere Glut des südlichen Naturbildes entgegensetzt.

Es ist der Wiener Landschafts-Maler Emil Jakob Schindler, der am 27. April 1842 geboren, in der Blüte seiner Jahre, bereits am 9. August 1892 dahinging und dessen Tod in die deutsche Kunst Cisleithaniens die schmerzlichste Lücke riß. Einen „warmen Freund der Natur, mit Herz und Geist ihr zugetan“, nennt ihn sein Biograph, der ihm befreundete Architekt Hartwig Fischel. „Vertraut mit Baum und Strauch, mit Weg und Steg, mit allem Lebendigen, das ihn umgab, ward er nur dann so recht seines Lebens froh, wenn er der Natur gegenüber stand, in ihr sich verlieren konnte. Da wurden in seinem Inneren Stimmen lebendig, die ihn zum Schaffen drängten; das Geschaute wurde zum Bilde, das Empfundene wurde zur Dichtung.“ Was er auch darstellte, „immer war es eine Stimmungswelt von poetischem Reiz, in die er uns einführte“.

Der Künstler hat ein Tagebuch hinterlassen. An einer Stelle desselben sagt er: „Ja, die Natur ist das Heiligste; ich glaube, daß ich mehr als andere ein Etwas in ihr empfinde, das auch eine Art Religion ist; deshalb bin ich Maler geworden, deshalb ist es das größte Glück für mich, daß ich es wurde. Wenn ich des Augenblickes gedenke, da der Entschluß hierzu in mir reifte, des Augenblickes, in dem die Natur selbst ein Festkleid trug, der Tau an Halmen und Blättern zitterte, der Himmel rein und goldblau schien, duftige Nebel vor der Sonne flatterten, die hohen Fichten im Walde die einzig wahre Kirche über mir bildeten, kleine Vögel jubelnde Dankestöne zum Himmel sendeten, die Wunder der Schöpfung so recht lebendig waren um mich her, da fühlte ich alle Zweifel von mir abgeschüttelt“. Nun drang er mit einem unbeugsamen Willen zu den schönsten Erfolgen vor. Mit hungriger Seele besiegte er die vielen Mühsale, die ihm das Leben bereitete; mit begeistertster Schaffensfreudigkeit und leidenschaftlicher Neigung zur Natur studierte er die Werke der großen französischen Landschaftler der dreißiger Jahre, der Couture, Rousseau, Daubigny, Troyon und Millet. Das „Nachfühlen und Nachbilden des Sonnenlichtes“ wurde zum ersehnten Ziel. Er unternahm Wanderungen und Reisen. Seine Wanderungen an der Donau führten ihn unter anderem nach Weiskirchen. Hier entstanden eine Reihe seiner liebenswertesten Schöpfungen, wie das Bild „Bauerngarten an der Stadtmauer von Weiskirchen“ (S. 264). Diese Bauerngärten waren für ihn eine Art Stilleben im Freien. Hier konnte er im Sonnenlicht und in den Farben schwelgen; in ihnen bewältigte seine reiche und unvergleichliche Kunst die reichsten und verwirrendsten Einzelheiten mit Anmut und Vollendung. Hier entstand auch das entzückende Bild: „Garten am Pfarrhause von Weiskirchen“ (S. 264). Man wird angesichts desselben an die so gemütvollen Dichtungen von Möricke erinnert, der dem schwäbischen Pfarrhause in seinen Werken eine dichterische Verklärung verlieh. Es ist eine friedliche Gemütsstimmung, die aus solchen Werken spricht. Von Möricke und Adalbert Stifter heißt es einmal, sie gönnten sich Zeit, in behaglicher Ruhe den Augenblick, die Stimmung, das Kunstwerk, das Leben zu genießen, sie erhielten sich jung durch die

„Hingabe an das ewig neue Glück des Daseins.“ Dieses ewig neue Glück des Daseins spricht lebhaft aus diesen Pfarrgärten. Fontane schildert uns in dem Bande „Spreeland“ seiner „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ einen dieser Pfarrgärten, den des aus einem Pfarrhause hervorgegangenen Dichters Schmidt von Werneuchen. Der Garten lag, schreibt Fontane, „unmittelbar hinter dem Hause, rechts an der Kirchhofsmauer, über die die Grabkreuze hinwegragten, links von Nachbargärten eingefast; nach hinten zu ging der Blick ins Feld. Schneeball- und Hollunder-Bosquets empfingen den Besucher, der aus der geräumigen Küche mit ihren blank geschauerten Kesseln in den unmittelbar dahinter gelegenen Garten eintrat. Die besondere Sehenswürdigkeit darin war ein alter Birnbaum . . ., der größte Schmuck des Gartens aber waren seine vier Lauben. Drei davon, die dem Hause zunächst lagen, waren Fliederlauben, in denen je nach der Tageszeit und dem Stand der Sonne, der Besuch empfingen und der Kaffee getrunken wurde. Die vierte dagegen, die mehr eine hohe, kreisrunde Blühdornhecke, als eine eigentliche Laube war, erhob sich auf einer kleinen Anhöhe am äußersten Ende des Gartens und führte den Namen „Sieh dich um“. In diese Hecke waren kleine Fensteröffnungen eingeschnitten, die nun, je nachdem man seine Wahl traf, die reizendsten Aussichten auf Kirchhof, Gärten oder blühende Felder gestatteten. Rote und weiße Rosen faßten überall die Steige ein, eine der Lauben aber, und zwar die, die sich an die Kirchhofsmauer lehnte, führte deutungsreich den Namen „Henriettens Ruh“. Henriette war die Herrin des Pfarrhofes. „In diesem Garten arbeiten war unseres Freundes Lust“ schreibt Fontane und gedenkt auch vor allem des den Pfarrherrn charakterisierenden „Hanges für das Abmalen jener Natur, die ihm vor der Tür lag, die er stündlich um ihre Eigenart befragen konnte“.

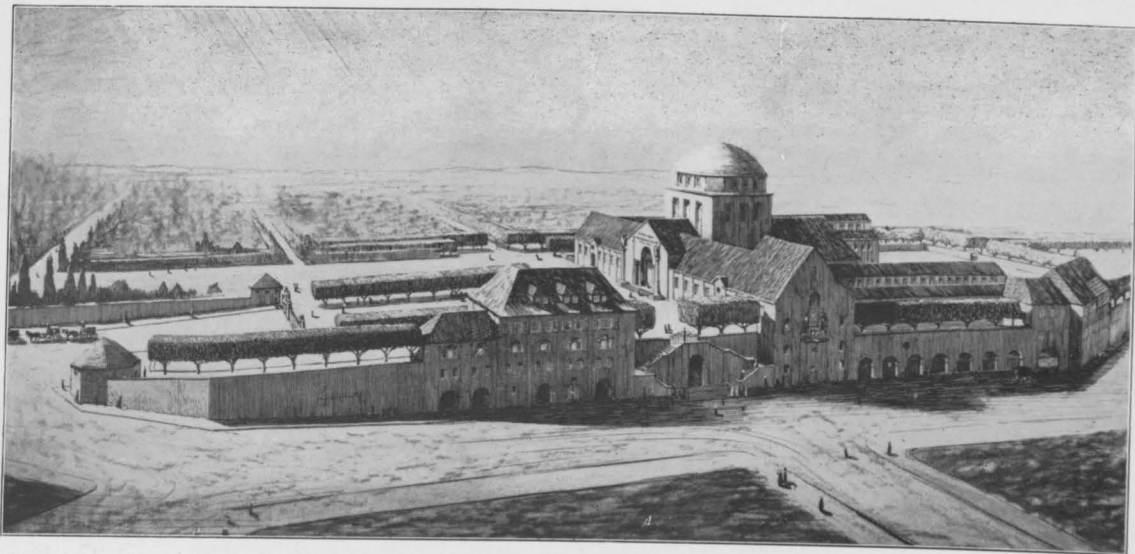
Beides war durchaus auch der Fall unseres Emil Jakob Schindler. Ein unstillbarer innerer Drang brachte ihn immer wieder dazu, einen Ort zu suchen, der ihm die Reize des Familienlebens auf dem Lande gewährte und an dem er sich länger mit der Natur beschäftigen konnte, als es in dem von ihm so sehr geliebten Gebirge der Fall war. Die Bauernhöfe mit ihren Obstgärten im Frühlingsschmuck lockten ihn hinaus, sobald das erste Grün den Boden färbte. „Da fand er auf halbem Wege zwischen Tulln und Neulengbach das Schlößchen Plankenberg, das für sein ferneres Leben von Bedeutung werden sollte. Ein altes, aber unendlich wohllich angelegtes Haus bot ihm alle Räume, deren er zum Leben und zur Arbeit nötig hatte, in einer Form, wie er sie sich nicht anregender wünschen konnte. Ein alter Park (Abbildung S. 265) gab seiner Neigung, den Gärtner zu spielen und dabei dem künstlerischen Auge stets neue Genüsse zu verschaffen, reichlich Gelegenheit zur Betätigung.“ Hier fesselten ihn die vom Sonnenschein beschienenen Gemüsebeete: hier zog er sich seinen Mohn, seine Nelken, seine Sonnenblumen, seine Georginen, die auf seinen Bildern immer wieder erscheinen und die er mit einem so seltenen Lichtzauber mit reichster Farbenpoesie wiedergab. Es ist, wie wenn der Dichter Ferdinand von Saar in seiner Novelle „Marianne“ schreibt: „Die Rosenbüsche stehen über und über in Blüten und Knospen und senden, von einem Meer goldener Käfer umschwärmt, Wolken von Wohlgeruch in die heiße, zitternde Luft. In den Beeten blüht es gelb, blau und rot; Lilien haben ihre weißen Kelche erschlossen, und dabei blitzt und funkelt der goldene Sonnenschein mit den wunderbarsten Lichtern und Reflexen auf dem Rasen und in dem üppigen Grün der Wipfel, daß einem vor seliger Sommerfreude das Herz im Leibe lacht.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Inhalt: Zur Kunst des Gartens. —

Hierzu drei Bildbeilagen: Zur Kunst des Gartens.

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin.
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachf. P. M. Weber in Berlin.



ER FRIEDHOF-WETTBEWERB VON PFORZHEIM. * ENTWURF DES ARCHIT-
 TEKTEN O. MENZEL IN DRESDEN, I. PREIS VON 4000 MARK (OBEN). *
 ENTWURF DES GARTEN-ARCHITEKTEN J. P. GROSSMANN IN BERLIN
 UND ARCHITEKTEN GEORG WÜNSCHMANN IN LEIPZIG, II. PREIS VON
 3000 MARK (MITTE UND UNTEN). * * * * *

DEUTSCHE BAUZEITUNG * XLVI. JAHRGANG 1912 * NO. 29.



DEUTSCHE BAUZEITUNG

XLVI. JAHRGANG. № 29. BERLIN, DEN 10. APRIL 1912.

Der Neubau der Ober-Realschule in Glogau.

Architekt: Stadtbaurat W. Wagner in Glogau.

(Schluß aus No. 24.) Hierzu die Abb. S. 285.



er Hauptbauteil mit der Aula und Turnhalle ist als Schwerpunkt des Ganzen in die Richtung der

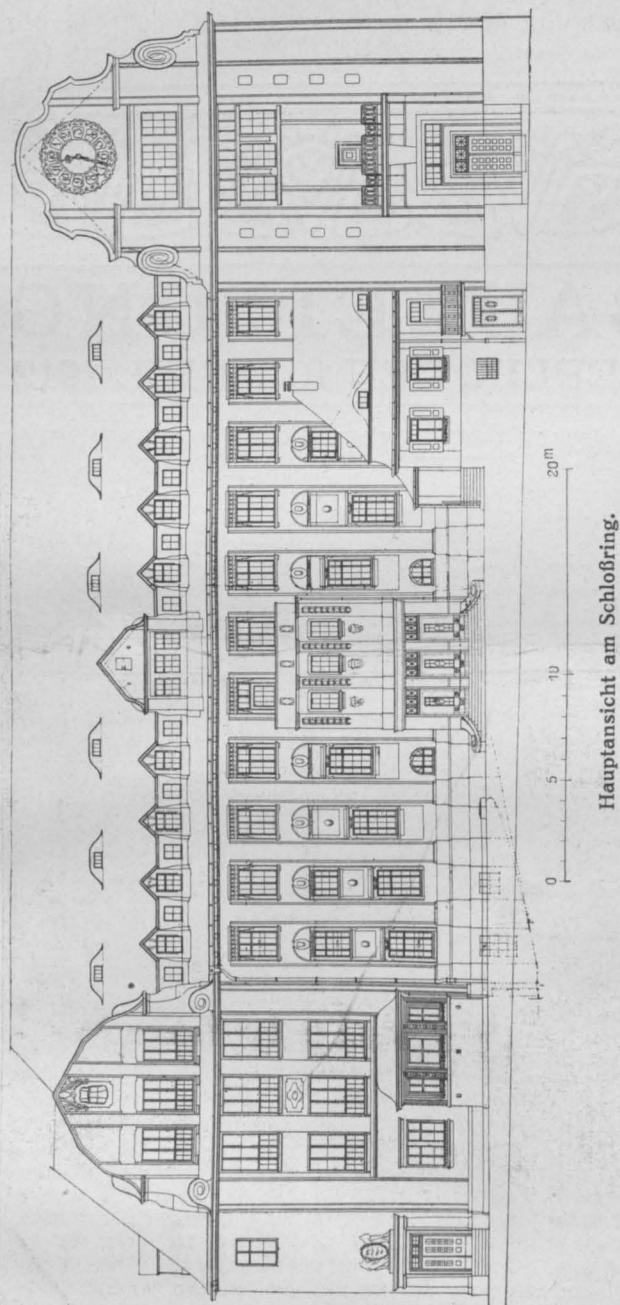
von der Altstadt nach dem Bahnhof führenden Bahnhof-Straße verlegt. Dieser Bauteil mit seiner liebevoll durchgearbeiteten Front und seinem etwas reicher ausgebildeten Giebel bildet einen schönen Abschluß des Platzes. Dem Bau ist eine große gärtnerisch bepflanzte Terrassen-Anlage vorgelagert, welche die einzelnen Bauteile zusammen schließt. Die Futtermauer ist in Beton gestampft und mit einer dahinter gepflanzten Hecke abgeschlossen.

Unter Ausnutzung des abfallenden Geländes war es möglich, die Turnhalle mit ihren Nebenräumen, Ankleideraum, Aborten, Geräteraum, Turnlehrerzimmer zu ebener Erde so anzulegen, daß sie unter Hinzuziehung des Erdgeschosses eine Höhe von etwa 7^m erhalten konnte. Der Fußboden liegt fast in gleicher Höhe, nur einige Stufen höher, als die übrigen Keller-Räume. Die Turnhalle hat einen besonderen Eingang von der Straße erhalten, sodaß sie auch



Eingang zur Turnhalle.

für andere Zwecke benutzt werden kann. Eine Empore ist vom Korridor des Erdgeschosses aus zugänglich. Ueber der Turnhalle befindet sich die Aula, die durch zwei Geschosse reicht, und über derselben im Dachgeschoß der Zeichensaal mit den erforderlichen Nebenräumen. Aus diesem Grunde ist, um das Dach zweckmäßig auszunutzen, der Dachbinder in Eisenbeton-Konstruktion als Rahmen ausgeführt, sodaß der Dachraum frei geblieben ist. Die Mansardenschräge ist im Inneren fast ganz verschwunden. Die erforderlichen Zeichenschränke sind unter Benutzung der Mansarden unter den tief eingeschnittenen Fenstern untergebracht.

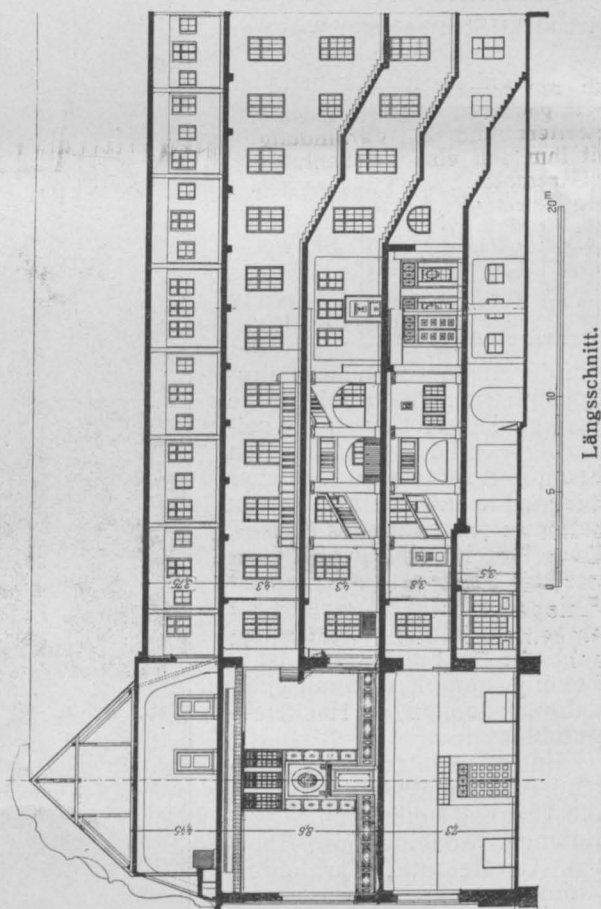
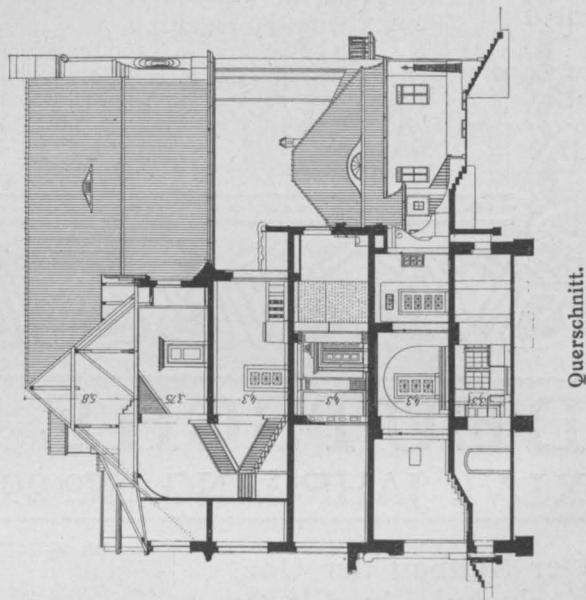


Der Haupteingang des Gebäudes liegt in der Mitte des Baues, wo die beiden Treppenhäuser zusammen treffen.

Die Schuldiener-Wohnung ist in die einspringende Ecke zwischen Aulabau und Hauptgebäude eingefügt und steht in unmittelbarer Verbindung mit dem Korridor des Erdgeschosses. Durch dieses kleine Häuschen sollte die Gesamtwirkung des Baues eine Steigerung erhalten.

Das Gebäude enthält im Kellergeschoß die Räume für Heizung und Lüftung, die Turnhalle, drei Räume für den Handfertigkeiten-Unterricht und einen Raum für Fahrräder. Im Erdgeschoß sind die Räume für

die Lehrer, das Direktorzimmer mit Sprechzimmer, sowie einige Klassenräume untergebracht. Die übrigen Klassen und Nebenräume sind in den anderen Geschossen verteilt. Im ganzen enthält das Gebäude 16 Klassen, je einen besonderen Lehrsaal für Chemie und Physik mit ansteigenden Sitzen und die erforderlichen Vorbereitungs- und Sammlungszimmer usw. Auf dem Dach ist eine Plattform zur Beobachtung des Himmels angebracht. Aborte mit intermit-



tierender Zeitspülung befinden sich in jedem Geschöß.

Das Gebäude steht auf altem Festungsgelände, sodaß die Gründung besondere Schwierigkeiten bot; es ist durchweg massiv konstruiert. Die Decken sind in Eisenbeton hergestellt. Zum Zwecke der Schallsicherheit sind sämtliche Geschosse unterhalb der Decken mit einfacher Dachpappe isoliert. Die einzelnen Decken sind dann noch mit einer 10 cm hohen Schicht Steinkohlenschlacke abgedeckt, worauf erst ein 6 cm

starker Zementestrich mit einer oberen Feinschicht als Unterlage für Linoleum gebracht wurde. Diese Isolierung hat sich bewährt. Das Dach ist mit Biberschwänzen gedeckt, die Kehlen sind ebenfalls mit Biberschwänzen nach altdeutscher Art ohne Verwendung von Zink ausgelegt. Die äußere Architektur ist als Putzbau unter teilweiser Verwendung von Sandstein schlicht und streng gehalten. Die Portale bestehen aus Sandstein mit bildnerischem Schmuck.

Das Innere ist durchweg einfach ausgestattet, lediglich der Zweckmäßigkeit dienend. Die Klasseneingänge sind nischenartig angelegt im Gegensatz zu den anderen Türen. Nur die Aula mit der Empore ist etwas besser ausgestattet, jedoch lediglich durch

Malerei und strenge Gliederung des Innenraumes. Sämtliche Klassen und Korridore mit Ausnahme der Eingangshalle haben Linoleum, die Turnhalle und der Zeichensaal Pitchpine-Fußboden, die Aula Stabfußboden erhalten. Im Uebrigen ist alles gesehen, um Licht, Luft und Sonne den Räumen in weitestgehendem Maße zukommen zu lassen. Sämtliche Räume sind mit elektrischer Beleuchtung versehen. In den einzelnen Geschossen sind Trinkbrunnen vorgesehen.

Der Bau wurde im Oktober 1909 seiner Bestimmung übergeben. Die Kosten betrugen einschließlich innerer Einrichtung rd. 355000 M., für das umbauten Raumes rd. 16 M. —

Der Friedhof-Wettbewerb von Pforzheim.

Von Baurat und Professor A. Stürzenacker in Karlsruhe.

Hierzu eine Bildbeilage.

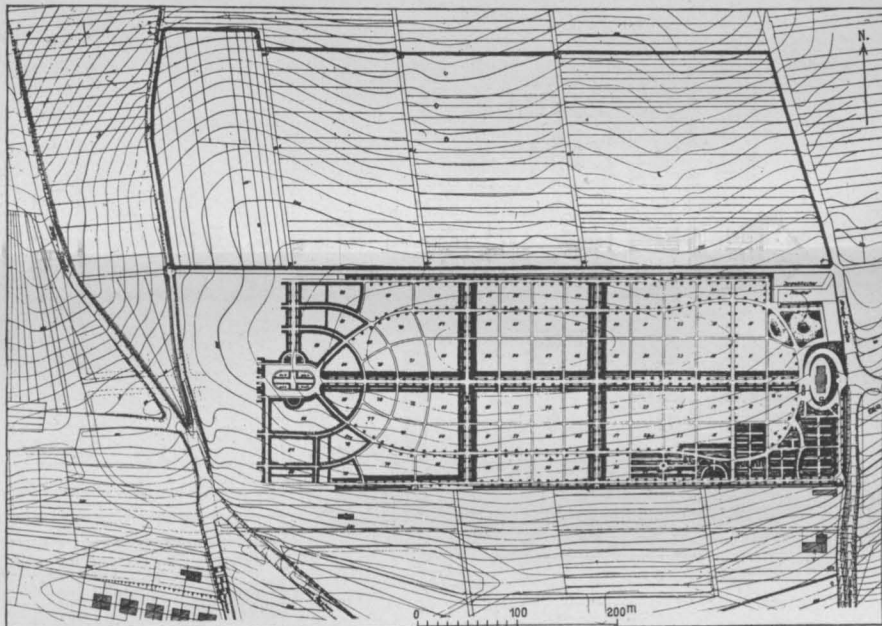
Der Wettbewerb war verlockend, eigenartig und schwer insofern, als das Gelände einen bevorzugten Platz im Stadtbild, die Höhe eines Bergrückens einnimmt, von dem man einen herrlichen Blick auf die Stadt genießt und der auch von den die Stadt umziehen- den Höhen gut übersehen werden kann. Verlockend auch deshalb, weil eine große Aufgabe im Ganzen zu lösen war: eine Friedhofanlage mit den Bauten. Eigenartig, weil Gartenkünstler und Architekt zusammenarbeiten mußten; sie mußten den alten Friedhof dem neuen, diesen dem alten anpassen. Die Schwere der Aufgabe lag in der Wahl des Platzes für die Bauten, in der Forderung weitestgehender Erhaltung der vorhandenen Grabstätten und in der Anpassung der umfangreichen Bauanlage an das stark geneigte Gelände.

Der bisherige Friedhof auf der Schanz (beistehender Lageplan) liegt im Norden Pforzheims; er soll um mindestens das Doppelte gegen Norden und Westen erweitert und in Verbindung mit ihm soll eine Leichenhalle mit Krematorium erbaut werden. Den Bewerbern war es überlassen, für die Gebäude einen geeigneten Platz zu wählen; guter Zugang, gute Zufahrt von der Stadt mußten gesichert sein; es sollten tunlichst geringe Erdbewegungen notwendig werden, und es sollte ferner eine möglichst geringe Bodenfläche des bestehenden und des künftigen Friedhofes durch Bauten in Anspruch genommen werden. Daneben sollte die Erweiterung der Bauten für die Zukunft gesichert sein, und es mußten die besetzten Gräberfelder tunlichst unberührt bleiben. Endlich sollte die ganze Bauanlage stimmungsvoll im Stadtbild stehen. Das war viel, aber unbedingt notwendig. An Bauten forderte das Programm eine Einsegnungshalle, eine Leichenhalle, eine Urnenhalle und Verbrennungsöfen, Verwaltungsräume und Wohnungen.

Der bestehende Teil des Friedhofes stellt eine Aufteilung dar, die an das Schema der meisten früheren Friedhöfe erinnert, nach dem man in dem Friedhof nichts weiter als einen Lagerplatz der Toten sah und der darum besonderen Reiz und Erbauung für den Besucher nicht bietet. Durch die Verarbeitung mit dem neu anzulegenden Teil von etwa 15 ha konnte dieser Mangel verbessert, nicht aber voll behoben werden.

Ueber die Preisverteilung haben wir in No. 16, S. 160 berichtet. Ein großer Teil der eingelaufenen Entwürfe war infolge der Eigenart und Schwierigkeit der Aufgabe unbrauchbar; Denkmale, Gedächtnishallen, Schloßanlagen und Wirtschaften waren zu sehen; das Grabmal des Theodorich in Ravenna erstand in mehr oder weniger neuen Formen, das Bismarckdenkmal am Bingereck und dergl. mehr. Daneben fanden sich aber auch vorzügliche Anklänge an oberitalienische, altchristliche und orientalische Formen, die von einem reifen Können zeugten und in feiner Weise die Stimmung der Friedhofanlage zum Ausdruck brachten. Nur wenige Entwürfe aber zeigten eine

volle Höhe künstlerischer Eigenschaft, bescheidene Formen und gutes Anschmiegen an die Landschaft. Leider überwog auch bei den bestbewerteten Entwürfen entweder die architektonische oder die gartentechnische Seite, wenn man von dem an erster Stelle gekrönten Entwurf absehen will (Abbildungen Seite 284), der als Verfasser nur einen Namen angibt und doch eine recht gute Lösung sowohl der gartentechnischen Seite als des Grundrisses bietet, im Umfang der Baumassen und damit auch der Bausumme aber etwas über das Ziel hinausschoß. Wer mit Vorsicht und Gründlichkeit an den Wettbewerb herantreten wollte, mußte die Verhältnisse an Ort und



Lageplan des alten Friedhofes.

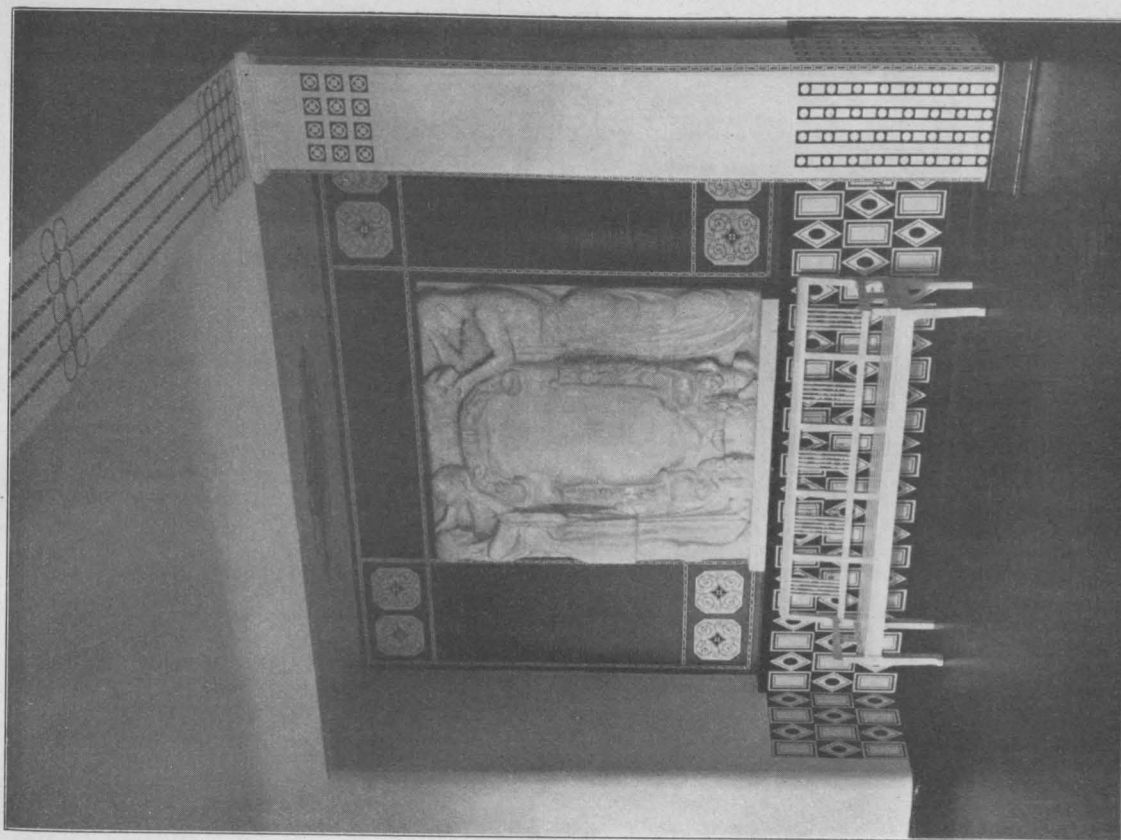
Stelle eingehend studiert haben, anderenfalls konnte er nur mit dem Spiel des Zufalls rechnen.

Die Preisrichter waren nach eingehender Besichtigung des Geländes der Ansicht, daß für die Bauten in erster Linie die Süd- oder Südweststellung in Betracht kommen müsse, einmal, weil sie dort zunächst der Stadt stehen und dann auch, weil sie dort am besten im Stadtbild zur Geltung kommen. An der Südseite wie an der Südwestseite werden später die Privatbauten nahe bis zum Friedhof emporsteigen und damit einen Teil der Friedhofbauten verdecken. Beide Stellungen wurden vom Preisrichter-Kollegium als für die Entscheidung des Wettbewerbes gleichwertig angesehen. Die auswärtigen Preisrichter vertraten allerdings einstimmig den Standpunkt, daß die Südlage der Südwestlage aus verschiedenen Gründen, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll, vorzuziehen sei; sie betonten aber diesen mehr persönlichen Standpunkt bei der Beurteilung nicht in dem Sinne, daß sie darum Diejenigen bevorzugten, die dieser mehr persönlichen Anschauung Rechnung trugen.

Die Lösung der Verbindung des neuen Friedhofes mit dem bestehenden hat in den meisten Entwürfen nicht befriedigt. Manche Bewerber nahmen auf die vorhandenen Grabstellen keine oder zu wenig Rücksicht, sie ent-

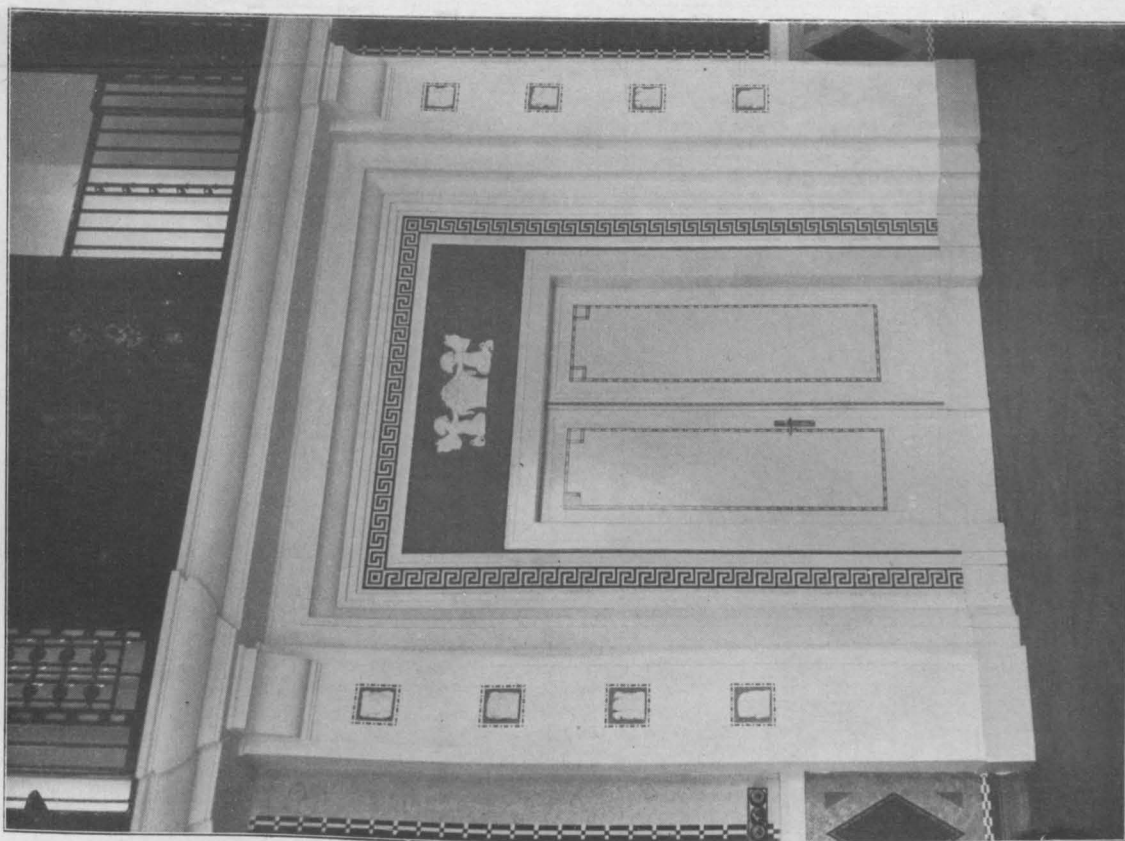
fernten Hunderte und Tausende von Gräbern, andere konnten einen innerlichen organischen Zusammenhang zwischen Altem und Neuem nicht finden. Das Gelände, mit dem zu rechnen war, ist ein bewegtes; statt sich diesem in der Linienführung anzupassen, hat man, dem Zeit-

derartigen Erwägungen zu Fall kommen. Wenn anderseits manche Bewerber eine gute Gesamtlösung der Friedhofanlage fanden, so glückte ihnen doch die Schaffung reizvoller Einzelbilder und des organischen Zusammenhangs von Friedhof und Bauwerken nicht.



Vorhalle zur Aula.

Architekt: Stadtbaurat W. Wagner in Glogau.



Innenseite der Aula-Tür mit Empore.

Der Neubau der Ober-Realschule in Glogau.

geschmack blind folgend, dasselbe mit einem Netz gerader Linien überzogen, das auf eine Friedhofanlage in der Ebene zugeschnitten war, nicht aber mit den Höhenkurven, die im Lageplan angegeben waren, zusammen-

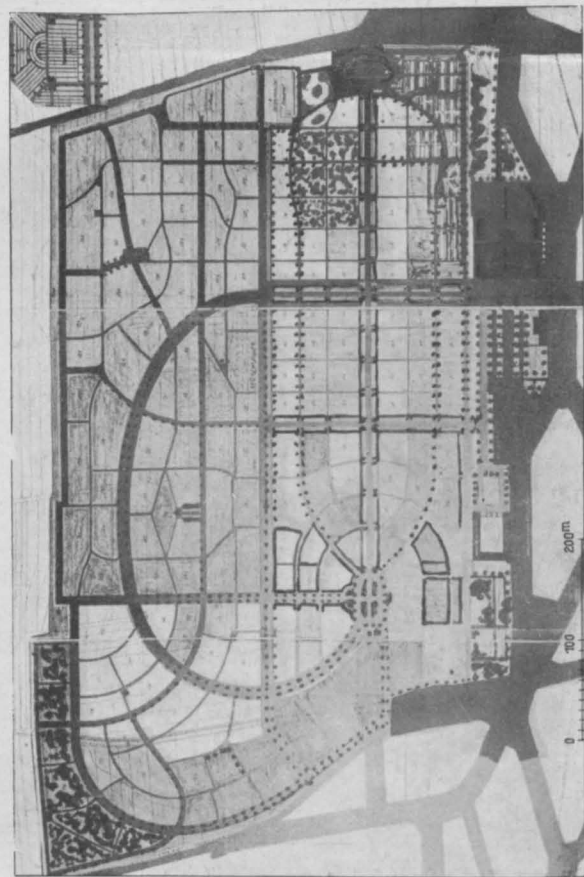
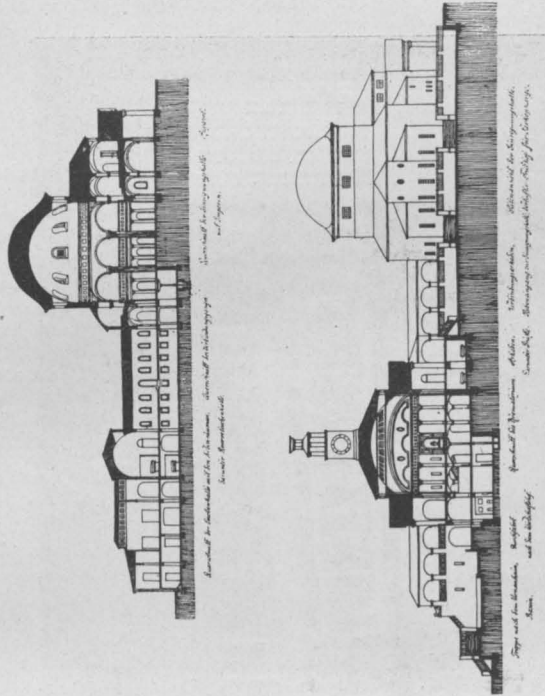
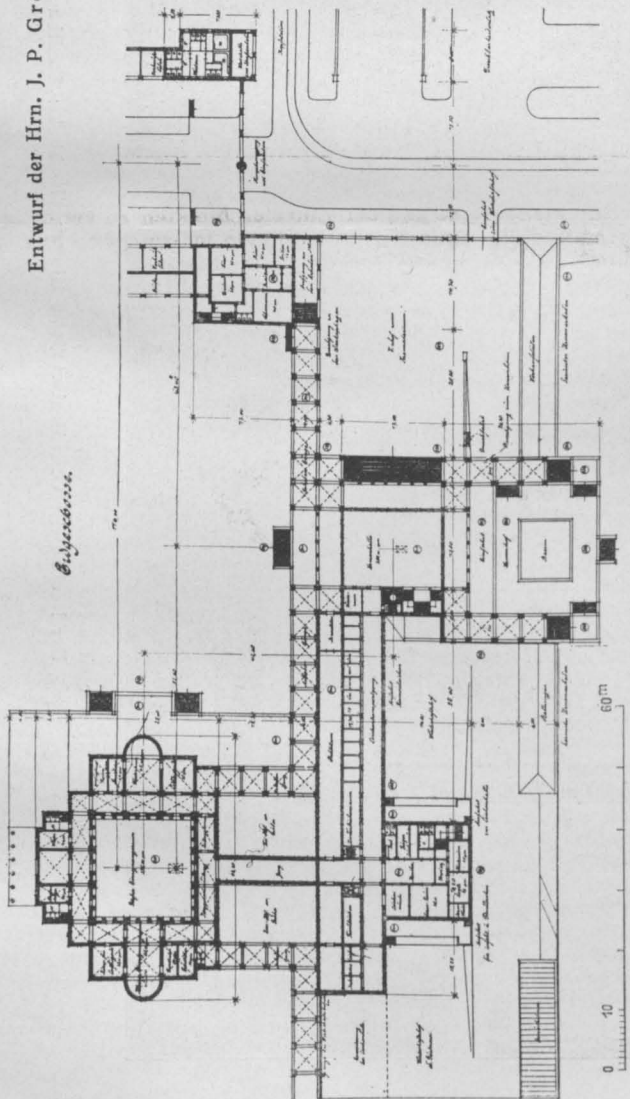
10. April 1912.

In vorzüglicher Weise hat der mit dem I. Preis gekrönte Entwurf (Abb. S. 284, 286 und Bildbeilage) einen Rundgang durch den alten und neuen Friedhofteil geschaffen, der auch imstande ist, einen auf dem Friedhof Umherirrenden wieder an den Ausgangspunkt zurückzuführen. Er

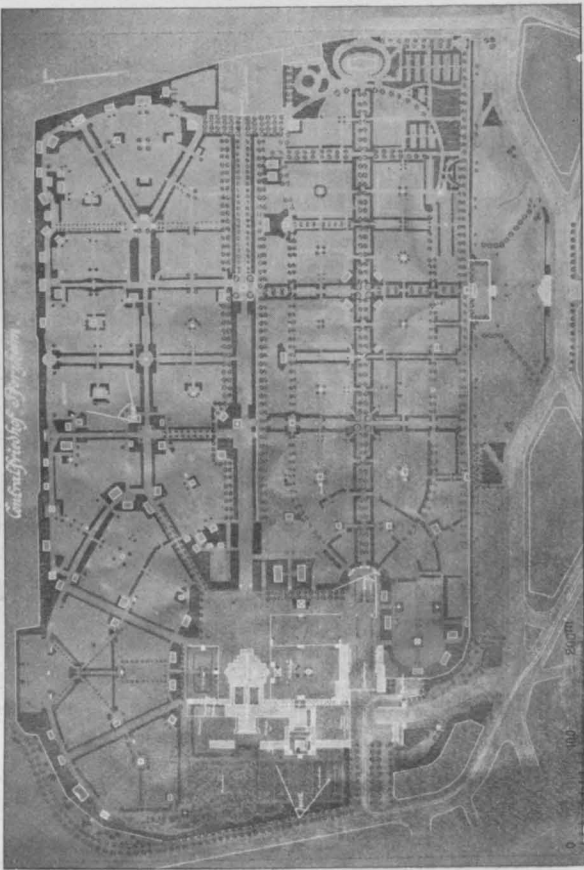
verwendet die gerade und geschwungene Linie im gegen-
seitigen guten Zusammenhang, er spielt verständnisvoll
mit diesen. Wertvolle Einzelbilder zu schaffen ist aber
auch diesem nicht voll gelungen.

mutete, große Treppenanlagen zu begehen, um in die Ein-
segnungshalle zu gelangen, ebenfalls. Nur einige Ent-
würfe konnten die Frage der Anlage von großer und kleiner Einsegnungshalle in befriedigender Weise lösen; auch

Entwurf der Hrn. J. P. Großmann in Berlin und Georg Wünschmann in Leipzig.
II. Preis.



Entwurf des Hrn. O. Menzel in Dresden. I. Preis.



Entwurf Großmann-Wünschmann. II. Preis.

Die Grundrißanlage mußte mit dem mitunter je nach
Lage um 8–10 m steigenden Gelände rechnen. Wer sich
darüber hinweg setzte und ein ebenes Gelände mit großem
Aufwand schuf, mußte verlieren; wer den Besuchern zu-

die Lage des Krematoriums zu den übrigen Räumen und
der Leichentransport waren häufig für den Bewerber
dunkle Punkte, aber in diesem Falle grundsätzliche Fra-
gen. Die Kostenfrage ist verschieden behandelt worden.

Das Programm forderte nur, daß die Gesamtkosten sich im Rahmen dessen zu bewegen haben, was Städte ähnlichen Umfanges in ähnlichem Falle leisten. Die in den Entwürfen gegebenen Antworten ergaben Zahlen von 1/2 bis 1 Million M. für die Bauanlage allein. Das Preisgericht hat diesem Punkte eine überwiegende Bedeutung bei der Beurteilung deshalb nicht beigemessen, weil das Programm den Bewerbern Spielraum gelassen hatte.

Der mit dem I. Preis gekrönte Entwurf „Zwei Ringe“ des Hrn. Arch. O. Menzel in Dresden stellt eine vorzügliche Aufteilung des Friedhofgeländes dar, verbindet Altes und Neues mit einer Rundstraße und ermöglicht dem Besucher, sich leicht zurecht zu finden. Die Linienform nimmt auf das Gelände ausreichende Rücksicht. Intime Einzelbilder sind nicht dargestellt, ihre Beschaffung ist indessen möglich. Wie viele Andere stellt der Verfasser sein Gebäude an die Südseite, etwa in die Mitte der Längsseite des alten Friedhofes, das Verwaltungsgebäude links, das Hauptgebäude rechts. Obwohl dem Hauptbau eine Tieferstellung gegeben ist, welche die Hauptfront des Baues gegen Westen wendet, werden die Höhen-Unterschiede des Gebäudes in feiner Weise überwunden und es wird auf die Baugruppe von den gegenüber liegenden Höhen ein guter Fernblick ermöglicht. Der Grundriß ist klar; große und

kleine Einsegnungshalle sowie Krematorium liegen vorzüglich, die Erweiterungsmöglichkeit ist ausreichend berücksichtigt. Die Architektur strebt allzu sehr in die Höhe. Wollte man den Entwurf in die Wirklichkeit umsetzen, so wäre schon aus finanziellen Gründen eine Beschränkung der Höhe geboten. Das Schaubild (Bildbeilage) vermochte die Vorzüge der Anlage nicht voll zur Geltung zu bringen.

Der mit dem II. Preis gekrönte Entwurf „Gärten des Friedens“ der Hrn. J. P. Großmann in Berlin und Georg Wünschmann in Leipzig (Abb. S. 286 u. Bildbeilage) zeigt eine gute Aufteilung des Friedhofes, bedingt aber im alten Teil zu große Veränderungen; durch gerade aber nicht zu lange Wege überwindet er leicht die Schwierigkeiten des Geländes. Die Bauten sind an das Westende des Friedhofes eben gestellt; das verlangt die Opferung eines sonst noch verwertbaren und wertvollen Teiles des Friedhofgeländes und die Ausgleichung von Höhenunterschieden bis zu 8 m. Der Hauptzugang zum Haus ist nur auf langem Weg möglich. Die Durchbildung des Grundrisses, die äußere Formgebung zeugen von reifer Erfahrung. Die Einzelwirkung mancher Teile verdient besonderes Lob. Die Baukosten für die Gebäude mit 800000 M. sind recht hohe und es steht noch dahin, ob die Gebäude um diesen Betrag ausführbar wären. —

(Schluß folgt.)

Die Gründung eines deutschen Privat-Architekten-Verbandes.



inen Aufruf der „Vereinigung Hannoverscher Architekten“ zur Gründung eines Privat-Architekten-Verbandes, der uns soeben mit der Bitte um Veröffentlichung zugeht, geben wir nachstehend wieder, ohne damit durchweg seinem Inhalt zuzustimmen.

Wir behalten uns vor, darauf zurück zu kommen. Der Aufruf lautet:

„Vor einem Jahr gründeten wir in Hannover die „Vereinigung Hannoverscher Architekten“ V. H. A. Sie hat sich zur Aufgabe gestellt, die Interessen der Privat-Architektenschaft zu vertreten und ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern. Die Satzungen sind im wesentlichen dieselben, wie sie andere Architektenvereine bzw. -Verbände haben, allerdings mit der Einschränkung, daß nur Privatchitekten Aufnahme finden können, während Beamte grundsätzlich ausgeschlossen sind. Dies ist erforderlich, um dem Verein die nötige Bewegungsfreiheit zu sichern und rücksichtslos die Mißstände bekämpfen zu können, die oftmals bei den Behörden herrschen, und für die die beamteten Architekten vielfach verantwortlich sind. Selbstverständlich entscheidet für die Aufnahme-Fähigkeit auch die künstlerische Eigenschaft des Aufzunehmenden. Architekten, die künstlerisch tätig sind, aber auch gleichzeitig ein Baugeschäft betreiben, sind von der Aufnahme nicht grundsätzlich ausgeschlossen, da sie zweifellos viele mit dem reinen Architekten gleichlaufende Interessen haben.

Es ist gewiß sehr verlockend, in Satzungen die Bestimmung aufzunehmen, daß der Architekt auf keinen Fall Unternehmer sein dürfe. Die Praxis hat aber gelehrt, daß in Verbänden, in denen man in den Grundsätzen diese Bestimmung hat, diese täglich umgangen, wenn nicht direkt außer acht gelassen wird. Zweifellos gibt es eine Menge bedeutender Architekten, die gleichzeitig ein Baugeschäft betreiben und die in keiner Weise weder in künstlerischer Eigenschaft, noch in der Art ihrer Geschäftsführung hinter dem reinen Architekten zurückbleiben. Man hat bei anderen Berufen, bei denen die Sachlage genau dieselbe ist, niemals Anlaß genommen, derartige Forderungen zu stellen. Wir erinnern an die Ingenieure, die ihren Verbänden angehören, wenn sie gleichzeitig Fabrikanten sind und die Aerzte, die trotz Unterhaltung von Privatkliniken ihrer Kammer angehören, ja vielleicht gerade besonders berühmt sind. Eine offene ehrliche Art des Gelderwerbes darf niemals zur Benachteiligung in Standesfragen werden.

Bei der Verfolgung der Standesinteressen hat es sich aber herausgestellt, daß der Ausbau der Organisation der Privatchitekten über ganz Deutschland ein Haupterfordernis ist. Man könnte nun einwenden, es seien bereits derartige Verbände vorhanden, sodaß ein Bedürfnis nicht vorliege. Dieser Einwurf ist hinfällig. Es gibt zurzeit noch keinen Verband der Privatchitekten, der eine solche Stärke aufweist, daß er für sich in Anspruch nehmen könnte, der berufene Vertreter der ge-

samten deutschen Privatchitekten zu sein. Es ist uns allerdings bekannt, daß zurzeit Bestrebungen im Gang sind, eine große Privatchitekten-Vereinigung ins Leben zu rufen. Wir machen hierdurch nicht den Versuch, etwa andere Bemühungen zu durchkreuzen, sondern wir möchten durch diesen Aufruf erreichen, daß die betr. Stellen, die sich in derselben Weise bemühen, uns davon Kenntnis geben, sodaß wir Hand in Hand arbeiten und die vorbereitenden Schritte gemeinsam unternehmen. Deshalb richten wir an die Fachvereine und an die Einzelarchitekten, die geneigt sind, zur Gründung eines Privat-Architekten-Verbandes beizutragen, dessen Organisation durchs ganze Reich geht, die Bitte, mit uns in schriftlichen Verkehr zu treten. Es ist zunächst beabsichtigt, an einem noch näher zu bestimmenden Ort und Tag eine Zusammenkunft von Vertretern der größeren Architektenvereine und der Einzelarchitekten zu veranlassen und die allgemeinen Richtlinien festzulegen. Wir halten uns zu diesem Vorgehen im Interesse unseres Standes nicht nur für berechtigt, sondern, da uns von einzelnen Kollegen aus anderen Städten diesbezügliche Wünsche und Anfragen zugegangen sind, geradezu für verpflichtet. Ein großer Zusammenschluß der Privatchitekten auf möglichst breiter Unterlage ist allein schon dadurch begründet, daß Schritte erforderlich sind, die verhindern, daß das Arbeitsfeld der Privatchitektenschaft noch mehr beschnitten wird und es ermöglichen, bereits verloren gegangene Gebiete zurück zu gewinnen. Er ist aber auch deshalb nötig, weil von den rund 20000 deutschen Privatchitekten nur ein ganz verschwindend kleiner Bruchteil zusammengeschlossen ist, sodaß bis jetzt große Ziele (Architektenkammern) nicht zu erreichen waren. Wir bitten deshalb die Berufsvereine, bis spätestens 20. April 1912 uns Mitteilung zukommen zu lassen, ob sie bereit sind, unsere Bestrebungen zu unterstützen, damit ein Zeitpunkt für die Zusammenkunft festgesetzt und ein vorbereitender Ausschuß gewählt werden kann. Dabei bitten wir um Angabe, welche Mitgliederzahl der betr. Verein aufweist.

Architekten, die keiner Vereinigung angehören, aber dennoch beabsichtigen, dem neu zu gründenden Verband beizutreten, bitten wir um Angabe ihrer Adresse, damit wir in der Lage sind, sie zur vorbereitenden Versammlung einzuladen, bzw. nach erfolgter Gründung die Aufnahme zu vollziehen und sie zum weiteren Ausbau der Organisation zu verwenden.

Nichts Halbes, nichts Unzulängliches ist geplant, sondern eine große Vereinigung, die als berufene Vertreterin der deutschen Privatchitekten deren berechnete Interessen kraftvoll wahrnimmt, soll geschaffen werden zum besten Aller.

Wir bitten die Architektenvereine und einzelnen Architekten um möglichst zahlreiche Anmeldung und Unterstützung unserer Gründungsbestrebungen.

Vereinigung Hannoverscher Architekten V. H. A.
Geschäftsstelle: Hannover, Hildesheimer-Straße 211.

Vermischtes.

Zum 80. Geburtstag von Wilhelm Launhardt. Als der Nestor der noch im Amte stehenden Professoren deutscher technischer Hochschulen beging am 7 April d. J. der Geh. Reg.-Rat Dr.-Ing. h. c. Wilh. Launhardt in

Hannover in seltener geistiger Frische und körperlicher Rüstigkeit das Fest seines 80. Geburtstages. Launhardt kann auf eine fast 43jährige Tätigkeit an der Technischen Hochschule zu Hannover zurückblicken, die ihm, dem geborenen Hannoveraner, auch die Ausbildung gegeben hat.

Als Nachfolger v. Kavens wurde ihm 1869 an der damaligen Polytechnischen Schule der Lehrstuhl für Straßen-, Eisenbahn- und Brückenbau übertragen, ein Gebiet, das seitdem für die Kraft eines Einzelnen längst zu groß geworden ist. Er war auch der letzte vom Ministerium bestellte Rektor dieser Anstalt von 1875—1881 und der erste gewählte Rektor nach 1881. Durch Ernennung zum außerordentlichen Mitglied der Akademie des Bauwesens, durch Berufung in das Herrenhaus unter den ersten 3 Vertretern des Technischen Berufes in dieser Körperschaft und durch Ernennung zum Doktor-Ingenieur ehrenhalber durch die Technische Hochschule zu Dresden i. J. 1903 wurden seine Verdienste um die Entwicklung der Technik ausgezeichnet. Launhardt hat sowohl als Lehrer an der Hochschule wie als Fachschriftsteller in hohem Maße erfolgreich gewirkt. Seine Schriften liegen vorwiegend auf dem Gebiete des Trassierens, des Tarifwesens und der Wirtschaftslehre. Möge dem verdienstvollen Manne noch ein froher Lebensabend beschieden sein. —

Reinhold Baumeisters Ausscheiden aus dem Lehramt. Nach 50jähriger Tätigkeit als Professor a. d. Technischen Hochschule zu Karlsruhe hat der Geh. Ob.-Brt. Dr.-Ing. h. c., Dr. med. h. c. Professor Reinhold Baumeister, der im nächsten Jahr in sein 80. Lebensjahr eintritt, zum 1. Oktober 1912 seinen Abschied aus dem Lehramt erbeten und unter Anerkennung seiner ausgezeichneten Dienste und unter Verleihung des Titels eines Geheimen Rates II. Kl. erhalten. Wir haben zum 70. Geburtstag Baumeisters im Jahre 1903 („Deutsche Bauztg.“ 1903, S. 142) seinen Lebensgang bereits geschildert und die Vielseitigkeit seiner Lebensarbeit auf praktischem und wissenschaftlichem Gebiet, als Ingenieur, Hygieniker und Städtebauer zu würdigen gesucht, die ihm einen dauernden Platz unter den deutschen Ingenieuren sichern wird, die fördernd und führend auf diesen Gebieten gewesen sind. Durch Ernennung zum Doktor-Ingenieur ehrenhalber durch die Technische Hochschule zu Berlin und zum Ehrendoktor der medizinischen Fakultät zu Jena sind inzwischen seine Verdienste noch besonders ausgezeichnet worden.

Mit Baumeister scheidet eine der markantesten Persönlichkeiten aus dem Lehrkörper der Friderician, ein Mann, der mit großer Klarheit die von ihm als richtig erkannten Grundsätze zu entwickeln und mit Nachdruck zu vertreten wußte, der sich dabei bis in sein hohes Alter hinein den offenen Blick für die Forderungen des Tages erhalten hat und stets mit warmem Interesse eingetreten ist für alle berechtigten Bestrebungen der Technik und dafür, ihren Vertretern den angemessenen Anteil am öffentlichen Leben zu sichern. Möge ihm noch manches Jahr beschieden sein, um das wohlverdiente otium cum dignitate zu genießen. —

Das neue königliche Opernhaus zu Berlin und der „Berliner Architekten-Verein“. Zur Sache der Errichtung eines neuen königlichen Opernhauses zu Berlin und zu den bisherigen Vorarbeiten hierzu hat der „Architekten-Verein“ zu Berlin mit einer Entschließung Stellung genommen, die folgenden Wortlaut hat:

„1. Das in der öffentlichen Presse ausgesprochene vernichtende Urteil des Wettbewerbes kann nicht als ein sachverständiges Urteil angesehen werden. 2. Der Wettbewerb hat zwar keinen Vorschlag gebracht, der ohne weiteres ausführbar ist, hat aber durch sein Ergebnis eine Grundlage geschaffen, auf der ohne einen öffentlichen Wettbewerb weiter gearbeitet werden kann. 3. Die weitere Arbeit wird nur dann einen vollen Erfolg haben, wenn dem ausführenden Künstler innerhalb der gegebenen Grenzen volle Bewegungsfreiheit gewährleistet und ihm die künstlerische Oberleitung des Baues übertragen wird.“

Nach unserer Meinung hätte es der „Architekten-Verein“ zu Berlin bei der Zusammensetzung seiner Mitgliedschaft und dem Charakter des überwiegenden und maßgebenden Teiles seiner Mitglieder streng vermeiden müssen, in einer Angelegenheit Stellung zu nehmen, die vom preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten geleitet wird und in der bisherigen allgemein verurteilten Form betrieben wurde. Denn der weitaus größte und einflußreichste Teil dieser Mitglieder untersteht entweder unmittelbar dem genannten Ministerium oder unterhält zu demselben nach seinem Werdegang oder nach seiner Stellung so nahe Beziehungen, daß der Verein nach unserer Ansicht zu dieser Frage nicht Stellung nehmen durfte. Man braucht bei dieser Sachlage dabei nicht einmal auf den Verlauf der Sitzung an sich einzugehen. Nach diesen Umständen wird die Kundgebung zu beurteilen sein. Die Errichtung eines neuen königlichen Opernhauses in Berlin ist eine Kunst- und Kultur-

frage der Gegenwart von so überragender Bedeutung, daß man parteilos wünschen muß, daß nur das größte und bedeutendste Können in ihren Dienst gestellt wird. Das zu ermitteln, gibt es nur einen Weg: den allgemeinen deutschen Wettbewerb, den die deutsche Baukünstlerschaft mit Recht anstrebt. —

Der 10. internationale kunsthistorische Kongreß findet in den Tagen vom 16.—21. Oktober 1912 in Rom statt. —

Wettbewerbe.

Ein Preisausschreiben zur Erlangung von Entwürfen für den Neubau einer Festhalle in Bingen wird zum 15. Mai 1912 erlassen. Im Preisgericht befinden sich u. a. die Hrn. Geh. Ob.-Brt. Prof. K. Hofmann in Darmstadt, Stadtbaumeister Koch in Bingen und Architekt Direktor Tölg in Bingen. —

Ein Preisausschreiben betr. Entwürfe für ein Erholungsheim für Genesende, das bei der Station Wildpark im Stuttgarter Stadtwald errichtet werden soll, wird unter den in Württemberg ansässigen oder geborenen Architekten zum 1. Aug. 1912 bei 3 Preisen von 1500, 1200 und 1000 M., sowie 1—2 Ankäufen für je 500 M. erlassen. Unter den Preisrichtern die Hrn.-Ob. Brt. von Beger, Brt. Pantle, Ob.-Brt. Schiller in Stuttgart und Prof. Dr. h. c. Th. Fischer in München. —

Ein Ideen-Wettbewerb betr. Skizzen für die Erbauung eines Geschäftshauses für den Duisburger General-Anzeiger wird vom Verlag der Zeitung unter den in der Rheinprovinz ansässigen Architekten zum 17. Mai d. J. erlassen. Das Geschäftshaus soll auf dem Grundstück Ecke der Kuh- und der Obermauer-Straße erbaut werden. Es werden 3 Preise von 1500, 1000 und 500 M. in Aussicht gestellt. Außerdem können 2 nicht preisgekrönte Entwürfe für je 250 M. angekauft werden. Im Preisgericht befinden sich die Hrn. Arch. Baumbach in Duisburg und Reg.-Bmstr. Gabriel in Düsseldorf. Unterlagen unentgeltlich durch Hrn. Verleger Carl Lange in Duisburg. —

Aus einem allgemeinen Wettbewerb betr. Entwürfe für den Ausbau des Kaiser Franz Josefs-Kai in Graz gingen die Architekten Franz Petek in Wien, Hans Jörg Hönel in Graz, Ob.-Brt. Ludwig Muhry in Graz, sowie Arch. Jos. Hötzl in Graz in Gemeinschaft mit Arch. Peter Palumbo in Wien als Sieger hervor und wurden zu einem engeren Wettbewerb mit Frist zum 1. Juni 1912 vorgeschlagen. —

In einem Wettbewerb betr. Entwürfe für ein Gemeindehaus der Kreuzkirche in Barmbek bei Hamburg, beschränkt auf die Architekten, die mindestens 1 Jahr in Hamburg ansässig sind, fielen bei 31 Entwürfen der I. Preis von 1200 M. auf Hrn. J. Grotjan, der II. Preis von 600 M. auf Hrn. Max Gerhardt, der III. Preis von 300 M. auf Hrn. Hilmar Möller. Dem Preisgericht gehörten an die Hrn. Geh. Brt. Schuppan, Hugo Groothoff, L. Evers, Hugo Preuß und E. Romberg. —

Wettbewerb Wohnhäuser Radebeul. In dem von der Firma Eisold & Co. in Radebeul veranstalteten Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für Wohnhäuser mit kleinen und mittleren Wohnungen auf ihrem jetzigen Fabrik- (Ziegelei-) Grundstück wurde über die Preisverteilung unter den eingegangenen 19 Entwürfen folgende Einigung erzielt: I. Preis (1500 M.) Entwurf „Niederlöbnitz“, Verf. Arch. Rumpel und Krutzsch in Dresden; II. Preis (1000 M.) Entwurf „Löbnitzhaus“, Verf. Arch. Kurt Quester und J. G. Seifert in Dresden; III. Preis (750 M.) Entwurf „Durchlüftung“, Verf. Arch. M. Karl Baer und Bmstr. Albin Dimmler in Dresden. Zum Ankauf wurden bestimmt für 400 M. der Entwurf „6 1/2 %“, Verfasser: Arch. Max Mertig und Johannes Kühn, Mitarbeiter Ernst Weber in Dresden; für 350 M. der Entwurf „Encore une deuxième“, Verfasser: Arch. Paul Haase in Loschwitz. —

Mißstände bei Wettbewerben. Man teilt uns zu unseren bezüglichen Ausführungen auf Seite 256 mit, daß auch das Hochbauamt in Lankwitz, also gleichfalls eine Fachbehörde, sich weigerte, 5 M., welche die Unterlagen eines von ihr ausgeschriebenen Wettbewerbes kosteten, zurück zu zahlen. —

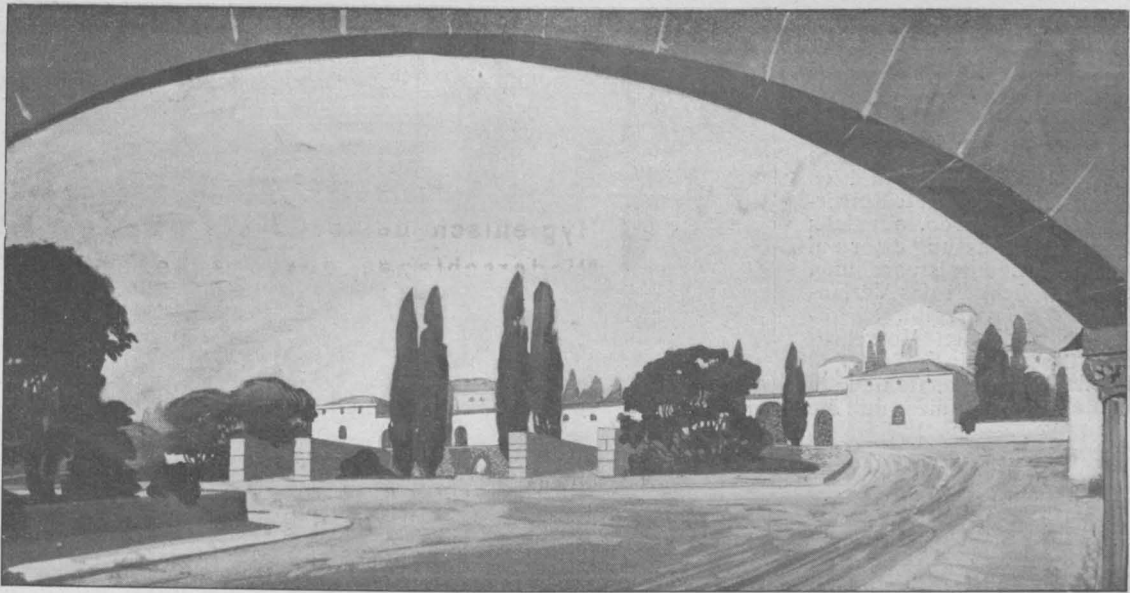
Inhalt: Der Neubau der Ober-Realschule in Glogau. (Schluß.) — Der Friedhof-Wettbewerb von Pforzheim. Die Gründung eines deutschen Privat-Architekten-Verbandes. — Vermischtes. — Wettbewerbe. —

Hierzu eine Beilage: Der Friedhof-Wettbewerb von Pforzheim.

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin.
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg. P. M. Weber in Berlin.



ER MONT SAINT MI-
CHEL IN DER NOR-
MANDIE, DEPARTE-
MENT MANCHE. **
ANSICHT VON
** NORDOST. **
=== DEUTSCHE ===
** BAUZEITUNG **
XLVI. JAHRGANG 1912
* * * N^o. 30. * * *



Entwurf „Toteninsel“. Verfasser: Architekt J. A. Bohligh und Gartenarchitekt Karl Krause in Dresden.
Preis des Vereins für Feuerbestattung in Pforzheim (1000 M.)

DEUTSCHE BAUZEITUNG

XLVI. JAHRGANG. № 30. BERLIN, DEN 13. APRIL 1912.

Der Friedhof-Wettbewerb von Pforzheim.

Von Baurat und Professor A. Stürzenacker in Karlsruhe.

(Schluß.) Hierzu die Abbildungen Seite 291.

Der mit dem III. Preis gekrönte Entwurf „Kreuz im Kreis“ der Hrn. Th. Preckel in Pforzheim und Paul Grotz in Stuttgart (Abbild. S. 291) bietet in gartentechnischer Hinsicht nichts; die Neuanlage des Friedhofes trägt der Geländeform keine Rechnung, lobenswert ist dagegen die geschickte Lage der Bauten an der Südseite, welche mit der Geländeform rechnet und eine Anfahrt hinter dem Gebäude annimmt, um den Schwebeweglichen zu ermöglichen, ohne Mühe zu Fuß oder Wagen den Haupteingang zu erreichen. Die Lage der kleinen und der großen Einsegnungshalle sowie des Krematoriums ist gut, der Leichentransport bietet Schwierigkeiten nicht. Auch die Lage des Wirtschaftshofes ist zweckmäßig. Nicht befriedigen kann die Ausbildung des von den Bauten umrahmten Schmuckhofes in gärtnerischer Hinsicht; es fehlt hier die Betonung des Gartens als des belebenden, die Bauten zusammenfassenden Elementes. Die Architektur ist eigenartig und fein, sie klingt an oberitalienische Motive an; schön ist auch der Blick auf das Krematorium mit Umgebung. Der Glockenturm hätte niedriger werden oder auch ganz wegbleiben können. Die Lage der Bauten auf der Höhe verlangt eine ruhige, nicht aber durch hochstrebende Teile unterbrochene Umrißlinie.

Der Entwurf „Toteninsel“ der Hrn. J. A. Bohligh und K. Krause in Dresden zeigt eine in der Gesamtaufteilung und Einzelwirkung gleich vorzügliche Friedhof-Anlage, die aber mit dem bestehenden Friedhof vollständig aufräumt. Den Fehler vergrößert der Verfasser durch die Stellung der Bauten mitten in den alten Friedhof, die aus praktischen Gründen unmöglich ist. Der Grundriß zeigt eine Erfahrung auf dem Gebiet der Friedhofbaukunst nicht, verbindet aber in eigenartiger Weise die große Einsegnungshalle, die kleine Einsegnungshalle und das Krematorium. Aus diesem Grund hat der Entwurf den vom Feuerbestattungs-Verein ausgesetzten Preis von 1000 M. erhalten. Das Krematorium ist in unmittelbare Nähe des Einsegnungsraumes gerückt, aber doch nicht derart organisch mit diesem verbunden, daß ein Nichtanhänger der Feuerbestattung Anstoß nehmen könnte. Vorzüglich in Auffassung und Aufbau sind die Außenseiten der Bauten; orientalische Einflüsse spielen in die Formgebung herein, doch keineswegs derart, daß dieselben fremdartig wirken würden. Eigenart, Einfachheit und malerischer Reiz der Fassaden stehen nach meinem Empfinden hier am höchsten.

Die Stärke des angekauften Entwurfes „Friede den

Toten“ der Hrn. P. Gracher in Düsseldorf und Theod. Ott in Aachen liegt in seiner Aufmachung der Bauten, die klassische Vorbilder aus Griechenland eigenartig und vornehm verarbeitet, manchmal aber auch sich in nicht ganz einwandfreier Weise an moderne Denkmalsentwürfe anlehnt. Die perspektivische Darstellung ist eine gewählte. Weniger Glück hatte der Verfasser in der Aufteilung des Friedhofgeländes, die des einheitlichen Zusammenfassens von Altem und Neuem entbehrt. Auf nicht hoher Stufe steht die Grundrißlösung, die dem Äußeren zu lieb manchmal Versuche darstellt, die keineswegs befriedigen können, so, wenn der Verfasser z. B. äußerlich das Kolumbarium einerseits und den Pferdestall mit Wagenremise andererseits durch zwei gleichartige, tempelartige Rundbauten ausdrückt.

Der Entwurf „Vita somnium breve“ der Hrn. Ob.-Brt. Weigle & Söhne und Gartenarch. Lilienfein in Stuttgart zeigt gärtnerische Vorzüge, läßt den alten Friedhofteil im Wesentlichen unberührt, verbindet Altes und Neues gut und gibt die Möglichkeit der leichten Zurechtfindung. Der Leichentransport ist erschwert, Urnenhalle und Leichenhalle sind im Äußeren zu sehr betont. Die Architektur ist nicht einheitlich genug. Ein Vorzug der Grundrißanlage ist die enge Zusammenfassung der Bauten und damit ihre Billigkeit.

Der Entwurf „Vorhof“ der Hrn. Hummel & Förstner in Stuttgart bringt Bauten und Friedhof in gute Beziehung und schafft im Friedhof Einzelbilder, die volles Lob verdienen, es sei hier nur auf die eigenartig schöne Verbindung von Urnenhalle und Urnenhaus und deren stille schöne Lage hingewiesen. Dem Grundmotiv des „Ehrenhofes“ zu lieb ist allerdings eine Bauanlage geschaffen, die aufwändig und teuer ist und im Einzelnen, auch in der Beleuchtung, nicht befriedigen kann. Um die Bauanlage zu ermöglichen, wären große Erdbewegungen notwendig. Die Fassaden verdienen Lob.

Der Entwurf „Droben auf dem Wolfsberg“ der Hrn. Becker und Herkommer in Dresden nimmt die Südlage an. Die Friedhofanlage ist insofern günstig, als sie 100 000 Grabstellen vorsieht, sonst bietet sie besondere Reize nicht. Die langgestreckte Bauanlage überwindet die Geländeschwierigkeit gut. Lob verdienen die Anlage des Einganges und des Ausganges der großen Halle und die Lage des Krematoriums; der Transport der Leichen nach der großen Einsegnungshalle kreuzt den Verkehr des Publikums, das Pflanzenhaus liegt gegen Norden. Die Fassaden sind gut und maßvoll gehalten.

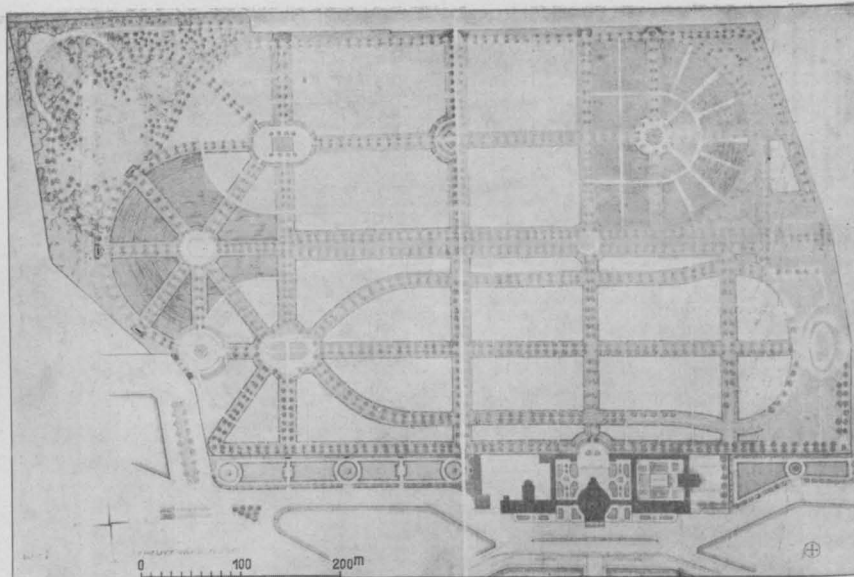
Im Anschluß an die Entscheidung glaubten die drei auswärtigen Preisrichter der Stadt Pforzheim nahe legen zu sollen, sie möge im Interesse einer vollständigen Lösung der Frage auch die Umgebung der Friedhofsbauten mit Privatbauten zu einer würdigen gestalten und es möge diese durch geeignete Einwirkung auf die Bauherren, allenfalls auch durch die Erlassung einer auf die badische Landesbauordnung, welche die Möglichkeit des Verlangens gefälliger Formen gibt, gegründeten ortspolizeilichen Vorschrift geschaffen werden. Die Ansicht, daß die Nähe der Friedhofsbauten an die Privatgrundstücke auf diese und die Häuser auf jene entwertend wirke, kann nicht geteilt werden. Bei würdiger Lösung sämtlicher Fragen können die Grundstücke und Häuser an dieser Stelle nur gewinnen, denn es wird für diese Bauten der Ausblick auf die Friedhofsbauten wertvoller als jener auf die Gräberfelder sein. Will die Stadt Pforzheim auch in der Friedhofsanlage Würdiges für die Zukunft schaffen, so muß sie sich eine Einwirkung auf die Ausbildung der Grabstätten samt Denkmälern vorbehalten. Nur dann kann ein vollendetes Ganze geschaffen werden, auf das die Stadt stolz sein kann und an dem die späteren Geschlechter noch genießen können. —

Vermischtes.

Die Hochbahn-Gesellschaft zu Berlin gibt in ihrem Geschäftsbericht für 1911 eine Uebersicht über ihre bisherigen Leistungen und einen Plan für den vorläufigen Abschluß ihres Netzes, bezüglich dessen letztem Glied, der Linie Kloster-Straße—Frankfurter-Allee, mit der Stadtgemeinde Berlin im Vorjahr ein Einverständnis erzielt worden ist. Nach Ausbau des Netzes wird dieses 33,5 km haben, davon 10,3 km Hochbahn, 23,2 km Untergrundbahn. Die alte Stammstrecke Knie—Leipziger-Platz bzw. —Warschauer-Brücke mit 11,2 km wurde 1902 eröffnet. Im Jahre 1906 folgte die 1,4 km lange Strecke Knie—Wilhelms-Platz in Charlottenburg, 1908 die 2,4 km lange Linie nach Westend, Bismarck-Straße—Reichskanzler-Platz, und die 2,4 km lange Fortsetzung in das Herz von Berlin, Leipziger-Platz—Spittelmarkt. Im Jahre 1913 soll nach Norden die 5 km lange Strecke Spittelmarkt—Schönhauser-Allee, endigend an der Ringbahn, eröffnet werden, ferner die zusammen 2,8 km langen Südwest-Linien, die als Anschlußstrecken für die Fortführung der Bahn nach dem Kurfürstendamm und nach Dahlem dienen. Für 1915 sind die Beseitigung des jetzigen Gleisdreiecks und der Bau der 1,7 km langen Strecke von dort zum Wittenberg-Platz in Aussicht genommen, für 1916 die Eröffnung der Linie Kloster-Straße—Frankfurter-Allee, für 1918 schließlich die Verlängerung der Westend-Linie um 1,8 km bis zur Rennbahn.

Die Ende 1911 in Betrieb stehende Streckenlänge betrug 17,8 km, der Gesamtverkehr 62 585 512 Fahrgäste und 3 982 368 gefahrene Zugkilometer mit 3—6 Wagen. Der Wagenpark beträgt jetzt 251 Wagen, davon 139 Motor-, 112 Anhängewagen. Der Verkehrszuwachs gegenüber 1910 beträgt 5,7 Millionen Fahrgäste. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß im Berichtsjahr der Uebergangsverkehr der Schöneberger Untergrundbahn am Nollendorf-Platz hinzugekommen ist, deren Betrieb die Hochbahn-Gesellschaft seit 1. Dezember 1911 übernommen hat. Die Einnahmen betrugen 1911 im Ganzen 8,17 Mill. M., d. s. 13,05 Pfg. auf den Fahrgast.

Gebaut wurde im Berichtsjahr an den Linien Spittelmarkt—Schönhauser-Allee, Wittenberg-Platz nach Nürnberger-Platz bzw. nach Kurfürstendamm. Fertig gestellt ist ferner das neue Kraftwerk in Ruhleben, das am 1. November 1911 den Probetrieb aufnehmen konnte. Der



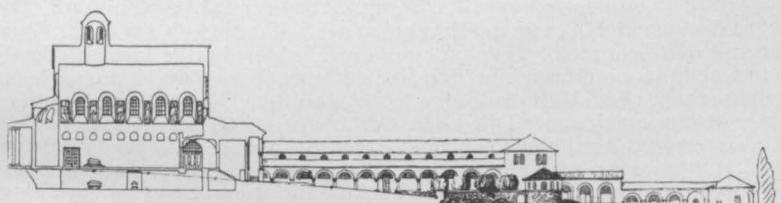
Entwurf des Architekten Theodor Preckel in Pforzheim und des Gartenarchitekten Paul Grotz in Stuttgart. III. Preis.



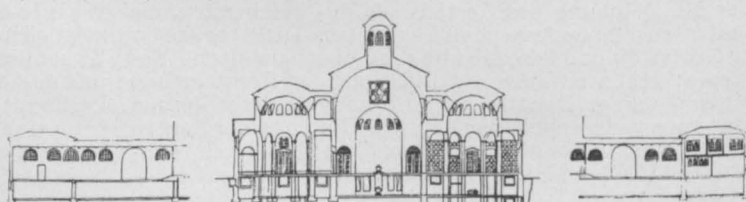
Platz u. große Beisetzungsstätte, Vorrathshalle



Beisetzungsstätte der Vereine u.



Schnitt durch die Beisetzungsstätte u. die Vorrathshalle mit Beisetzungsstätten



Schnitt durch einen Beisetzungsraum

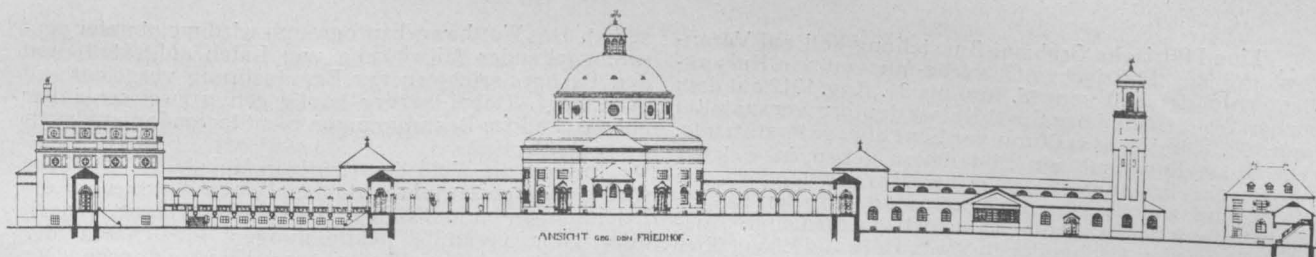
Beisetzungsstätte mit Beisetzungsstätten

Beisetzungsstätte mit Beisetzungsstätten

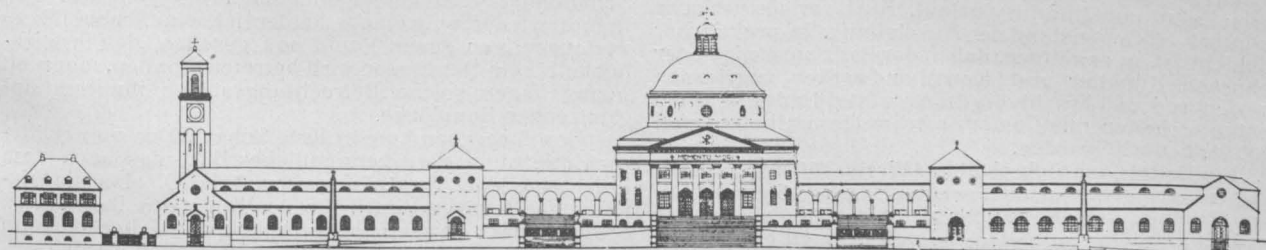
Entwurf „Toteninsel“. Arch. J. A. Bohlig und Gartenarch. Karl Krause in Dresden. Preis des Vereins für Feuerbestattung in Pforzheim (1000 M.).

Der Friedhof-Wettbewerb von Pforzheim.

Umbau des Gleisdreiecks zu einem Kreuzungsbahnhof soll noch im Laufe dieses Sommers in Angriff genommen werden. Die Hauptstrecke der Bahn mit dichtester Zugfolge ist dann die Strecke Wittenberg-Platz—Leipziger-Platz—Spittelmarkt—Alexander-Platz. Eine besonders interessante Ausführung bildet die Untertunnelung der Spree oberhalb der Abzweigung des Schleusenkanals. Sie wird in zwei Teilen unter Abdämmung der Spree durch Fangdämme und Trockenlegung der Baugrube durch Grundwassersenkung bewirkt. Die eine Hälfte ist im Herbst v. J. glücklich beendet worden, die zweite war soweit gediehen, daß nur noch die untersten 2—3 m der Baugrube auszuschachten waren, als die Baugrube am Morgen des 27. März d. J. durch Bruch des spreeseitigen Fangdammes völlig unter Wasser gesetzt wurde. —



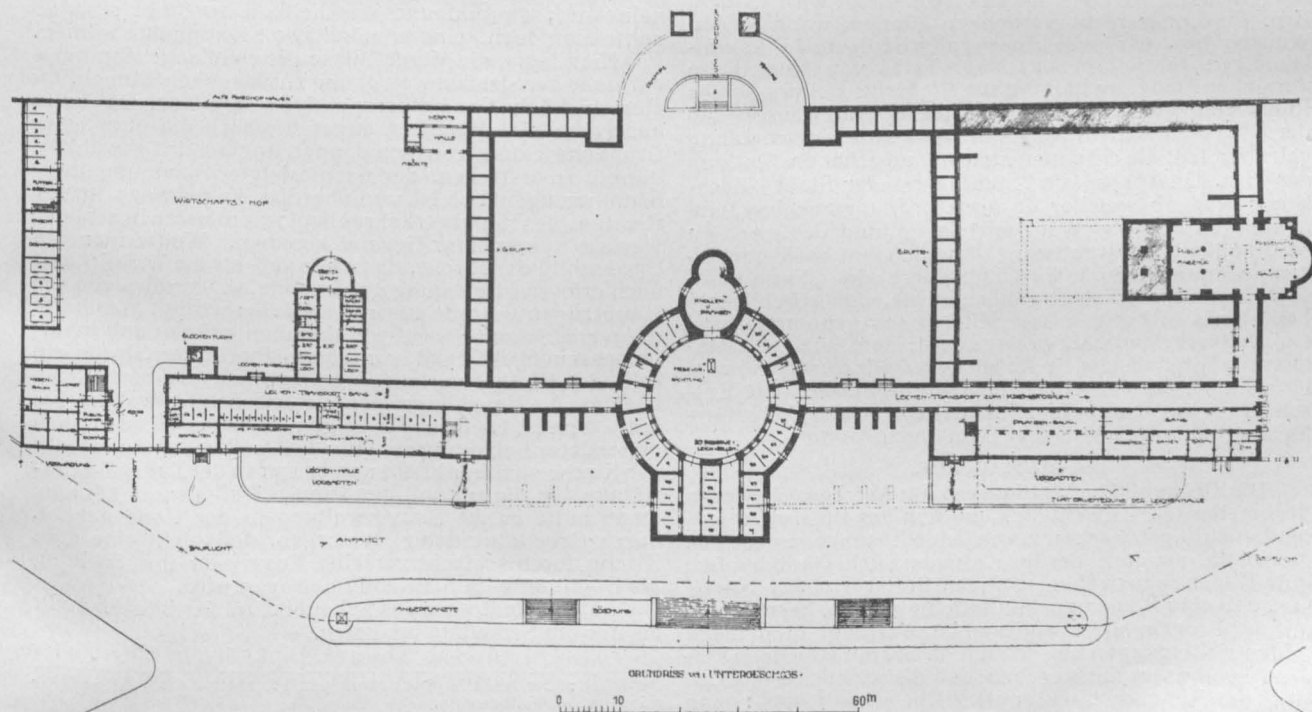
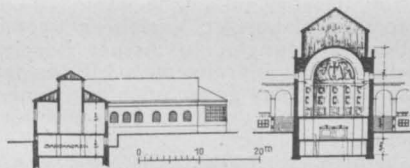
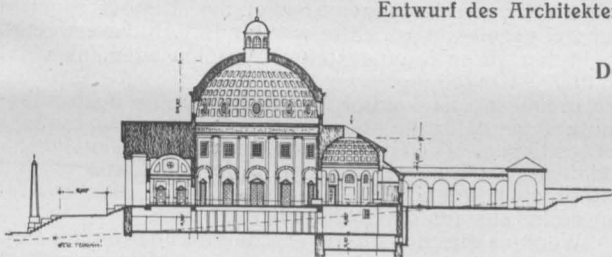
ANSICHT AUS DER FRIEDHOF.



ANSICHT AUS DER STADT.



Entwurf des Architekten Theodor Preckel in Pforzheim und des Gartenarchitekten Paul Grotz in Stuttgart (III. Preis).
Der Friedhof-Wettbewerb von Pforzheim.



Eine Pfälzische Grabmal-Ausstellung soll auf Veranlassung des Pfälzischen Gewerbe-Museums in Kaiserslautern in der Zeit vom 15. Juni bis 31. Aug. 1912 auf dem neuen Waldfriedhof der Stadt Kaiserslautern veranstaltet werden. Die Veranstaltung verdient alle Unterstützung. Die Ausstellung soll ein Bild davon geben, in welcher Weise der Friedhof später mit Gräbern belegt werden kann, und welche künstlerischen Möglichkeiten für die Ausstattung der Grabanlagen an sich gegeben sind. Ausgestellt werden Grabmäler in Stein, Holz und Eisen, über deren Zulassung eine Jury urteilt. Auch der gärtnerische Schmuck ist Gegenstand der Ausstellung. In praktischer Hinsicht ist zu erwähnen, daß in der Pfalz ansässige oder geborene Künstler und Kunsthandwerker zugelassen werden und daß Frachtvergütungen stattfinden und die besten Arbeiten mit Geldpreisen im Gesamtbetrag von 1400 M. bedacht werden. —

Ein Beitrag zur Sicherheit und Wertschätzung der Stellung technischer Gemeindebeamten. „In No. 15 dieser Zeitung ist eine „amtliche Berichtigung“ des Magistrates der Stadt Hildesheim enthalten, aus welcher zu entnehmen ist, daß die kürzlich von den städtischen Kollegien gefaßten Beschlüsse über meine Entfernung von der Leitung des Stadtbauamtes durch Uebertragung der Leitung eines neugeschaffenen Baupolizeiamtes an mich aus Gründen erfolgt ist, die aus wörtlich angeführten, gegen meine Dienstführung erhobenen allgemeinen Beschuldigungen hergeleitet sind. Auf meine im Instanzenzuge verfolgte Beschwerde gegen die Maßregeln der städtischen Kollegien hat der Hr. Ober-Präsident der Provinz Hannover entschieden: „Bei der von den städtischen Kollegien durchgeführten Teilung des früheren Bauamtes und der Uebertragung der Leitung des Baupolizeiamtes an Sie handelt es sich nicht um eine disziplinarische Maßnahme, eine „Entfernung aus dem Amte“, sondern um die Durchführung einer im Interesse der baulichen Entwicklung Hildesheims den städtischen Körperschaften als erforderlich erschienenen Neuorganisation des Stadtbauwesens und eine damit verknüpfte Aenderung des Umfanges Ihres Geschäftskreises, über deren sachliche Begründung die städtischen Kollegien Ihnen als städtischem Beamten keine Rechenschaft zu geben brauchen.“

Im übrigen ist in diesem Bescheid des Hrn. Oberpräsidenten auch nicht mehr der geringste Mangel meiner Dienstführung hervorgehoben, nachdem ich die Berechtigung der in dem bisherigen Verfahren gegen mich erhobenen Beschuldigungen in meiner Beschwerde bestritten habe, sodaß hieraus zu schließen ist, daß die seitens des Magistrates gegen mich erhobenen Beschuldigungen der Prüfung des Hrn. Ober-Präsidenten nicht haben standhalten können.

Hildesheim, 8. April 1912. H. Seevers, Stadtbtr. „Nachschrift der Redaktion. Man wird es dem Hrn. Einsender nicht verdenken können, wenn er den Wunsch hat, der sein Ansehen schädigenden unvollständigen Darstellung des Magistrates von Hildesheim vorstehend eine Darstellung zur Wiederherstellung seines Rufes entgegen zu setzen. Aus dieser geht hervor, daß der Oberpräsident in letzter Instanz eine Entscheidung getroffen hat, die erkennen läßt, wie unsicher die Stellung des Hrn. Einsenders als „Stadtbaurat der Stadt Hildesheim“ war, in welcher er nach ordnungsmäßiger, auf Lebenszeit erfolgter Wahl mit der Leitung des ganzen Stadtbauamtes betraut war. Ohne daß ihm ein Verschulden nachgewiesen ist, wird ihm durch eine „Neuorganisation“, zu der er nicht gehört wurde, der erhebliche Teil seines bisherigen Geschäftskreises genommen und ein weiterer Stadtbaurat angestellt, dem auch die Magistrats-Mitgliedschaft in Aussicht gestellt wurde, die vom Hrn. Einsender vergeblich angestrebt wurde. Die Entscheidung des Oberpräsidenten ist von großer Bedeutung für die Stellung technischer Gemeindebeamten. —

Wettbewerbe.

Das Schaubild im Wettbewerb. Im Wettbewerbswesen der letzten Jahre macht sich deutlich das Bestreben geltend, nicht nur zweckentsprechende Lösungen an sich zu gewinnen, sondern darüber hinaus auch städtebaulich gute Bilder anzustreben. Um dem Preisgericht zu beweisen, daß eine Baugruppe äußerlich gut, d. h. harmonisch mit der Umgebung verwachsen ist, verlangt man meist in den Bedingungen ein Schaubild. Damit ist jedoch keineswegs die Gewähr gegeben, daß die wirklich beste Lösung der Außenarchitektur als solche erkannt wird: denn Schaubild und Schaubild ist ein Unterschied.

Ich meine nicht mehr oder minder künstlerische Darstellungen, sondern vor allem die Wahl des Standpunktes. Darin wird viel gefehlt und zwar von den Preisrichtern

selbst. Das Wettbewerbsprogramm wird meist unter ausschlaggebender Mitwirkung von Laien aufgestellt und den Fachpreisrichtern zur Begutachtung vorgelegt und genehmigt. Dabei werden häufig genug zwei scheinbar nebensächliche Bestimmungen nicht fachmännisch richtig gestellt.

Einmal die Wahl des richtigen Maßstabes. Darüber wird genug geschrieben, daß für einen Wettbewerb die Zeichnungen im Maßstab 1:200 vollauf genügen. Jedoch über ganz verfehlte Bestimmungen hinsichtlich der Schaubilder wird nicht genügend Front gemacht. Der immer wieder auftretende Fehler ist, ein Schaubild zu verlangen von einem Punkt aus gesehen, den in Wirklichkeit kein Beschauer wird betreten können, denn oft genug liegen solche Betrachtungsstellen inmitten angrenzender Baublöcke.

Gewiß ergeben konstruierte Schaubilder von größerer Entfernung ein übersichtliches Bild, das auch dem Laien eine klare Vorstellung vermittelt. Ob aber die Wirkung des fertigen Baues für das Auge des Beschauers die gleiche ist, erscheint sehr fraglich, und sicherlich kann dies vom Laien-Preisrichter nicht übersehen werden.

Zwei Beispiele aus der Praxis: Der längst entschiedene Tietz-Wettbewerb für Köln und der schwebende Kirchenwettbewerb für Oberkassel-Düsseldorf. In Köln waren zwei Schaubilder 1:50 von ganz „imaginären“ Punkten mitten aus dem Häusergewirr der Altstadt verlangt und es wurde den Bewerbern frei gestellt, etwa aus einer Straße heraus ein drittes Bild zu liefern. Das hat denn auch Manchen dazu verführt, prunkvolle Aufbauten über der Mitte der Baumasse zu errichten, die sich wohl auf den zwei theoretischen Schaubildern gut ausnahmen, aber von den Straßen, in denen Menschen gehen, nie in die Erscheinung treten werden. Das ist die negative Seite! Aber auch positiv: wie konnten sich aus den beiden großen Schaubildern die Preisrichter klar werden, ob vom Schildergassen-Durchbruch aus der Bau einen seiner Größe entsprechenden monumentalen Straßenabschluß bilde? Ob die konkave Wirkung, die aus der Krümmung der Hoch-Straße entsteht, glücklich verwertet und gesteigert zum Ausdruck komme? Gerade bei einem solchen Monumentalbau, der ein „Wahrzeichen“ werden sollte, aber von den engen Straßen der Altstadt zögernd nur frei gegeben wird, hätte man andere Bilder erwartet, als in den leeren Raum gestellte Riesenfassaden, losgelöst von jeder Umgebung.

In Düsseldorf kommt die Kirche in eine noch unbebaute Gegend, für die aber Parzellierung und Bebauungsart festliegen. Die Gruppe wird an drei Straßen liegen, sodaß sie auch schon von der Entfernung im Stadtbild mitsprechen kann. „Das“ Schaubild aber ist verlangt mitten heraus aus einem Nachbarbaublock.

Wenn es durchaus nötig erscheint, von größerer Entfernung Schaubilder zu verlangen, was ja öfter berechtigt sein wird, da Bild und Wirklichkeit zweierlei sind, so sollte man doch keine unmöglichen Standpunkte wählen.

Hier lagen die Verhältnisse ganz einfach: Man hätte auf einer der Straßen weit genug zurückgehen können, um eine glückliche Gesamtperspektive zu erzielen. Das hätte außerdem die Bewerber davor bewahrt, die günstigste Gruppenwirkung von dem doppelt unglücklich gewählten Punkte zu erstreben, der nach erfolgter Bebauung überhaupt unzugänglich ist und überdies keineswegs in der Richtung des Hauptverkehrs liegt; die meisten Beschauer werden aus anderer Gegend kommen. Wollte man ein Gesamtbild der Kirche, das mehr gab, als die Wirklichkeit nach erfolgter Bebauung geben kann, so war dies von der Hauptzugangsstraße aus immerhin berechtigt. Man hätte dann noch einen Schritt weiter gehen können und in angemessenem Abstand von einem Punkt der Straße ein Bild der Kirche verlangen sollen, und als bewegliche Klappen die Umrisslinien der späteren Straßenwände. Da hätte einmal der Künstler zeigen können, daß auch nach vollendeter Bebauung ein glücklich wirkender Ausschnitt der Kirche sichtbar bleibt und er war in der Lage, die Umrisslinie für die zukünftigen Häuser festlegen zu können. Dann hätte es die Bauverwaltung in der Hand gehabt, durch Ortsstatut dafür zu sorgen, daß nicht eine gute Kirche durch schlecht verteilte Massen um ihre Stellung als Dominante im Stadtbild betrogen wird.

So aufgefaßt wäre das Schaubild im Wettbewerb mehr als nur ein Schaubild für Laien. —

W. Seeger, Dipl.-Ing. in Elberfeld.

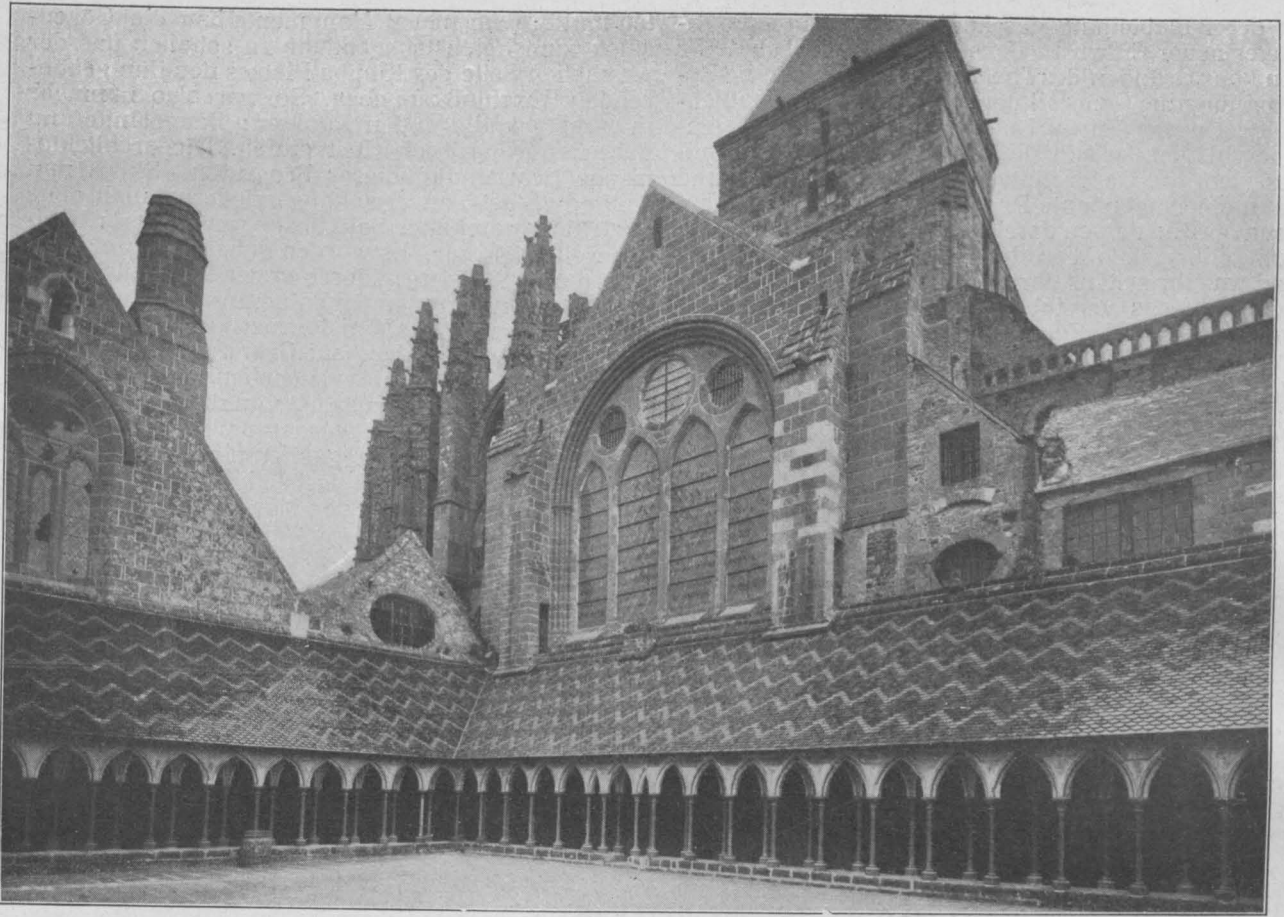
Inhalt: Der Friedhof-Wettbewerb von Pforzheim. (Schluß.) — Vermischtes. — Wettbewerbe. —

Bildbeilage: Der Mont Saint Michel in der Normandie.

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin.
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg. P. M. Weber in Berlin.



ER MONT SAINT MI-
 CHEL IN DER NOR-
 MANDIE, DEPARTE-
 MENT MANCHE. **
 ANSICHT VON
 *** OSTEN. ***
 === DEUTSCHE ===
 BAUZEITUNG
 XLVI. JAHRGANG 1912
 *** NO. 31. ***



„Le Mont Saint-Michel“. Kreuzgang.

DEUTSCHE BAUZEITUNG

XLVI. JAHRGANG. № 31. BERLIN, DEN 17. APRIL 1912.

Der engere Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für den Neubau des königlichen Opernhauses zu Berlin.

(Fortsetzung aus No. 25.) Hierzu die Abbildungen in No. 27.



Is die sieben Entwürfe des ersten engeren Wettbewerbes eingeleitet waren, entstand eine lange Pause von Monaten, in der über die weitere Entwicklung der Angelegenheit, die doch so sehr das öffentliche Interesse, in ganz besonderem Maße aber das Interesse der Fachwelt erregte, auch nicht das Geringste bekannt wurde.

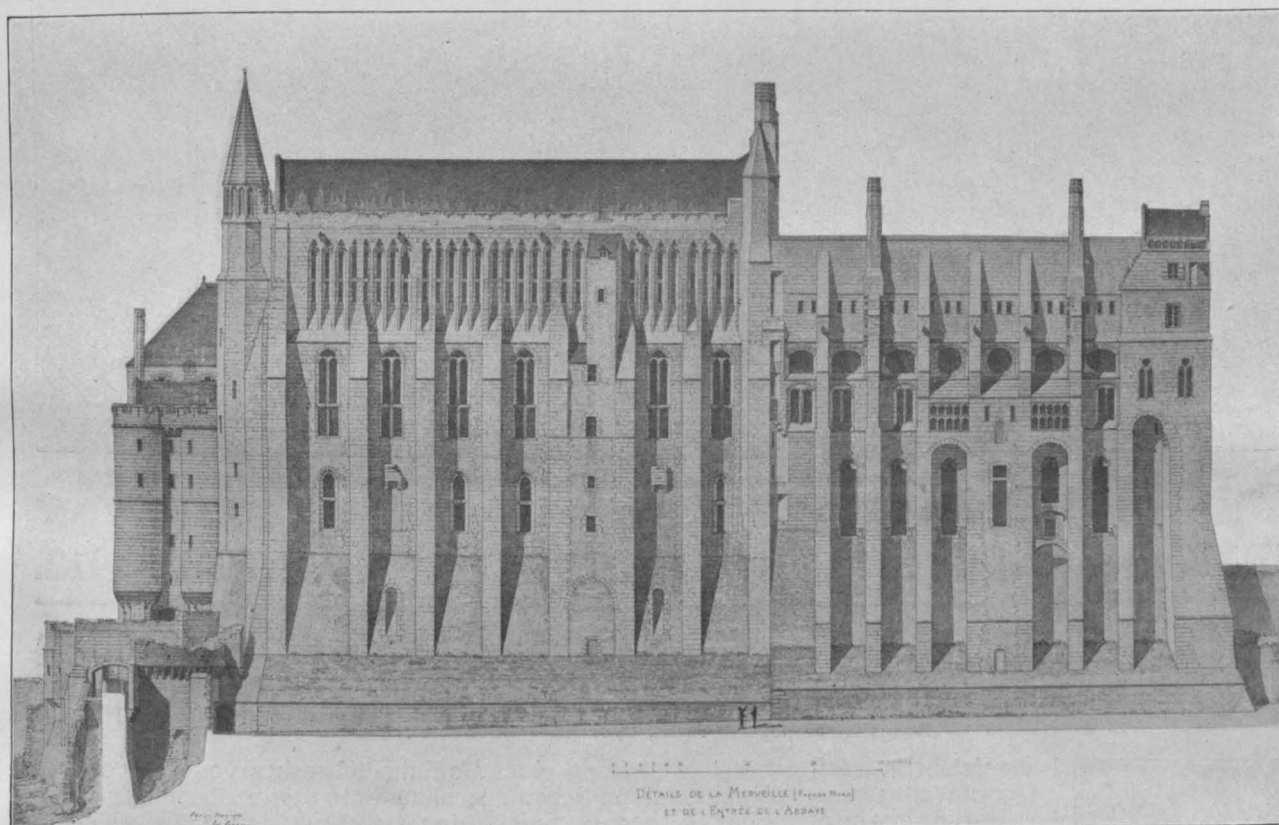
Wohl wurden schon damals die ersten Anzeichen dafür bemerkt, daß das Ministerium der öffentlichen Arbeiten selbst die Errichtung des Opernhauses beabsichtige, eine Absicht, die dann in der weiteren Entwicklung der Dinge immer deutlicher hervortrat, bis die erzwungene Öffentlichkeit des Verfahrens die formelle Bekanntgabe dieser Absicht herbeiführte. Das geschah in einem Vortrag, den der Geheime Baurat Saran, der jetzige Leiter der Theater-Angelegenheiten im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, im Auftrag des Ministers am 6. März 1912 im Abgeordnetenhaus hielt und der unter dem Titel: „Die bisherige Entwicklung der Vorbereitungen zum Neubau eines Königlichen Opernhauses in Berlin“ in No. 21 des „Zentralblattes der Bauverwaltung“ zum Abdruck kam. Wir erfahren aus diesem Vortrag interessante Dinge über die Vorarbeiten; noch interessanter sind die im Vortrag bekundeten Anschauungen über die künstlerische Ent-

stehung eines Monumentalwerkes vom Range eines königlichen Opernhauses in Berlin, das eingestander oder nicht eingestander Maßen die bestehenden weltstädtischen Opernhäuser künstlerisch, organisch und betriebstechnisch übertreffen soll. Soll! Denn falls es bei dem bisher eingeschlagenen Verfahren bleibt, wird es nicht der Fall sein.

Wir erfahren also aus dem genannten Vortrag, daß die sieben Entwürfe, denen, wie wiederholt sei, nur ein gedrucktes Raumprogramm jedoch mit Einzelangaben von solcher Ausführlichkeit und Genauigkeit zugrunde gelegt war, wie es die Möglichkeit in diesem Stadium der Vorarbeiten zuließ, einer sehr eingehenden Prüfung hinsichtlich der Erfüllung der Sicherheits-Vorschriften, der Vorschläge für den betriebstechnischen Teil, für die Zweckmäßigkeit und Schönheit des Zuschauerhauses unterzogen wurden. Bei dieser Prüfung erschien keiner der Entwürfe „als völlig einwandfreie Unterlage für die fernere Bearbeitung“. Man darf fragen, ob das überhaupt jetzt schon erwartet werden konnte? Nun aber kommt das, was aller künstlerischen und organischen Gestaltung entgegen steht: „..... wohl aber glaubte man, aus diesen sieben Entwürfen ohne weiteres das Beste entnehmen zu können und so eine ausreichende Grundlage für den Vorentwurf zu gewinnen“. In der wissenschaftlichen Tätigkeit würde das mit „Kompilatoren-Arbeit“ bezeichnet werden müssen. Gestützt auf das eingegangene Material wurde nun

in der Bauabteilung des Ministeriums ein skizzenhafter neuer Entwurf aufgestellt. Durch Grube? Er fand aus Gründen des Theaterbetriebes nicht die Zustimmung der Generalintendanz. An die Öffentlichkeit ist dieser Entwurf nicht getreten. Aus Gegenvorschlägen des Ministeriums des königlichen Hauses, dem die Generalintendanz untersteht, entstand dann eine sogenannte Programm-Skizze, die ein genaues Bild dessen darstellt, „was die Generalintendanz ihrerseits von dem Neubau erwarten mußte und was ihr seitens der anderen beteiligten Ressorts innerhalb des vereinbarten Rahmens zugestanden werden konnte. Für das Bühnenhaus mit seinem mannigfachen Zubehör, für die Gestaltung des Zuschauerhauses mit seinen Treppen, Gängen usw., für die Erholungsräume, für die Räume der höfischen Repräsentation, bei deren Benutzung eine gegenseitige Störung mit den Besuchern des I. Ranges und des Parkettes streng zu vermeiden war, war hier der genaueste Anhalt gegeben. Es bedurfte nur noch

ten und in dem neuen Monumentalbau ein Gegenstück zum Reichstagsgebäude zu schaffen und der westlichen Seite des Königs-Platzes den ihm gebührenden Abschluß zu geben. So war also nunmehr in zwei grundlegenden Punkten: Baugelände und Raumbedürfnis, Sicherheit erzielt. Die architektonische Bearbeitung dieser Programm-Skizze nun wollte die Staatsbauverwaltung „wiederum nicht ohne Zuziehung namhafter Baukünstler aus anderen Kreisen weiter führen“. Es wurden daher v. Ihne, Littmann und Seeling, „deren erster Bearbeitung die fruchtbarsten Anregungen entnommen waren“, und auf Veranlassung des Ministers des königlichen Hauses Grube eingeladen, auf Grund der Programm-Skizze neue Vorentwürfe aufzustellen. Daß Genzmer hierbei ausscheiden mußte, ist von diesem mit Recht schmerzlich empfunden worden, denn auch sein Entwurf gab fruchtbare Anregungen für die weitere Bearbeitung. Saran glaubt feststellen zu dürfen, daß alle vier Bearbeiter unter den gleichen Voraussetzun-



„Le Mont Saint-Michel“. Ansicht der Nordbauten der Klosteranlage nach Baudot und Perrault-Dabot.

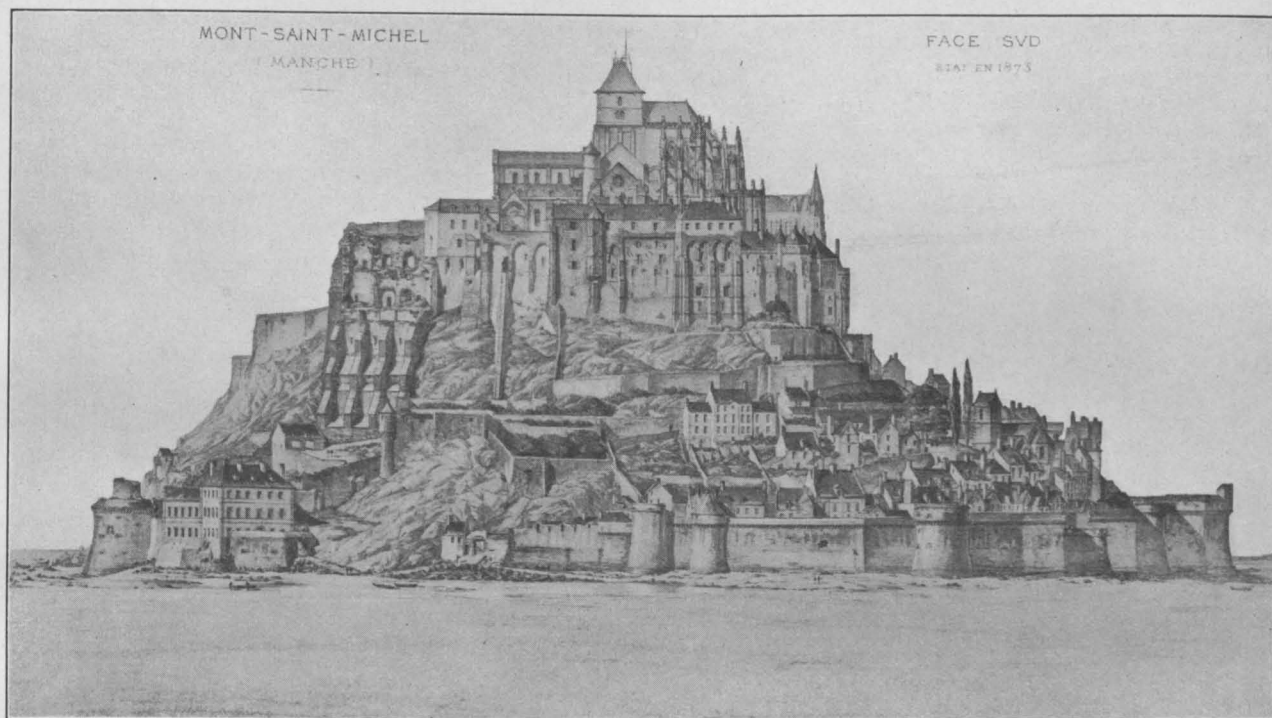
der architektonischen Gestaltung“. Daß diese sehr not tat, zeigt die von uns auf den Seiten 194 und 208 wiedergegebene Programm-Skizze. Sie lehnt sich an Bildungen an, die vor allem in den Entwürfen Genzmer und Seeling zutage getreten waren und eine Durchdringung der Baumassen, namentlich des Zuschauerhauses mit Luft und Licht und hierdurch herbeigeführte Sicherheit erstrebten. Die Gerechtigkeit gebietet es, zu sagen, daß sie in einer Reihe von Einzelheiten auch wertvolle neue Vorschläge machte, und daß sie als die bedeutendste Errungenschaft eine monumental entwickelte Querachse enthielt. In Bezug auf künstlerische Raumgestaltung jedoch läßt sie Vieles vermissen, sodaß der Wunsch nach „architektonischer Gestaltung“ ein nur zu gerechtfertigter war. Gleichwohl war mit dieser Programm-Skizze ein großer Schritt vorwärts getan, denn mit ihr erhielt die Aufgabe erst ihre sichere Grundlage. Schon das Ergebnis des ersten engeren Wettbewerbes, bei dem auch Vorschläge für eine andere Baustelle zugelassen waren, hatte dazu geführt, das in erster Linie ins Auge gefaßte Gelände des „Krollschen Etablissements“ am Königs-Platz beizubehal-

ten und in dem neuen Monumentalbau ein Gegenstück zum Reichstagsgebäude zu schaffen und der westlichen Seite des Königs-Platzes den ihm gebührenden Abschluß zu geben. So war also nunmehr in zwei grundlegenden Punkten: Baugelände und Raumbedürfnis, Sicherheit erzielt. Die architektonische Bearbeitung dieser Programm-Skizze nun wollte die Staatsbauverwaltung „wiederum nicht ohne Zuziehung namhafter Baukünstler aus anderen Kreisen weiter führen“. Es wurden daher v. Ihne, Littmann und Seeling, „deren erster Bearbeitung die fruchtbarsten Anregungen entnommen waren“, und auf Veranlassung des Ministers des königlichen Hauses Grube eingeladen, auf Grund der Programm-Skizze neue Vorentwürfe aufzustellen. Daß Genzmer hierbei ausscheiden mußte, ist von diesem mit Recht schmerzlich empfunden worden, denn auch sein Entwurf gab fruchtbare Anregungen für die weitere Bearbeitung. Saran glaubt feststellen zu dürfen, daß alle vier Bearbeiter unter den gleichen Voraussetzun-

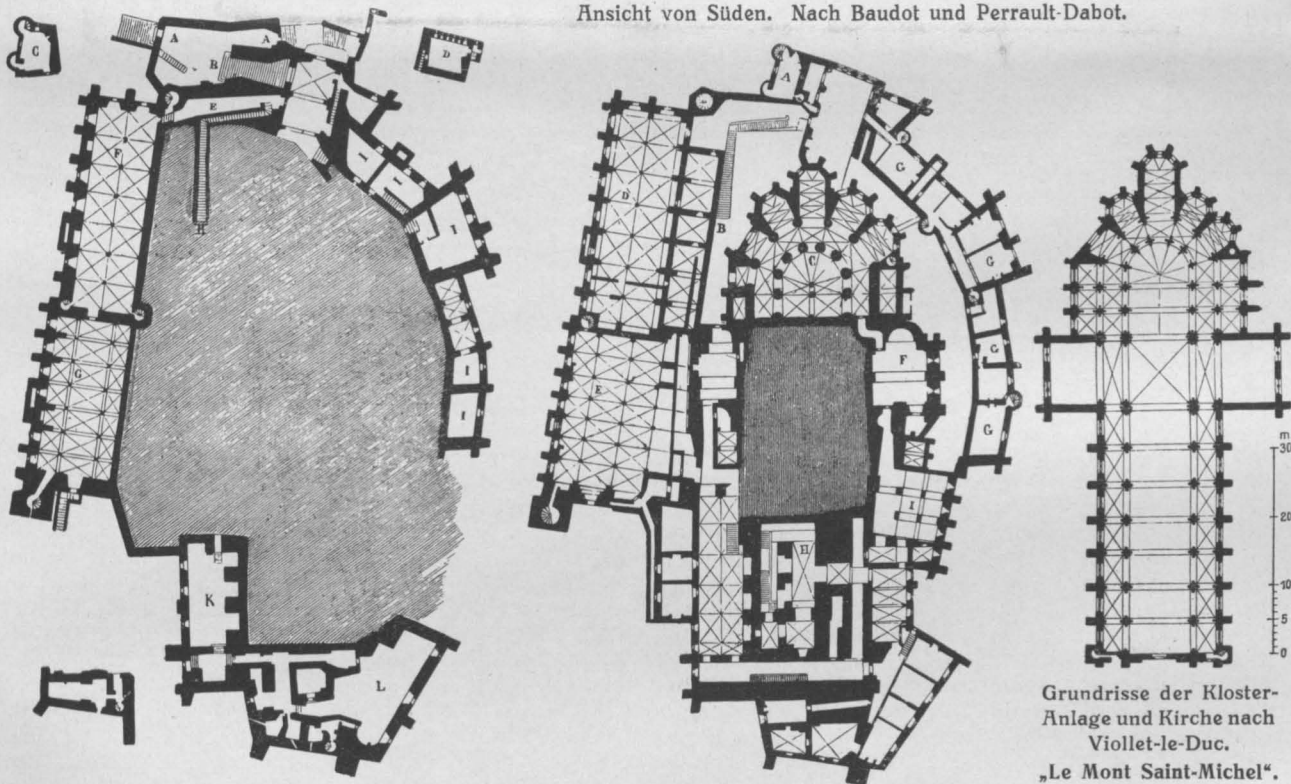
gen arbeiteten, daß insbesondere Grube nichts vor den anderen Bewerbern voraus hatte. Das muß erwähnt werden mit Rücksicht auf die aus der Gegenüberstellung S. 221 hervorgehende Verwandtschaft der beiden Littmann'schen Entwürfe und der Arbeit Grube's. Saran bemerkt dazu: „Grube's Außenarchitektur bewegte sich von vornherein in ähnlichen Bahnen, wie die Littmann'sche, sie ist aber nicht aus ihr abgeleitet, sondern steht ganz selbständig daneben als etwas Eigenes und Ursprüngliches“. Das Ergebnis dieses zweiten engeren Wettbewerbes nun ist auf den Seiten 195, 198, 199, 200, 201, 209, 210, 221, 225, 227, 228, 235, 252, 253, 255 zur Darstellung gebracht. Wir bedauern dabei, daß wir den Grube'schen Entwurf nur so unvollständig wiedergeben konnten; obwohl uns Hr. Grube in dankenswerter Weise die Erlaubnis zur Veröffentlichung gab, konnte er uns nicht zugleich auch die Unterlagen überlassen. Das Ergebnis dieses zweiten engeren Wettbewerbes nun ist an sich kein geringerer Fortschritt als es der Schritt war von dem ersten engeren Wettbewerb bis zu der Programm-Skizze. v. Ihne, Littmann und Grube haben sich mehr oder weniger streng an die Pro-

gramm-Skizze gehalten, von der Seeling und Littmann durch die Auslassung des fünften Ranges abweichen, während Seeling den Versuch unternommen hat, die Programm-Skizze noch weiter durchzuarbeiten. Er schrieb in seinem Erläuterungsbericht: „Nicht als Besserwisser, sondern pflichtgemäß habe ich mich der mühsamen und aufreibenden Arbeit des nochmaligen Durchdenkens der Grundriß - Anordnung

für den ersten Rang äußerst glückliche und einsichtige neue Gedanken vorand, die zu weiterer Ausgestaltung der Grundrisse anregen mußten“. Der Verfasser warnt jedoch aufs Eindringlichste vor den in der Programm-Skizze vorgesehenen Zugängen zum Vorderparkett und vor der Anordnung eines fünften Ranges. Bühnentechnisch vorzüglich gedacht ist nach ihm die Grundriß-Anordnung des Bühnenhau-

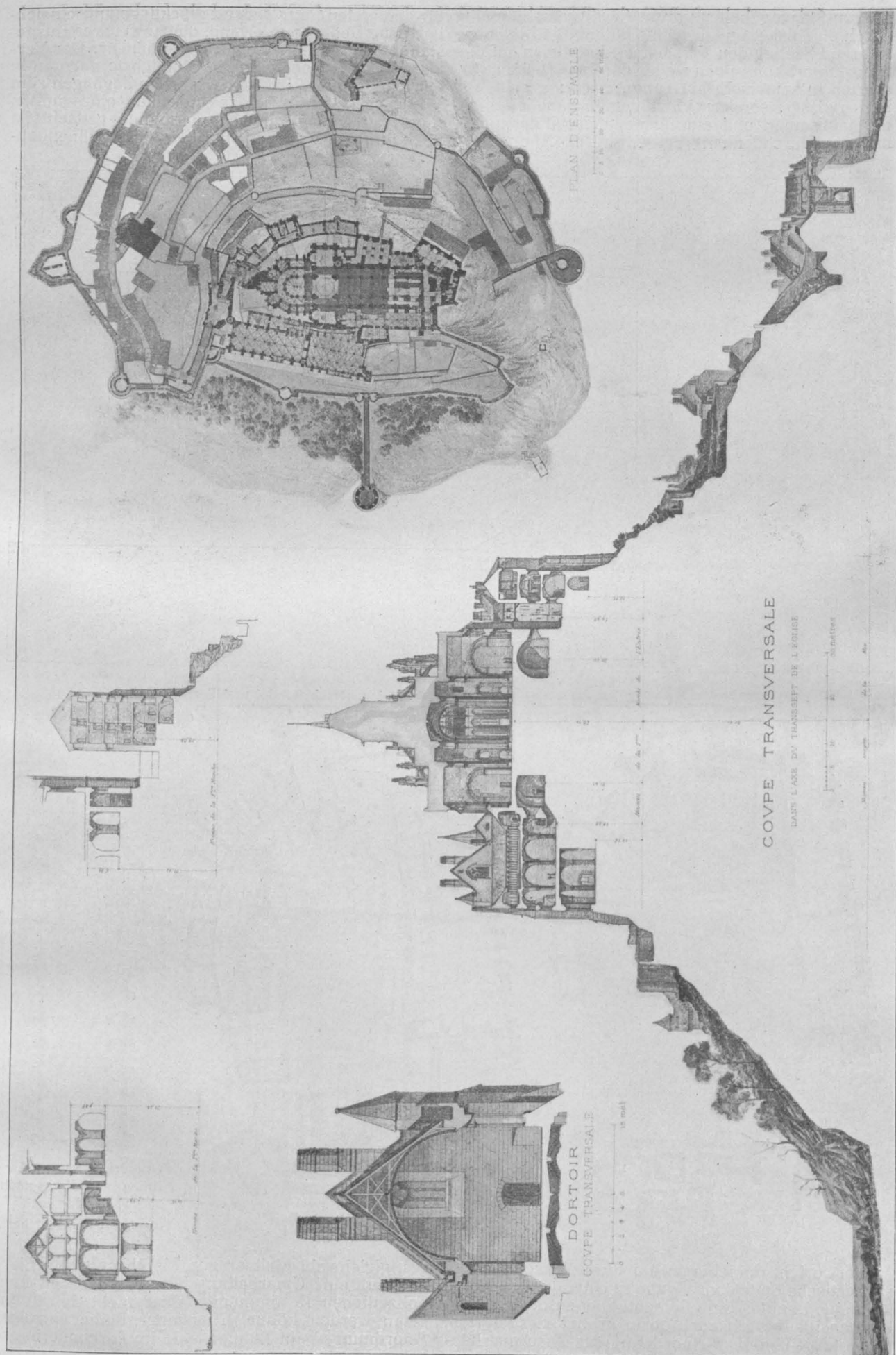


Ansicht von Süden. Nach Baudot und Perrault-Dabot.



unterworfen, da ich nur auf diese Weise auch die ästhetische Seite der Aufgabe zu einer gewissen Reife bringen konnte. Eine Berechtigung zu diesem Vorgehen glaube ich auch darin erblicken zu dürfen, daß 1. die Grundriß-Anordnung des Zuschauerhauses im wesentlichen meinen früheren Vorschlägen folgt und weil ich 2. in der veränderten Programmforderung für die Anordnung der Treppen für den kgl. Hof und in der Einführung besonderer Treppen

ses, gleichwohl hielt er zur Einführung von Licht und Luft eine Umarbeitung für nötig, da den bauliche Bestimmungen hier nicht Gewalt angetan werden könne. Aus einer Reihe einzelner Anordnungen im Bühnen- wie im Zuschauerhause bekundet sich die ungewöhnlich reiche praktische Erfahrung des Verfassers. Wir können auf sie nicht näher eingehen, möchten aber nicht unerwähnt lassen, daß in der großen Querachse des Zuschauer-

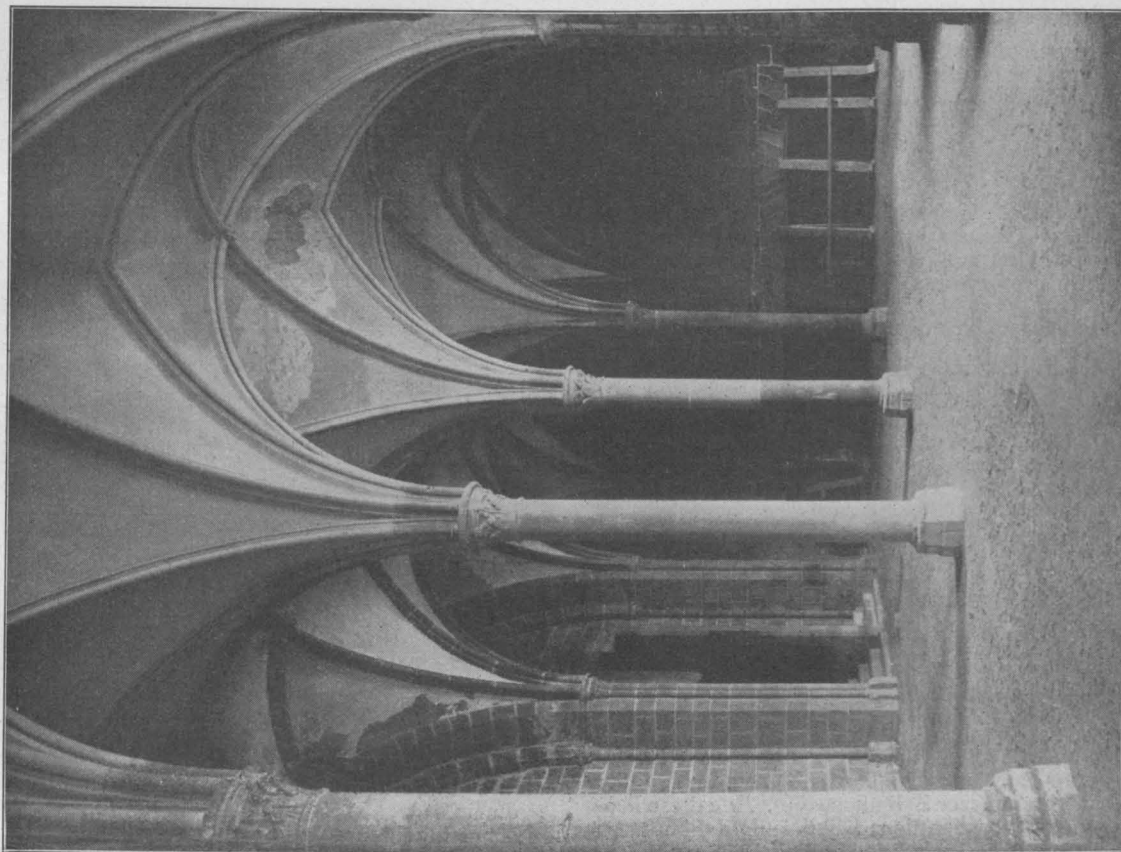


„Le Mont Saint-Michel“.

Grundriß und Querschnitt der Gesamt-Anlage, sowie Querschnitte durch einzelne Klostergebäude. Nach Baudot und Perrault-Dabot.

Hauses anstelle der in doppelten Läufen übereinander angeordneten Treppe zum I. Rang bzw. Parkett eine andere Lösung vorgeschlagen wurde, und ein großer Salon angeordnet werden konnte, der jetzt als Tee-Salon für die Besucher dienen kann. Wechselt

diesen und einer großen Reihe anderer Anordnungen und Verbesserungen, die über die Programm-Skizze hinausgetroffen wurden, geht hervor, daß einer überlegenen Gestaltungskraft gelingen könnte, einem auf die Programm-Skizze sich stützenden Bauwerk die



Ansicht des Refektoriums mit Blick gegen die Kaminseite.
„Le Mont Saint-Michel.“



Ecke des Kreuzganges.

man diesen Salon derart aus, daß dort die Treppe zur großen Hofloge angeordnet wird, so kann dieser Raum auf der anderen Seite als Speisesaal für den Hof verwendet und in Zusammenhang mit der großen Raumfolge für den königlichen Hof gebracht werden. Aus

theatertechnische Reife und baukünstlerische Veredelung zugeben, die ein Monumentalwerk von dem Rang eines neuen königlichen Opernhauses für die Reichshauptstadt, ein Werk, das zu einer nationalen Angelegenheit emporwächst, verlangen muß. — (Schluß folgt)

Vermischtes.

Ehrendoktoren. Aus Anlaß der Jubelfeier des 50jährigen Bestehens der Universität Athen verlieh diese dem Architekten und Archäologen Prof. Wilh. Dörpfeld (geb. 26. Dezember 1853 in Barmen) die Würde eines Ehrendoktors der Philosophie. Dörpfeld ist bereits Ehrendoktor der Universität Würzburg. —

Eine deutsche Rheinmündung. Bei Gelegenheit der Beratung des Bauhaushaltes im Abgeordnetenhaus brachte der Abgeordnete Fürbringer, Oberbürgermeister von Emden, die wichtige Frage zur Sprache, dem Rhein eine künstliche Mündung zu geben, und wies dabei auf die wirtschaftliche und militärische Notwendigkeit dieser Kanalverbindung des Rheins mit der Nordsee auf deutschem Gebiete hin. Zeitungsmittelungen zufolge hat sich auch bereits ein Komitee aus den beteiligten Körperschaften und einzelnen Persönlichkeiten gebildet und die Mittel zur Aufstellung eines völlig durchgearbeiteten Projektes zur Verfügung gestellt. Dasselbe ist auch bereits in der Bearbeitung begriffen, und soll demnächst den Regierungen, dem Reichstage und den Parlamenten der Bundesregierungen, sowie allen an der Frage beteiligten Körperschaften zugehen.*) Der Kanal soll nach dem Entwurf bei Wesel vom Rhein abzweigen, in der Richtung der holländischen Grenze laufen und bei Leer in die Ems einmünden. Die Baukosten sind unter Zugrundelegung ziemlich hoher Grunderwerbspreise auf 235 Millionen Mark ermittelt. Abgesehen von den außerordentlichen Vorteilen, welche der Kanal für die deutsche Schifffahrt und die Landesverteidigung haben würde, kommen auch die Landeskultur-Interessen in Betracht, da der Kanal in seiner ganzen Länge das Bourtanger Moor durchschneiden und die Kultivierung, sowie Besiedelung desselben ermöglichen würde.

Der preußische Minister der öffentlichen Arbeiten hat zwar die Anregung des Abgeordneten Fürbringer unbeantwortet gelassen, gelegentlich einer Anregung des Abgeordneten König — den Rhein von Krefeld aus über die Schelde nach Antwerpen mit der Nordsee zu verbinden — jedoch Folgendes bemerkt: Nicht weniger als 5 Rheinstädte bewerben sich um eine solche Verbindung, außer Krefeld, Neuss, in neuerer Zeit auch Köln. Alle diese Projekte sind eine außerordentliche Abkürzung der heutigen Wasserwege und verdienen Beachtung. Bestimmte An-

träge sind aber noch nicht an uns herangetreten; ich bin also nicht in der Lage, zu dem Projekt von Krefeld Stellung zu nehmen. Auf der anderen Seite ist auch ein Projekt von Interesse, das Wesel mit Emden verbindet.

Da es sich bei der Schifffahrtsstraße Wesel-Emden vorzugsweise um den Wettbewerb mit Rotterdam handelt, so dürften nachstehende Uebersichten über den Schiffsverkehr von Rotterdam von Interesse sein.

Flaggen	Segel- und Dampfschiffe			
	Anzahl		cbm	Brutto
	1910	1911	1910	1911
Im Ganzen	9368	9562	49 998 119	51 817 013
davon: Deutsche	2091	2241	9 678 549	10 496 338
Englische	3346	3232	17 694 673	17 192 876
Niederländische	1502	1543	8 996 644	937 120
Norwegische	538	656	2 302 502	3 175 122
Schwedische	581	565	3 129 678	3,305,684

Der Rheinseeverkehr Rotterdams betrug in Tonnen.

	1908	1909	1910
mit Bremen	12 432	10 965	15 038
„ Danzig	28 622	21 806	25 698
„ Hamburg	114 744	121 468	174 907
„ Königsberg	32 665	37 182	54 903
„ Stettin	28 883	38 230	48 095
„ anderen deutschen Häfen . .	58 427	68 067	77 105
„ englischen „	69 356	63 108	77 613
„ russischen u. anderen „ . .	29 665	24 820	39 323
Zusammen	374 794	385 646	512 682

So sehr auch die wirtschaftlichen Interessen für die Herstellung einer deutschen Rheinmündung sprechen, ausschlaggebend dürfte jedoch die Frage der Landesverteidigung sein, da nach dem im vorigen Sommer geplanten Ueberfall durch die englische Flotte und der zweideutigen Haltung von Holland und Belgien eine Sicherung der ungeheuren Interessen der Rheinschifffahrt durch eine deutsche Rheinmündung geboten erscheint. —

Geh. Regierungsrat Schwabe.

53. Hauptversammlung des „Vereins Deutscher Ingenieure“ in Stuttgart 1912. Vom 10.—12. Juni d. J. findet die diesjährige, 53. Hauptversammlung des „Vereins Deutscher Ingenieure“ zu Stuttgart statt, deren Sitzungen im Festsaal der Liederhalle abgehalten werden. An Vorträgen sind in Aussicht genommen: „Die neueren deutschen Kriegsschiffstypen“ von Wirkl. Geh. Ob.-Brt. Dr.-Ing. h. c. Veith Berlin; „Anschauliches Den-

„Le Mont Saint-Michel“.

Hierzu die mit No. 30 vorausgeschickte und die dieser Nummer beigegebene Beilage, sowie die Abbildungen S. 293—297.



is ist die befestigte mittelalterliche Berg- und Klosterstadt der Normandie, die diesen Namen trägt. „Le Mont Saint-Michel“: es dröhnt wie mit ehernen Schritten, es klingt wie entschlossene, trotzige Abwehr. Im äußersten Nordwesten von Frankreich, da, wo sich die beiden Landarme in das Meer vorschieben, die an ihrer Spitze die befestigten Hafenplätze Brest und Cherbourg tragen, liegt die weit in das Land einschneidende Bucht von St. Malo, in deren tiefstem Teil, eingeschlossen von den Orten S. Malo und Granville, in unmittelbarer Nachbarschaft von Avranches und Pontorson, der 78 m hohe Granitfelsen zur Flutzeit aus dem Meer und bei Ebbe aus sandiger Ebene emporragt, der an seiner Südostseite den von einer kleinen Fischergemeinde bewohnten Flecken trägt, dessen Häuser am Berg emporklettern und dessen Höhe von der Kirche und den Klosteranlagen des Heiligen Michael gekrönt wird. Dieses einzigartige Natur- und Kunstgebilde ist vor einiger Zeit wieder in den Mittelpunkt des Interesses der Kunstfreunde gerückt worden, als die französische Kammer sich mit ihm beschäftigte und beschloß, den Granitkegel in seinen alten Zustand als Insel zurück zu führen, den er im Jahre 1880 verlor, als ein etwa 1500 m langer Damm zur Verbindung der Insel mit dem Festland angelegt wurde. Zugleich hat sich eine „Gesellschaft der Freunde des Mont Saint-Michel“ gebildet mit dem Zweck, über die Unverletzlichkeit der Insel zu wachen und einer Zerstörung oder dem Verfall der alten Häuser des Fischerdorfes von nicht ganz zweieinhalb Hundert Einwohnern und der Klostergebäude entgegen zu treten.

Die Abtei des Heiligen Michael wurde als Benediktiner-Abtei im Jahre 709 gegründet, so wenigstens berichtet die Legende, die zuverlässige geschichtliche Nachrichten ersetzen muß. Viollet-le-Duc spricht vom Ende des VIII. Jahrhunderts als der Gründungszeit. Im Laufe

der nächsten Jahrhunderte wurde sie in den kriegerischen Wirren zwischen Frankreich und England, in den Normannenkriegen, wiederholt durch Brand zerstört. Zu Beginn des XIII. Jahrhunderts wurde die Abtei jedoch durch den Abt Jourdain mit beträchtlichen Mitteln, die Philipp August, der Sohn Ludwigs VII. und der Adela von Champagne, der 1165 geboren, 1180 auf den Thron Frankreichs kam und 1223 starb, zur Verfügung stellte, im ganzen Umfang neu erbaut. Der König wollte sich hier einen Stützpunkt seiner Macht schaffen, nachdem er bis 1204 die Normandie erobert hatte. Die umfassende Bautätigkeit wurde durch die Nachfolger Jourdain's bis gegen 1260 fortgesetzt; sie beschränkte sich nicht allein auf die Wiedererrichtung der kirchlichen Gebäude, sondern dehnte sich zugleich auf die Anlage umfassender Befestigungswerke aus, denn nachdem der König sich der Normandie bemächtigt hatte, mußte er jederzeit mit dem Wiedererscheinen der Engländer und Normannen rechnen. Es verdient aber bemerkt zu werden, daß, so wichtig auch der Platz für Philipp August in strategischer Beziehung war, er ihn doch im Besitz des Ordens ließ in der für jene Zeit charakteristischen Voraussetzung, daß die Ordensleute die Anlage ebenso gut zu halten vermöchten, wie ein weltlicher Besitzer. Mit Ausnahme der Kirche, deren Schiff noch aus romanischer Zeit herrührt, ist es in der Hauptsache die Anlage des XIII. Jahrhunderts, die auf uns überkommen ist, wenn diese auch in Einzelheiten durch die kriegerischen und anderen Zwischenfälle der Jahrhunderte Veränderungen erlitten hat. Franz Kugler gedenkt in seiner „Geschichte der Baukunst“ an zwei Stellen der Abtei mit ihrem „Wunderbau“ (Merveille). Er berichtet, daß über zweigeschossigen weiten Pfeiler- und Säulen-Sälen, deren oberer seit dem XV. Jahrh. den Namen der „salle des chevaliers“ führt, ein Kreuzgang aufgeführt sei, mit leichten, spitzbogigen Säulenarkaden, deren Halle mit Holzwerk flach gedeckt war. „Die Säulen stehen in gedoppelter Reihe, in zierlichem Spiel und ebenso zierlicher perspektivischer Wirkung vor- und zurücktretend; die Behandlung, der schon an sich diese phantastische Anordnung entspricht, ist völlig die der englischen Gotik,

ken in Berufsarbeit und Unterricht“ (mit lebenden Lichtbildern) von Geh. Reg.-Rat Prof. Kammerer, Berlin; „Aufgaben und Tätigkeit des Ingenieurs in unseren Kolonien“ von Geh. Ob.-Brt. Schmick, München; „Die Industrie Württembergs“ von Prof. Widmann, Stuttgart; „Der moderne Industriebau in technischer und ästhetischer Beziehung“ von Reg.-Bmstr. Karl Bernhard und Prof. Behrens, Berlin, und schließlich „Sozial-hygienische Einrichtungen für industrielle Werke“ von Dr. Quincke, Leverkusen. An die Vorträge schließen sich am 2. Tage gemeinschaftliche Besichtigungen technischer Anlagen an. An festlichen Veranstaltungen sind ein Empfang am Vorabend der Versammlung, ein Festessen am 1. und ein Gartenfest im Kursaal zu Cannstatt am 3. Versammlungstag in Aussicht genommen. —

Die Bautechniker und der einjährig-freiwillige Militärdienst. Nach einem Erlaß des preußischen Kriegs-Ministeriums können nunmehr auch die Schüler der staatlichen oder staatlich unterstützten Baugewerkschulen, sowie der kunstgewerblichen Fachschulen in den Kreis der Dienstpflichtigen aufgenommen werden, die auf Grund besonderer hervorragender gewerblicher oder kunstgewerblicher Leistungen in der Schule von der Ersatzbehörde dritter Instanz von dem Nachweis der wissenschaftlichen Befähigung für den einjährig-freiwilligen Dienst befreit und zu der erleichterten Prüfung zugelassen werden. Die hierbei in Betracht kommenden Arbeiten werden von den Regierungs- und Gewerbeschulräten sowie vom Landesgewerbeamt in Berlin begutachtet. —

Wettbewerbe.

Wettbewerb Frankfurter Wiesen Leipzig. Wir bitten die Verfasser der bemerkenswerten Entwürfe mit den Kennworten „Kultur“ und „Die Zukünftigen suchen wir“, uns zu gestatten, einige Blätter aus ihren Arbeiten zu veröffentlichen. —

Ein Wettbewerb betr. Entwürfe für die Bebauung des Geländes der Terraingesellschaft Dresden-Süd in Dresden wird zum 6. Juli 1912 unter Bewerbungen, welche ihren geschäftlichen Wohnsitz im Königreich Sachsen oder den Provinzen Brandenburg oder Schlesien haben, bei 5 Preisen von 5000, 2500, 1500 und zweimal 1000 M. erlassen. Für 2 Ankäufe 1000 M. Im Preisgericht befinden sich u. a. die Hrn. Prof. H. Erlwein in Dresden, Reg.-Bmstr. a. D. S. Hatzky in Berlin, Prof. O. Hempel in Dresden, Gartendir. L. Lesser in Berlin, Ob.-Brt. Scharenberg in Leipzig, Arch. Heinr. Straumer in Berlin, Stadt-

Gartendir. v. Uslar in Dresden und Reg.-Bmstr. Dotti in Berlin. Unterlagen gegen 8 M., die den Einsendern nicht preisgekrönter oder angekaufter Entwürfe zurück erstattet werden, durch die Gesellschaft, Prager-Str. 35 II.

Ein Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für ein Denkmal der italienischen Tragödin Adelaide Ristori in Cividale wird vom internationalen Künstlerverein (Associazione Artistica Internazionale) in Rom erlassen. Das Andenken an die große italienische Tragödin, die 1822 in Cividale in Friaul geboren wurde und 1906 in Rom starb, soll durch ein Bronzedenkmal festgehalten werden. —

Ein Preisausschreiben des „Verbandes zum Schutze des Deutschen Grundbesitzes und Realkredits“ in Berlin betrifft Bearbeitungen der Frage: „Wie verschafft man der minder bemittelten Bevölkerung die billigste und zweckmäßigste Wohngelegenheit?“ Die Bearbeitungen sind bis zum 30. Sept. d. J. einzusenden. Zur Verteilung gelangen zwei Preise von 5000 und 2500 M. Im Preisgericht befinden sich u. a. die Hrn. Prof. Möhring, Reg.-Rat Kemmann, Wirkl. Geh. Ob.-Brt. Dr. h. c. Thür und Brt. Rich. Wolfenstein in Berlin. Bedingungen und allgemeine Gesichtspunkte unentgeltlich durch das Verbandsbüro, Berlin W. 8. Tauben-Straße 44-45. —

Ein Wettbewerb betr. Entwürfe zur Erbauung eines Realgymnasiums in Dux in Böhmen wird vom Bürgermeister für deutsch-böhmische und im politischen Bezirk Dux heimatberechtigte Bewerber außerhalb Deutsch-Böhmens zum 15. Mai d. J. erlassen. 3 Preise von 1500, 1000 und 800 K. Für Ankäufe 500 K. Im Preisgericht die Hrn. Ing. Rud. Feuchtinger in Teplitz, Baudir. Landisch in Komotau, städt. Bmstr. W. Leutelt und Bmstr. A. Kunert in Dux. Unterlagen gegen 10 K., die zurück erstattet werden, durch das städt. Bauamt. —

Ein Schulhaus-Wettbewerb der Gemeinde Appenweier. Der Gemeinderat von Appenweier, einer Gemeinde bei Offenburg in Baden, erläßt unter dem 5. April in badischen Blättern vom 9. April folgende Bekanntmachung:

„Die Gemeinde Appenweier beabsichtigt, im Laufe dieses Jahres ein neues Schulhaus mit 5 Schulsälen, einem Lehrer- und einem Sammlungsraum und daran anschließende Schüleraborte, sowie ein freistehendes Lehrer-Wohngebäude mit 2 Hauptlehrer-Wohnungen zu erbauen.

Architekten, welche geneigt sind, diese Bauausführungen zu übernehmen, wollen kleine Planskizzen mit Kostenüberschlägen unter Angabe ihrer eigenen, in Prozenten ausgedrückten Forderungen bis Samstag, den 13. d. Mts., abends 6 Uhr, beim Gemeinderat hier kostenfrei einreichen.“

im Entwicklungsstadium des XIII. Jahrhunderts“. Die Kirche diene gleich den übrigen Bauten längere Zeit den Zwecken einer Besserungsanstalt, wurde durch Verbauung veranstaltet und durch einen in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts ausgebrochenen Brand stark beeinträchtigt. Kugler schreibt: „Der Chor wurde 1452 bis 1521 errichtet, über einem kryptenartigen Unterbau, fünfschiffig, mit fünf Apsiden, außen von gewaltigem Strebewerk umgeben, früher mit einem hoch empor ragenden Mittelsturm bekrönt. Alles ist Granit und hat, diesem Material entsprechend, eine strengere Behandlung, die gleichwohl mit der kühnen Leichtigkeit der Anlage, wie mit der überaus malerischen Erscheinung der gesamten Lokalität im Einklang steht.“

Wir geben nun von der Berg- und Klosterfestung auf den Bildbeilagen der vorangegangenen und dieser Nummer die Gesamtansichten nach der Natur von Nordosten und Osten, welchen wir in dieser Nummer eine Gesamtansicht von Süden nach de Baudot und A. Perrault-Dabot*) anschließen. Wir geben dann ferner am Kopf dieser Nummer eine Außenansicht des Kreuzganges mit den sich hinter ihm auftürmenden Baumassen der Kirche und des Schlafrumes (Dortoir), auf Seite 294 die Ansicht der Nordfassade der nördlich der Kirche gelegenen Gebäude mit dem Eingang zur Abtei nach Baudot—Perrault-Dabot, auf Seite 295 die Grundrisse der Klosteranlage mit Kirche nach Viollet-le-Duc*), auf Seite 296 den Grundriß der Gesamtanlage der Klosterfestung, einen Querschnitt durch diese in der Achse des Querschiffes der Kirche, sowie Querschnitte durch verschiedene Klostergebäude, sämtlich gleichfalls nach Baudot—Perrault-Dabot, sowie S. 297 endlich eine Ecke des Kreuzganges, sowie eine Ansicht des Refektoriums nach der Natur.

Es sei hierher gesetzt, mit welchen Worten de Baudot die Abbildungen, die seinem Werke entnommen sind, erläutert. Man sieht nach ihm auf den Abbildungen Seite 296

*) Archives de la Commission des Monuments Historiques. Herausgegeben von A. de Baudot, General-Inspektor der Diözesangebäude, und A. Perrault-Dabot, Archiviste der Commission der historischen Denkmäler.

**) Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XI. au XVI. siècle, Band I, S. 288 ff.

den Plan der Gesamtanlage und den Querschnitt durch den Berg in der Achse des Querschiffes der Kirche, „de cette vaste église, dont toutes les parties constitutives présentent une force inusitée, qui s'explique par la nécessité d'offrir aux vents et aux intempéries une grande résistance“. Baudot weist mit diesen Worten auf die ungewöhnlich starken Abmessungen aller Bauteile hin, die sich nach seiner Ansicht aus der Notwendigkeit erklären, den Stürmen und der rauen Witterung eine genügend starke Widerstandsfähigkeit entgegen zu stellen. Die Abbildung Seite 294 zeigt im unteren Teil den Eingang zur Abtei und in der weiteren Entwicklung die Gebäude des „Merveille“, welche der Garnison als Wohnräume dienten. Zur Rechten befindet sich das Gebäude mit dem Rittersaal. Baudot sagt, aus den verschiedenen Teilen der Abtei könne man sich ein klares Bild über das Ganze des Verkehres und des Lebens in der Anlage machen, „qui, au premier abord, semble compliqué, mais qui répond, au contraire, très-franchement et très-pratiquement aux nécessités qu'imposaient d'une part le programme à satisfaire, et de l'autre, la conformation du rocher, sur lequel s'élève cet ensemble de constructions“. Im Stil der Gebäude erblickt er eine ergreifende Art (saisissante) der Ausbildung sowohl hinsichtlich der bewundernswert studierten Formen im Hinblick auf die Natur der verwendeten Materialien wie auf die besonderen Bedingungen der Lage und des Klimas.

Wie aus dem Schnitt Seite 296 ersichtlich ist, bildet der Berg des Heiligen Michael einen ziemlich symmetrischen Granitkegel, der sich von der Fläche des mittleren Meeresspiegels bis zum Fußboden der Kirche auf 78,6 m Höhe erhebt. Diese Höhe teilt sich in 50,3 m von der Meeresfläche bis zum Eintritt in das Klosterbereich, und in 28,3 m von da bis zum Fußboden des Querschiffes der Kirche. Diese selbst stieg ehemals mit der durch die gewaltige Figur des Erzengels Michael gekrönte Turmspitze zu einer Höhe an, welche etwa das doppelte Maß der Berghöhe erreichte. Diese krönende Spitze ist schon lange verschwunden; Viollet-le-Duc gibt sie aber wieder.

(Schluß folgt.)

Ob die Gemeinde Appenweier Entwürfe für ihre Schule erhalten wird? Wir glauben es. Wir glauben aber nicht, daß es Entwürfe sein werden, welche in ihrer Art Zweckmäßigkeit mit Schönheit verbinden. Soviel uns bekannt ist, bestehen bei badischen Bezirksämtern — ob bei allen, wissen wir nicht — Einrichtungen für Bauberatung. Sollten diese im vorliegenden Fall nicht in Wirklichkeit treten können? —

In dem Wettbewerb betr. Entwürfe für den Bau einer achtklassigen Volksschule nebst Turnhalle für Neckargemünd waren trotz der Beschränkung auf die im Kreis Heidelberg ansässigen Architekten 63 Arbeiten eingelaufen. Dem Preisgericht gehörten die Professoren F. Ostendorf und M. Läger in Karlsruhe, sowie Arch. Franz Kuhn in Heidelberg an. Der I. Preis fiel dem Entwurf „Westlicht“ des Hrn. W. Collmer in Heidelberg-Rohrbach zu. Von drei II. Preisen fielen zwei an Hrn. Dipl.-Ing. Koch, der dritte an Hrn. Bauinsp. Jos. Kuhn in Heidelberg. Die Ausführung ist bedauerlicherweise keinem der Preisträger zugefallen, vielmehr einem in Neckargemünd ansässigen Architekten, der am Wettbewerb mit mehreren Entwürfen, aber erfolglos beteiligt war. Wir fürchten, daß durch diesen Entschluß der Gemeinderat von Neckargemünd den Zweck des Wettbewerbes verkannt und nicht im Interesse der Gemeinde gehandelt hat. —

In dem internationalen Wettbewerb betr. Entwürfe für einen Justiz-Palast in Athen sind nur 12 Arbeiten eingegangen. Dem Preisgericht gehörten als Fachleute an die Hrn. E. v. Ihne in Berlin, Cannizzaro in Rom und Louis Bernier in Paris. Es standen 2 Preise von 20 000 und 8 000 Frs. zur Verfügung, die jedoch auf einstimmigen Beschluß des Preisgerichtes nicht verteilt wurden. Aus dem I. Preis wurden zwei Preise von je 10 000 Frs. gebildet und diese den Entwürfen „Lex“ und „Dura lex, sed lex“ zugesprochen. Als Verfasser beider Entwürfe ergaben sich die Hrn. Guidetti & Nicoloudis, beides Schüler der Ecole des Beaux-Arts in Paris. Der II. Preis von 8 000 Frs. wurde in 3 Teile von 5 000, 1 500 und 1 500 Frs. zerlegt; diese wurden den Entwürfen „Aréopage“, „Iktinus“ und „Roma“ verliehen. —

Preisausschreiben Ringanlage in Hamm. Zu unseren Ausführungen S. 244 erhielten wir folgende Erläuterungen: „Zwei der größten Gruppen der „Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst“ haben durch Hrn. Gartendir. Encke die Erklärung abgeben lassen, daß die Tatsache, daß in dem Preisgericht nur ein Gartenkünstler ist, in den Kreisen der Gartenarchitekten Anstoß erregt hat. Hr. Encke befürchtete, daß sich aus diesem Grund gerade die befähigsten Gartenarchitekten vom Wettbewerb fernhielten und bat dringend um Zuwahl eines zweiten Gartenkünstlers. Da es keinem Zweifel unterliegt, daß die gestellte Preisauflage in erster Linie auf dem Gebiet der Gartenarchitektur liegt, haben wir die Anregung an und für sich für zweckmäßig gehalten, wir haben jedoch den Antragsteller darauf hingewiesen, daß die Zuwahl eines weiteren Preisrichters bei dem nahe liegenden Ablieferungstermin eigentlich wenig Zweck habe. Hr. Encke bat aber wiederholt, dem Antrag Folge zu geben. Das ist schließlich, nachdem sämtliche übrigen Preisrichter ihr Einverständnis hiermit erklärt hatten, auch geschehen. Uebrigens ist hierdurch das Verhältnis für die Architekten und Stadtbauer (4 Preisrichter) gegenüber den Gartenkünstlern (2 Preisrichter) durchaus nicht ungünstig geworden.“

Stadtbaurat Krafft.

Die „Vereinigung Berliner Architekten“ hat beim Stadtbauamt Hamm gegen die nachträgliche Zuziehung des Gartendirektors Hrn. von Engelhardt-Düsseldorf in das Preisgericht des Wettbewerbes für eine Ringanlage in Hamm Einspruch erhoben mit dem Hinweis darauf, daß diese Maßnahme gegen § 4, Absatz 1 der „Grundsätze für das Verfahren bei Wettbewerben“ verstößt. Zweifellos sind durch die Zuziehung eines zweiten Gartenkünstlers in das Preisgericht die Aussichten für die Architekten und Stadtbauer ungünstiger geworden, sodaß eine große Anzahl Bewerber von der Beteiligung an der Konkurrenz Abstand genommen hätte, wenn ihre Arbeiten nicht schon so weit gefördert wären. — a.

Wettbewerb Neubau des königlichen Opernhauses Berlin. Die „Vereinigung Berliner Architekten“ hat die in ihrer außerordentlichen Mitgliederversammlung vom 14. März zur Opernhausfrage gefaßte Entschliessung, deren Wortlaut wir S. 224 mitgeteilt haben, dem Hause der Abgeordneten zur Kenntnisnahme überreicht. In dem Begleitschreiben spricht die „Vereinigung“ die feste Ueberzeugung aus, daß ein öffentlicher Wettbewerb, der sich auf den bis jetzt geleisteten ausführlichen Vorarbeiten aufbaut und an dem sich die besten Kräfte des

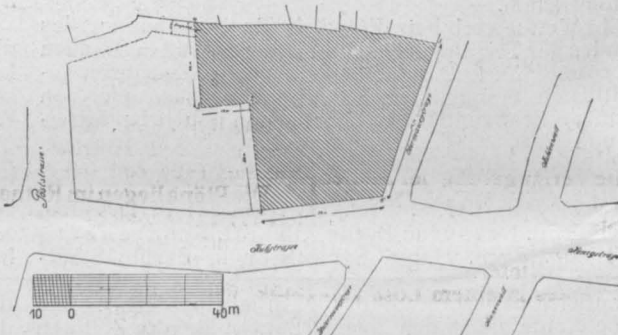
Reiches beteiligen werden, den gewünschten Erfolg haben wird. Wenn von verschiedenen Seiten auf Mißerfolge bei Wettbewerben hingewiesen werde, so seien diese erfahrungsgemäß auf die Unvollständigkeit des Programms und der Vorarbeiten zurück zu führen. Das liege jedoch hier nicht vor. — a.

Das Stipendium der Louis Boissonnet-Stiftung der Technischen Hochschule zu Charlottenburg für Architekten und Bauingenieure für das Jahr 1912 ist an den Regierungs-Baumeister Richard Borchers in Duisburg-Ruhrort verliehen worden. Nach der festgesetzten Aufgabe soll der Stipendiat eine Reihe von Eisenbetonbauten aus dem Gebiete der Brücken-, Hoch- und Ingenieur-Hochbauten, von denen die Mehrzahl in Frankreich und einige in Belgien bzw. in der Schweiz gelegen sind, an Ort und Stelle studieren und kritisch beleuchten. —

Im Wettbewerb für einen Urnenhain für Mainz wurde der Entwurf „vis-à-vis“ des Arch. Jos. Haßinger in Mainz vom „Verein für Feuerbestattung“ in Mainz angekauft. —

Wettbewerb Geschäftshaus für den „Duisburger General-Anzeiger“. Das Grundstück Ecke Kuh- und Obermauer-Straße soll mit einem viergeschossigen Geschäftshaus (Erdgeschoß und 3 Obergeschosse) bebaut werden. Es soll enthalten: im Erdgeschoß: an der Kuh-Straße Läden, an der Obermauer-Straße ein Kinematographentheater für 600–800 Zuschauer, dessen Eingang möglichst nahe an der Kuh-Straße — der Hauptverkehrs-Straße — liegt, an der Ecke Kuh- und Obermauer-Straße Geschäftsräume für den „Duisburger General-Anzeiger“, und zwar Lesezimmer bzw. Schalterraum, etwa 35 qm groß, daran anschließend einen Raum für das Personal (2 Personen) und dahinter Buchhaltereie (5 Personen) und Privatkontor (2 Personen).

Die Geschäftsräume des „General-Anzeigers“ sollen mit dem I. Obergeschoß des auf dem Hof liegenden Druckereigebäudes in unmittelbarer Verbindung stehen,



wohl am besten mittels Treppe im Vorderhaus im Anschluß an die Buchhaltereie und Brücke in Höhe des I. Obergeschosses zwischen Vorderhaus und Druckerei.

Im I. Obergeschoß: Läden oder Räume für ein Café oder Restaurant. Zu beachten ist auch hier, daß die Zugänge möglichst an oder nahe der Kuh-Straße liegen, weil die Obermauer-Straße nur sehr wenig Verkehr hat.

Im II. und III. Obergeschoß: Wohnungen von 5 bis 6 Zimmern mit allem Zubehör.

Das Gebäude soll äußerlich als eine Einheit in die Erscheinung treten, im Inneren aber so eingeteilt sein, daß es sich mit geringen Umbauten in einzelne Besitzungen teilen läßt, deren Größen durch die Wohnungen in den beiden obersten Geschossen gegeben sind. Die Grenzen für die einzelnen Besitzungen sind im Lageplan anzugeben. Auf dem Hof soll das Druckereigebäude für den „General-Anzeiger“ errichtet werden, das in Schnitt und Grundrissen dargestellt ist. Diese Angaben sollen aber lediglich als Anhalt für die Größe der Räume und deren Lage zu einander dienen. Die Zufahrt zu dem Druckereigebäude erfolgt über ein Nachbargrundstück von der Post-Straße aus. Das Grundstück kann unter Umständen um 2m Front an der Kuh-Straße in der ganzen Tiefe vergrößert werden.

Zeichnungen: Lageplan 1:250; sämtliche Grundrisse, Fassaden und Schnitte 1:200; eine Fassade 1:100; ein Schaubild von der König-Straße aus; ein Kostenanschlag nach Kubikmetern umbauten Raumes.

„Es ist beabsichtigt, einem der am Wettbewerb beteiligten Architekten die Ausarbeitung der Pläne zu übertragen“. Damit ist doch wohl einer der zur Auszeichnung gelangten Architekten gemeint. —

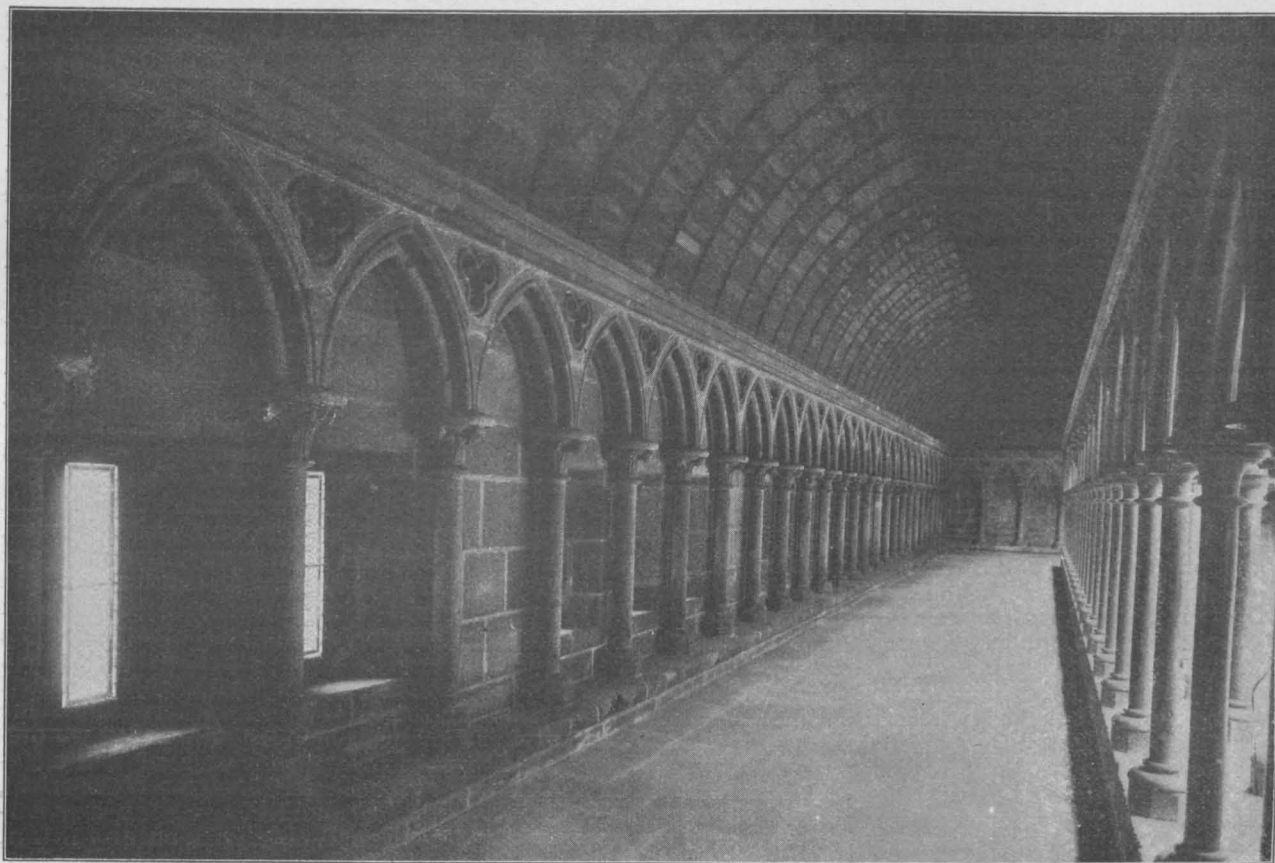
Inhalt: Der engere Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für den Neubau des kgl. Opernhauses zu Berlin. (Fortsetzung.) — „Le Mont Saint-Michel“. — Vermischtes. — Wettbewerbe.

Bildbeilage: Der Mont Saint-Michel in der Normandie.

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin.
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg. P. M. Weber in Berlin.



DAS RATSCHAFÉ IN BREMEN. *
 ARCHITEKT: RUDOLF JACOBS
 IN BREMEN. * ANSICHT VOM
 LIEBFRAUEN-KIRCHHOF. ***
 ≡ DEUTSCHE BAUZEITUNG ≡
 * * XLVI. JAHRGANG 1912 * *
 * * * * * NO. 32. * * * * *



„Le Mont Saint-Michel“. Nordseite des Kreuzganges der Klosteranlage.

DEUTSCHE BAUZEITUNG

XLVI. JAHRGANG. N^o 32. BERLIN, DEN 20. APRIL 1912.

Der engere Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für den Neubau des königlichen Opernhauses zu Berlin. (Schluß.)



In geringerem Maße als Seeling haben die übrigen Teilnehmer des zweiten engeren Wettbewerbes Veränderungen an den Grundrissen der Programm-Skizze vorgenommen. Die am meisten ins Gewicht fallende Veränderung hat Grube vorgeschlagen (S. 228), indem er die Treppe für die Räume des königlichen Hofes aus der Richtung der Querachse in eine der Längsachse parallele Richtung gegen einen der inneren Höfe verlegte und dadurch auf eine einfache Weise eine ununterbrochene Raumfolge in der Gruppe der Räume für den königlichen Hof erreichte. Im übrigen beschränkt sich auch dieser Entwurf wie die von Ihne und Littmann auf die aus dem Aufbau sich ergebenden Veränderungen in Einzelheiten, die für das Organische des Grundrisses nicht ins Gewicht fallen. In der Anordnung der Räume des Bühnenhauses bleiben diese Entwürfe bei den Vorschlägen der Programm-Skizze.

Im Aufbau nun versuchen alle Entwürfe dieses zweiten engeren Wettbewerbes dem antikisierenden Charakter zu entsprechen, den Berlin in den glücklichsten Zeiten seiner baukünstlerischen Entwicklung durch Architekten von größter Selbständigkeit der Empfindung erhalten hat. In allen Entwürfen ist den Verhältnissen des Reichstagsgebäudes ein achtsäuliger korinthischer oder jonischer Portikus entgegen gestellt, an den sich beiderseits nieder gehaltene, die Maßstabs-Verhältnisse des Mittelbaues steigernde

Flügelbauten von 3—5 Achsen anreihen. Das in dieser Weise ausgezeichnete Zuschauerhaus wird dann bei Seeling, Littmann und Grube von dem wiederum als Tempelbau behandelten Bühnenaufbau überragt, der in den Verhältnissen entsprechend abgestimmt ist und der hier notwendig zu berücksichtigenden Fernwirkung entspricht. Seeling hat es in einer Darstellung, die wir S. 235 wiedergaben, unternommen, die Verhältnisse seiner beiden Entwürfe mit den Verhältnissen der bedeutendsten Berliner Baudenkmäler ähnlichen Charakters zusammen zu stellen und hat auch in einer Darstellung S. 235 anschaulich gezeigt, wie etwa sich die Verhältnisse zu den Massen der Bauten des Königs-Platzes ergeben würden. v. Ihne ist in seinem Entwurf des zweiten engeren Wettbewerbes ungleich glücklicher, wie in dem des ersten; seine Umrisslinien zeigen hier eine strenge, vielleicht zu wenig festliche Führung. Von großer Schönheit sind die S. 253 abgebildeten Innenansichten, bei denen das System der Großen Oper in Paris anklingt. Es ist jedoch zu befürchten, daß die noch durch eine Kuppel über die Anlage von fünf Rängen hinaus gesteigerte übertriebene Höhenentwicklung die ohnehin schon für ein so großes Haus sich einstellenden akustischen Schwierigkeiten noch erheblich vermehren wird. Grube und v. Ihne sind bei den fünf Rängen der Programm-Skizze verblieben, während Seeling und Littmann aus ihrer reichen Erfahrung heraus den fünften Rang aus zwingenden Gründen fallen gelassen haben.

Es ist müßig, bei der heutigen Sachlage zu untersuchen, welcher der vier Entwürfe die stärksten

künstlerischen Eigenschaften besitzt und sich am meisten den Bedürfnissen des, wie zugegeben sein soll, in unserem Falle äußerst verwickelten Theater-Betriebes anpaßt. Es erscheint uns in gleicher Weise müßig, zu untersuchen, in wieweit die tatsächlich bestehende künstlerische Verwandtschaft zwischen den Entwürfen Littmann und Grube auf Abhängigkeit des einen vom anderen zurückzuführen ist. Denn wir haben die Hoffnung, daß diese Phase noch nicht die letzte in der Entwicklung der Vorarbeiten für das bedeutendste Monumentalwerk ist, das seit Jahrzehnten und als ein Vorbild für mindestens die nächsten hundert Jahre geschaffen werden soll. Wir können in keiner Weise die Anschauung des Geheimen Ober-Baurates Saran in seiner mehrfach erwähnten Rede teilen, daß wir mit diesen vier Arbeiten „am vorläufigen Ende eines Wettbewerbsverfahrens stehen, das zwar kein öffentliches, aber, wie ich glaube begründet zu haben, in diesem Falle das einzig Mögliche war“. Wir können auch nicht die Zufriedenheit mit dem bisherigen Ergebnis mitempfinden.

So bereitwillig alle Einsichtigen das ungewöhnlich große Maß von praktischer Denkarbeit und künstlerischer Anpassung an einen gegebenen Gedanken anerkennen wollen, so werden alle unabhängig Einsichtigen doch auch zu der Ueberzeugung kommen müssen, daß das bisher Erreichte nur wertvolle Vorbereitung ist, daß es bei den Fesseln, die der Lösung der Aufgabe durch die Beschränkungen des Programmes sowie durch die Beschränkung in der Teilnehmerzahl anhafteten, nicht mehr sein kann. Gelangt das bisher Gebotene im Prinzip und selbst nach nochmaliger Bearbeitung in der Tat zur Ausführung, so werden wir ein neues königliches Opernhaus erhalten, das zwar größer ist, als das alte und seinen Zwecken besser entspricht, das aber im besten Falle auch nur ein neues Theater wie viele andere ist, keineswegs aber in der Baugeschichte Berlins und Preußens die Rolle spielen wird, die uns das alte Haus noch heute als ein Eckstein in der Entwicklung erscheinen läßt; nicht die Rolle, die die Pariser Oper noch jetzt in der Baugeschichte Europas spielt. Gerade die Bezugnahme auf dieses Bauwerk, das als etwas völlig Neues und Großes in seine Zeit trat, sollte uns lehren, wie die große Aufgabe anzufassen und zu lösen ist. Mit Rücksicht auf den Umstand, daß die bisherigen Bestrebungen des Ministeriums und

einer Anzahl offizieller und halboffizieller Organe nach einem stark begrenzten Wettbewerb für eine bestimmte Persönlichkeit zur Ausführung des Werkes eintreten, möchten wir grundsätzlich der Anschauung Ausdruck geben, daß wir keineswegs ausschließlich von diesem kleinen Kreise das höchst Erreichbare erwarten, wenn dieser Kreis auch die Gewähr für eine sachlich gute Ausführung bietet. Gerade der Pariser Fall läßt die Möglichkeit offen, daß ein völlig neuer Mensch mit einer unerwarteten Leistung in die Arena treten kann, wenn ihm auf dem Wege eines allgemeinen Wettstreites hierzu die Möglichkeit gegeben wird. Und angefangen hat auf seinem Gebiete schließlich Jeder einmal.

Wer sich die Mühe nimmt, in den alten Jahrgängen französischer Zeitschriften das Ergebnis des Wettbewerbes um das Pariser Opernhaus zu studieren, wird unschwer finden, wie ungeheuer Charles Garnier seine Mitstreitenden, unter denen sich die besten Namen der damaligen französischen Architektenwelt befanden, überragte, und wird erkennen, daß Naturnotwendigkeit dazu zwang, diesem Sieger an erster Stelle die Ausführung zu übertragen. Und er war es, der mit seinem Werke die damals im Schematismus verlorene französische Kunst zu neuem Glanze erweckte, der ein Kunstwerk schuf, das seine Strahlen nun schon ein halbes Jahrhundert in die Welt hinaussendet und auch fernerhin seine Stellung behaupten wird. Sollen und wollen wir diesem französischen Erfolge nachstehen? Ein allgemeiner Wettbewerb mit unabhängigem Preisgericht, ein gleiches Recht für Alle, die sich zur Lösung einer solchen Aufgabe berufen fühlen, ist das, was wir im Interesse der Kunst und des Theaterbauwesens fordern müssen. Vor dem Sieger werden wir uns ehrerbietig beugen, gleichviel aus welchem Lager er kommt. Wird sich der preußische Staat bei diesem Falle der Pflichten gegen die deutsche Baukunst der Gegenwart erinnern?

Einem solchen Wettbewerb jedoch hätte in erster Linie eine Durchsicht des Bauprogrammes voranzugehen, um zu ermitteln, ob die Erfüllung der Forderungen des höfischen Verkehrs und der höfischen Repräsentation mit einer Entwicklung des Bauwerkes auf freier Grundlage so durchaus unmöglich ist, wie es die Programm-Skizze darstellt. In ihr

„Le Mont Saint-Michel.“

(Schluß.) Hierzu die Abbildungen Seite 301, 304 und 305.

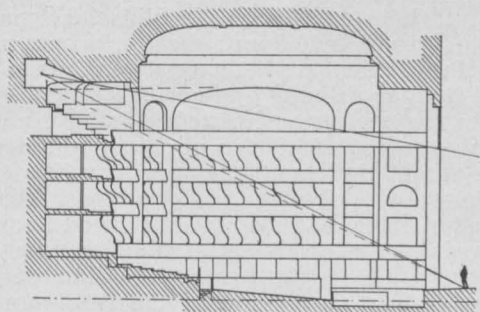
Der Besucher der Berg- und Inselsetzung betritt diese nach dem Lageplan S. 296 von Süden, gegenüber von Pontorson, wo eine bescheidene, dem Felsen abgerungene Fläche das Betreten des Eilandes möglich macht. Ein erstes befestigtes Tor gibt Zutritt zu einem umwehrten Vorplatz, von dem aus erst eine zweite Toranlage den Eingang in die kleine Fischersiedlung gestattet. Eine Treppenanlage führt zur Höhe des untersten Straßenzuges, welcher dem Verlauf der Festungsmauern folgt. Verfolgt man ihn in der Führung durch die Mauern, so gelangt man schließlich an eine lange, im Winkel gebrochene Treppe, die zum Eingang in die Klosterräume emporführt. Vor diesem Eingang liegt ein von vier Mauern umgebener Vorhof. Die Klosteranlage ist ein in sich abgeschlossener Bezirk, dem östlich und südlich Gartenanlagen vorgelagert sind. Nach Norden entfaltet sich vor den Gebäuden ein Weg, von dem aus eine Treppe in einem langen geraden Lauf zum Meer hinabführt und die Möglichkeit gewähren sollte, in bedrängten Zeiten vom Meere aus den Klosterinsassen Hilfe zuzuführen. Auf einer nordwestlich in das Meer vorspringenden Felsnase liegt, losgelöst von der Gruppe der Klostergebäude, eine dem heiligen Hubert geweihte Kapelle. Während bei der Landungsstelle der Insel rechts der Eingang in das Fischerdorf führt, befindet sich zur Linken ein befestigter Torbau, an den sich die Vorratsräume für die Klosterwirtschaft schließen. Wasserbehälter, eine Windmühle usw. dienen der Versorgung mit Lebensmitteln, die von den Vorratsgebäuden wieder durch eine lange gerade Stiege in den Klosterbezirk geschafft werden. Das Fischerdorf hat seine eigene Pfarrei mit anschließendem Friedhof.

Wie nun der Schnitt S. 296 zeigt, türmen sich die Klostergebäude in mehreren Geschossen übereinander auf; in ihrer Schilderung folgen wir Viollet-le-Duc, dessen Dictionnaire auch die Grundrisse entnommen sind. Auf S. 295 ist zunächst der Plan des untersten Geschosses dargestellt, dessen Räume die Bergkuppe umgeben. Bei A befindet sich der befestigte erste Eingang, bei B ein zweiter, stark befestigter Zutritt, in dessen Obergeschoß ein Saal mit zwei Türmen liegt. Die Grundrisse zeigen, in welcher vorsichtigen Art die Zugänge zu den weiteren Klosterräumen, in erster Linie zu den beiden Refektorien, dem Refektorium der Mönche F und dem Refektorium für die Besatzung G gesichert sind. Bei J befinden sich die Keller der Wohnungen des Abtes und der Gäste, L und K sind Gefängnisse und Verteidigungsanlagen.

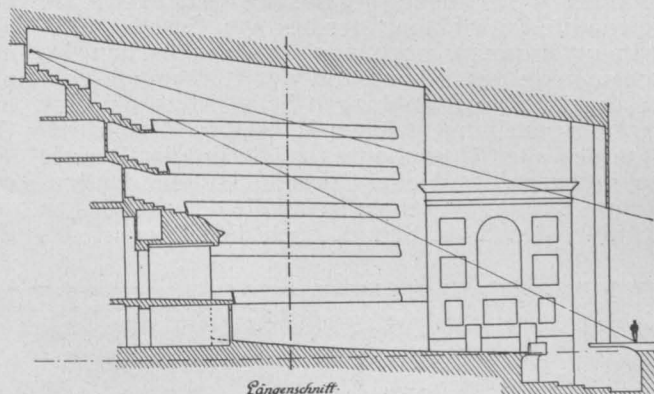
Ueber diesem Geschoß gewinnen die Bauwerke bereits eine erheblich größere Ausdehnung. Ueber dem Refektorium der Mönche liegt deren Schlafsaal D, an seiner Südseite befinden sich die Küchenräume B, von dem tieferen Geschoß zugänglich durch enge Treppen. E ist der schön gewölbte Rittersaal, von dem wir S. 305 eine Ansicht geben. C ist die auf gleicher Geschoßhöhe liegende Krypta der Kirche, die im XVI. Jahrhundert angelegt wurde, als der Chor der Abteikirche neu erbaut wurde. Bei F und H liegen die Unterbauten der alten romanischen Teile der Kirche, des alten Schiffes und Querschiffes; unter G sind die Wohnungen des Abtes und der Gäste aneinander gereiht. J ist das Untergeschoß der Bibliothek.

Ueber diesem Geschoß nun liegt, wie der Schnitt durch den Berg S. 296 erkennen läßt, der ungemein graziose Kreuzgang, der sich über dem Rittersaal ausdehnt und an den nördlichen Arm des Querschiffes der Kirche sich anlehnt. Wir geben von ihm am Kopf dieser Nummer sowie auf den S. 293, 297, 304 und 305 die Nordgalerie, die

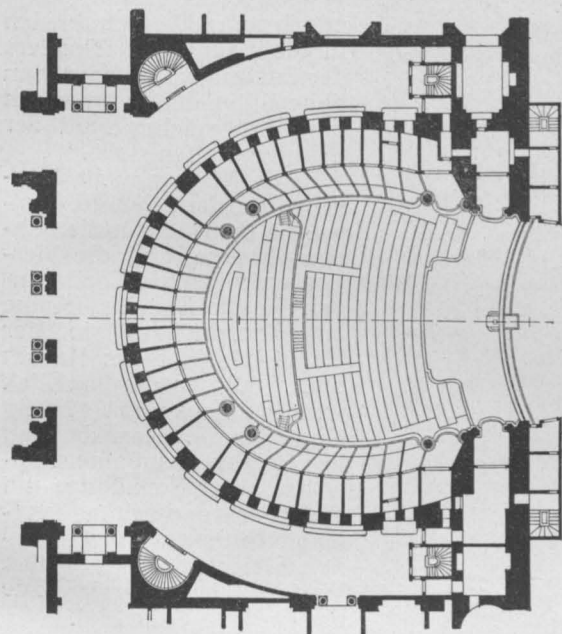
(Fortsetzung Seite 306.)



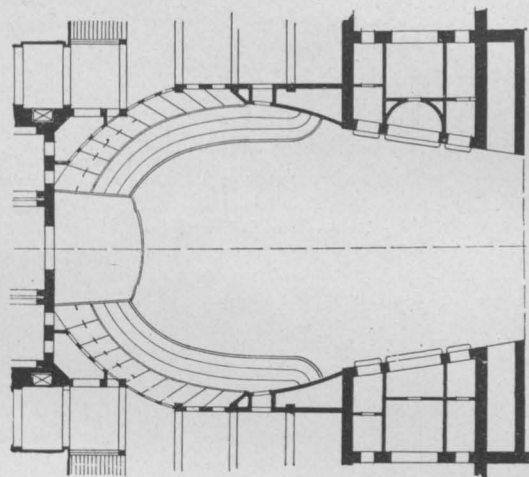
Längsschnitt



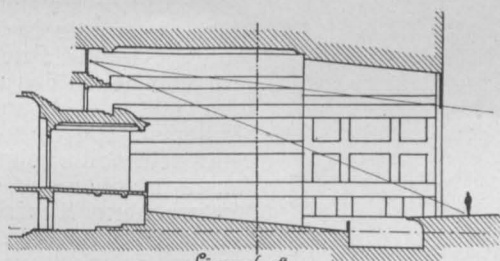
Längsschnitt
Längsschnitt der Programm-Skizze.



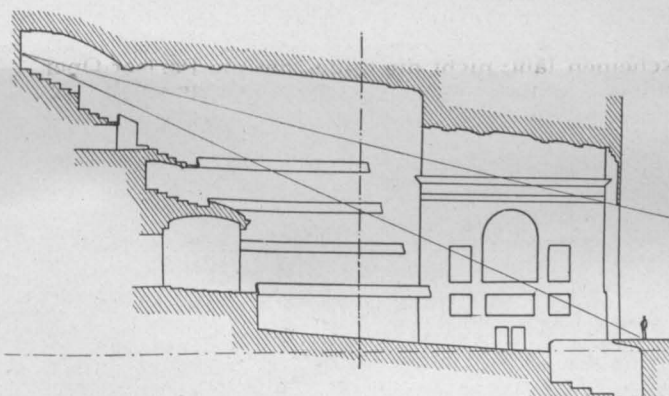
Längsschnitt und Grundriß der Großen Oper in Paris.



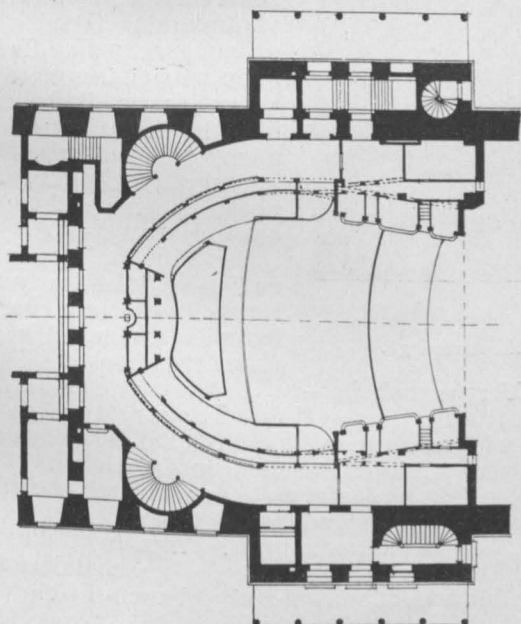
Grundriß der Programm-Skizze.



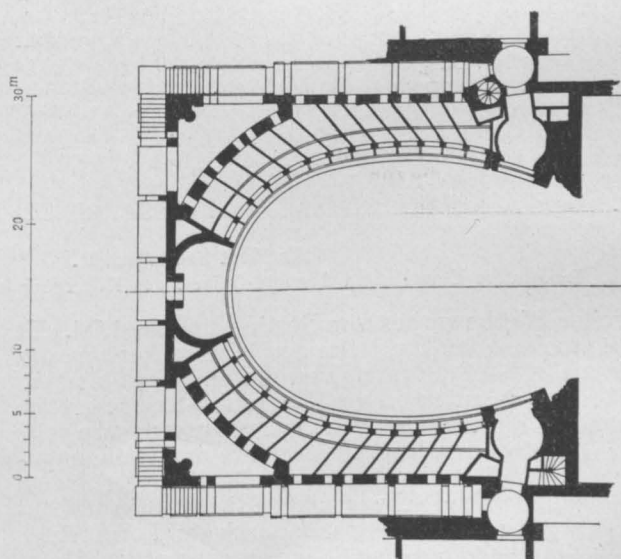
Längsschnitt



Längsschnitt des zweiten Entwurfes Seeling.



Grundriß und Schnitt des alten Opernhauses in Berlin.



Grundriß des k. k. Opernhauses in Wien.

Der engere Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für den Neubau des königlichen Opernhauses zu Berlin.

20. April 1912.

kommen weder neue organische Gedanken, auf welche die Entwicklung der heutigen Gesellschaftsordnung hinweist, noch auch die praktischen Gesichtspunkte des Sehens und der Hörsamkeit zum Ausdruck. Die Abbildungen Seite 303 zeigen eine Zusammenstellung gleichen Maßstabes der Grundrisse des alten Opernhauses zu Berlin, des Pariser Opernhauses, des Wiener Opernhauses und der Programm-Skizze; sie zeigen ferner die dazu gehörigen Schnitte, denen ein Schnitt nach dem Entwurf des

hatte und hat gewiß auch die höfische Repräsentation eine große Bedeutung; aber sie kommt mit kleineren Proszenien aus! Zu erwägen bliebe ferner, ob die Ranganordnung und gar eine solche mit fünf Rängen zu den eisernen Notwendigkeiten eines neuen Opernhauses gehört, oder ob nicht mit den Wünschen des königlichen Hofes und den Forderungen des Hoflebens sich eine Anordnung der Zuschauer verbinden ließe, wie sie etwa Gottfried Semper für das geplante Festspielhaus in München vorgeschla-

gen hatte? Man vergleiche hierzu die Abbildungen im I. Halbband des Jahrg. 1907, S. 80. Könnte nicht Richard Wagner Recht behalten, wenn er schrieb: „Denkt man sich in die Räume des Theaters der Zukunft, so erkennt man ohne Mühe, daß in ihnen ein ungeahnt reiches Feld der Erfindung offen steht?“

Es darf ferner nicht übersehen werden, daß die Festlegung der Höhe für die Bühnen - Rampe und die hieraus entwickelten Forderungen für die Eintritts-Räume zu Anordnungen in der Haupt - Ansicht des Hauses führen müssen, die dem Blick vom Platz aus nicht günstig sind, der die Heraushebung des Gebäudes auf einem Unterbau unter Umständen mit einer Freitreppenanlage verlangt. An diesem Mangel kranken alle Entwürfe des zweiten Wettbewerbes, in erster Linie der Grube's (Seite 221).

Auf eine Reihe anderer Einzelheiten sei hier nicht weiter eingegangen; sie stehen zurück gegen die berührten grundlegenden Anordnungen, von denen das organische Gefüge des Hauses abhängig ist. Dieses sollte ein neues sein, sollte zeigen, daß das zu errichtende Gebäude der sprechende Ausdruck der Bedürfnisse unserer Zeit und unserer Anschauungen ist; sollte ein Spiegelbild unserer veränderten Gesellschaftsordnung sein; sollte die Merkmale an sich tragen, die erkennen lassen, daß auch das festliche Leben der Höfe bei allen seinen berechtigten konservativen Regungen sich neuen Lebensanschauungen anzupassen vermag.

Das Ministerium der öffentlichen Arbeiten und das Haus-Ministerium aber wollen mit dem neuen königlichen Opernhaus das Theater der Vergangenheit — die deutsche Künstschaft dagegen will das Theater der Zukunft. Wer wird in diesem Widerstreit der Meinungen den Sieg davon tragen? Sollen unsere Gegenwart und nächste Zukunft ärmer an Gedanken sein, wie die Zeit Richard Wagner's und Gottfried Semper's?

„Was nennt man groß? Was hebt die Seele schauernd,

„Als was mit unwahrscheinlichem Erfolg

„Der Mutigste begann?“

fragt Iphigenie. Wer ist dieser Mutigste? —

Albert Hofmann.



„Le Mont Saint-Michel“.

Dekorative Einzelheiten der Süd-Galerie des Kreuzganges der Klosteranlage.

zweiten Wettbewerbes von Seeling angefügt ist. Es läßt sich aus den Darstellungen leicht erkennen, um wie vieles die Entfernung von der Spiellinie bis zum äußersten Besucher in der Programm-Skizze größer ist, als in den bestehenden Opernhäusern; wie sehr der Grundriß der Programm-Skizze durch die ungewöhnliche Tiefe des Proszeniums, die dem freien Sehen die größten Schwierigkeiten bereitet, in die Länge gezogen wird; wie sehr er dadurch eine Form erhält, die der Akustik und dem Sehen entgegen steht. Unter Napoleon III., am Wiener Hof, an Höfen, an denen noch teilweise das spanische Zeremoniell herrscht,

der Vergangenheit — die deutsche Künstschaft dagegen will das Theater der Zukunft. Wer wird in diesem Widerstreit der Meinungen den Sieg davon tragen? Sollen unsere Gegenwart und nächste Zukunft ärmer an Gedanken sein, wie die Zeit Richard Wagner's und Gottfried Semper's?

„Was nennt man groß? Was hebt die Seele schauernd,

„Als was mit unwahrscheinlichem Erfolg

„Der Mutigste begann?“

fragt Iphigenie. Wer ist dieser Mutigste? —

Albert Hofmann.

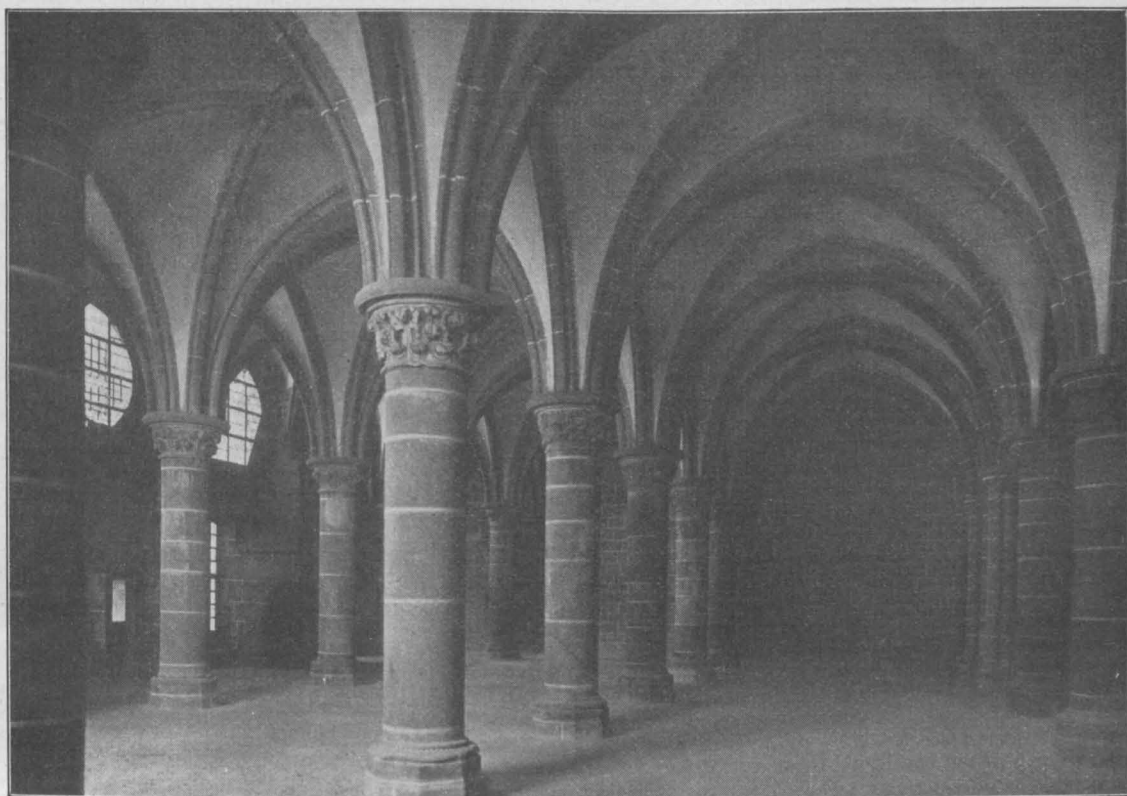
Die Beheizung der Wohn- und Geschäftsräume mittels Leuchtgas und elektrischer Energie.

Von Dr. Rich. Schröder in Charlottenburg.

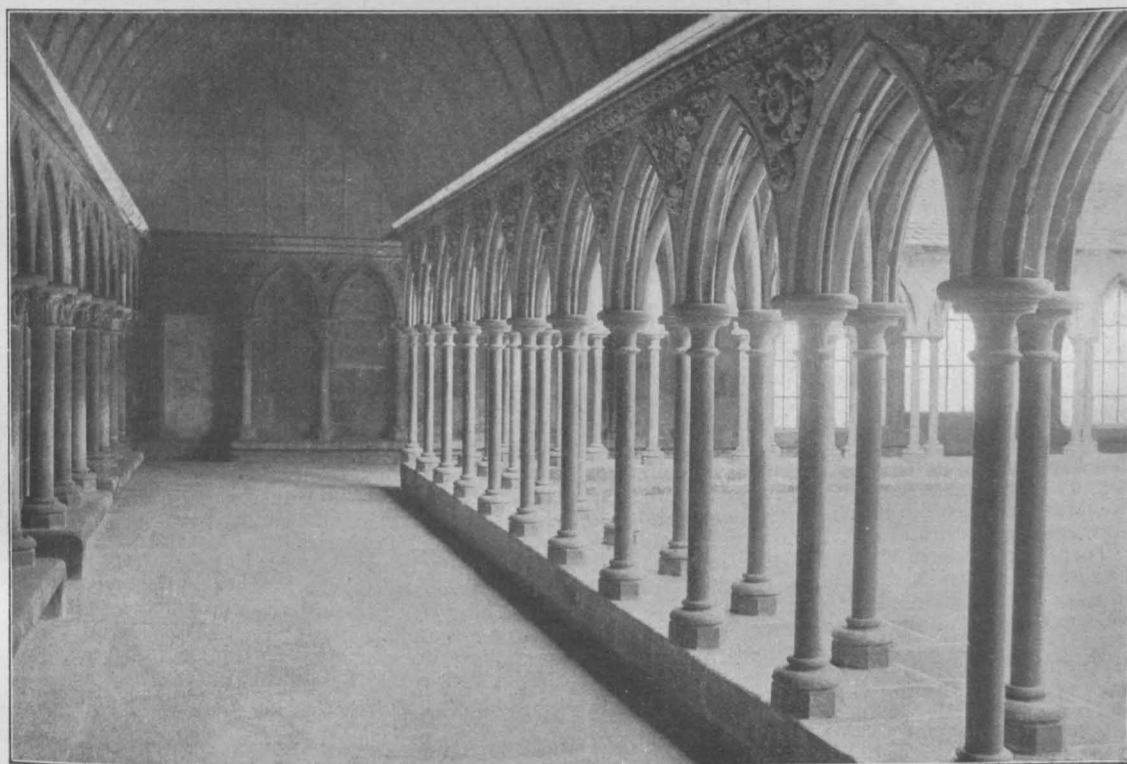


is vor wenigen Jahrzehnten kamen zur Beheizung unserer Wohnungen und der gewerblichen Zwecken dienenden Räume nur die Lokalheizung und die Zentralheizung in Frage. Mit der fortschreitenden Technik, mit der Entstehung und Entwicklung der Leucht-

der Lokalheizung nicht ohne weiteres auf sie zutreffend ist. Bei der Gasheizung wird das Gas als der Brennstoff durch Rohrleitungen und bei der elektrischen Heizung der elektrische Strom durch Kabel den einzelnen Oefen zugeführt, in denen die im Gas und im elektrischen Strom enthaltene Energie in Wärme umgesetzt wird.



Rittersaal („Salle des chevaliers“).



„Le Mont Saint-Michel“. Süd-Galerie des Kreuzganges der Klosteranlage.

gas-Industrie und der Anlagen zur Erzeugung elektrischer Energie sind uns dann zwei neue Heizungsarten entstanden, die Gasheizung und die elektrische Heizung. Sie nehmen beide eine Stellung für sich ein, da man sie nicht zur Zentralheizung rechnen kann und auch der Begriff

Während die Zentralheizung, nachdem sie einen gewissen Grad der Vervollkommenung erreicht hatte, die Ofenheizung sofort stark zurückdrängte, haben die Gasheizung und die elektrische Heizung beide das gemein, daß sie nur unter bestimmter Voraussetzung der Lokal-

Heizung und der Zentralheizung Konkurrenz machen. Als Dauerheizung für ganze Gebäude und ganze Wohnungen kommen sie nur in Frage, wenn der Preis der Einheit für 1 cbm Leuchtgas oder für 1 Kilowattstunde elektrischen Stromes einen bestimmten Mindestwert, der erheblich unter dem üblichen Preis liegt, erreicht hat. Als Uebergangsheizung sollen sie für die Zeiten mittleren Wärmebedarfes die Zentralheizung ersetzen, und als Gelegenheitsheizung sollen sie die Wärmeversorgung selten benutzter Räume durchführen. Außerdem hat die Gasheizung noch vielfach Verwendung gefunden in Schulen als Aushilfsheizung, wo sie während der Ferien, wenn der Betrieb der Zentralheizung ruht, zur Beheizung der Lehrer- und Lehrmittelzimmer dient.

Die Gasheizung in ihren ersten Anfängen ist fast ebenso alt wie die Leuchtgas-Industrie. In den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts erhielt bereits der alte Berliner Dom eine Gasheiz-Anlage, die jedoch, da sie sich nicht bewährte, nach einiger Zeit wieder entfernt wurde. Die Gasheizung erlangte dann in den achtziger Jahren größere Verbreitung, als man vielfach mit der in rascher Zunahme begriffenen Zentralheizung schlechte Erfahrungen machte, und in zahlreichen öffentlichen Gebäuden, besonders Schulen, wurde die Beheizung durch Verbrennung des Leuchtgases in besonders hierzu konstruierten Öfen durchgeführt. Nachdem man jedoch gelernt hatte, die Zentralheizung wirtschaftlich und heiztechnisch besser auszugestalten, verlor auch die Gasheizung, der noch beträchtliche Mängel anhafteten, wieder an Verbreitung, und sie wurde von ihrer Stellung, die sie gerade im Begriff war, sich zu erobern, zur ausschließlichen Beheizung ganzer Gebäude verwendet zu werden, zurückgedrängt. Ueber den Wert der Gasheizung für Räume, die dem dauernden Aufenthalt von Menschen dienen, sind die Meinungen noch nicht geklärt. Wenn meistens für diesen Zweck die Zentralheizung und insbesondere die Niederdruck-Warmwasserheizung als die zweckmäßigere Einrichtung angesehen wird, so findet man doch auch gegenteilige Ansichten. So wurde z. B. vor einigen Jahren in Wien die Einführung der Gasofenheizung in einem dreistöckigen Isolierpavillon des Kaiserin Elisabeth-Spitals angeordnet, um für die weitere Ausgestaltung der staatlichen Krankenanstalten Erfahrungswerte über die Zweckmäßigkeit der Gasofenheizung in Krankensälen zu sammeln; ebenso wurde dann in Wien das neue Ministerium für öffentliche Arbeiten mit Gasheizung ausgestattet. Wenn diese Heizungen auch anstandslos arbeiten und bisher zu keiner Beschwerde Anlaß gegeben haben, scheint man doch wegen der hohen Betriebskosten von dem weiteren Einbau der Gasheizung in Krankenhäuser absehen zu wollen. Sieht man von dieser sonach wohl mehr gelegentlichen Verwendung dieses Systems zur Wärmeversorgung ganzer Häuser ab und ebenso von

ihrem Einbau in Kirchen, wo sie sich, trotzdem manche Anlagen der älteren Zeit nicht als einwandfrei zu bezeichnen sind, ziemlich Verbreitung verschafft hat, so kann man die Gasheizung vorläufig doch nur als eine Hilfsheizung bezeichnen.

Die Gasheizung hat nun sicher manche Vorteile, die sie unter bestimmten Umständen als eine zweckmäßige Heizungseinrichtung erscheinen lassen. Da ist neben den geringen Anlagekosten die Bequemlichkeit beim allmorgentlichen Anheizen zu nennen; es braucht nur die Flamme angezündet zu werden, und die Wärmezufuhr beginnt sofort, sodaß man Räume in verhältnismäßig recht kurzer Zeit auf die erforderliche Temperatur bringen kann. Brennstofftransport und -Lagerung in den Häusern und die damit verbundenen unvermeidlichen Staubaufwirbelungen und Schmutzbildungen fallen fort. Rückstände, wie Asche und Schlacken kommen bei der Gasheizung nicht in Frage. Die Wärmeregulierung ist verhältnismäßig leicht und bequem durchzuführen, da jeder Hahnstellung eine bestimmte Gaszufuhr entspricht. Es ist also möglich, die Wärmeentwicklung im Zimmer der Außentemperatur anzupassen. Die Anlagekosten sind gering, und eine Aufstellung in Räumen, für die ursprünglich keine Heizung vorgesehen war, wo aber Gasleitung vorhanden ist, stellt sich einfach bei geringem Kostenaufwand. In dieser Eigenschaft liegt sicher ein großer Wert der Gasheizung. Außer der steten Betriebsbereitschaft und dem Fortfall fast jeglicher Bedienung, jeglicher Rauch- und Rußbelästigung hat die Gasheizung noch eine angenehme Eigenschaft, die auch bei der Lokalheizung zu finden ist, die der Zentralheizung jedoch nicht nachgerühmt werden kann. Es ist dies die mit der Gasheizung stets verbundene Lüftung der Räume. Die Flamme entnimmt die zur Verbrennung erforderliche Luft dem Zimmer, und das verbrannte Gemisch entweicht durch das Abzugsrohr. Es wird hierdurch ein 1½ bis 2facher Luftwechsel in der Stunde für den zu heizenden Raum erzielt.

Diesen Annehmlichkeiten stehen nun auch Nachteile gegenüber. Zuerst die rein wirtschaftlichen. Die Beheizung eines Raumes durch Gas stellt sich selbst bei Annahme eines Heizwertes des Gases von 5100 Wärmeinheiten und einer Brennstoff-Ausnutzung von 90% im Ofen im Dauerbetriebe ungefähr immer noch doppelt so teuer, als die gewöhnliche Ofenheizung. Dieses Verhältnis verschiebt sich zugunsten der Gasheizung für Räume, die nur kurze Zeit erwärmt werden sollen, hier ist beim Gasofen schnell der hohe Wirkungsgrad der Brennstoff-Ausnutzung erreicht, während bei der Lokalheizung und bei der Zentralheizung für die im Verhältnis zur Betriebsdauer lange Zeit des Anheizens eine ungünstige Ausnutzung des Brennmaterials zu verzeichnen ist. Für solche Fälle kann die Gasheizung wirtschaftlicher als jede andere Heizung sein, woraus sich auch die günstige Auf-

Südgalerie, eine Ecke der Südgalerie, sowie dekorative Einzelheiten dieser Galerie. Es ist eine der liebenswertesten Schöpfungen der französischen-englischen Gotik, auf welche die großen Kathedralen des Inselreiches mit ihren reichen Bildungen unzweifelhaft einen bestimmten Einfluß hatten. Doch ist die ornamentale Behandlung, die in ihrer Feinheit beinahe an die Metalltechnik erinnert, durchaus französischen Charakters. Die Oberfläche des Kreuzganges ist mit Blei abgedeckt, um das Wasser nicht durchzulassen und es zugleich in Zisternen zu sammeln.

Die Baugruppe nun wird beherrscht durch die dreischiffige Kirche mit reichster Choranlage, die noch erheblich über die Wohnbauten hinausragt und als Krönung den schon genannten hohen Turmbau mit der Statue des heiligen Michael trug, den die Kirche aber schon seit langen Jahrhunderten entbehren muß. Schon im Mittelalter wurde der Turmbau wiederholt zerstört und immer wieder aufgebaut. Viollet-le-Duc gibt als letzten Aufbau den unter dem Abt Jean de Lamps um etwa 1510 an. Ueber die Form des Turmbaus sind keine Mitteilungen auf uns gelangt, was Viollet-le-Duc zeichnet, sind mutmaßliche Annahmen.

Eine besondere Erwähnung verdient noch jene Baugruppe aus Granit, die an der Nordseite der Klostergruppe auf das freie Meer gegen die England gehörigen Normanischen Inseln hinaus schaut und von welcher Viollet-le-Duc mit Recht sagt: „Les grands bâtiments qui donnent sur la plaine mer, du côté nord, peuvent passer pour le plus bel exemple que nous possédions de l'architecture religieuse et militaire du moyen âge, aussi les a-t-on nommés de tout temps „La Merveille“.“ Wir haben die Gruppe nach Baudot S. 294 abgebildet. Die ungemein straffe Form aller Bildungen, der teils im Material, teils in der Bestimmung liegende abwehrende Eindruck

der Architektur, daneben aber doch wieder ein gewisser malerischer Charakter machen diesen Teil der Klosteranlage zu einer der interessantesten Schöpfungen der geistlichen Baukunst des Mittelalters. Kreuzgang, „la Merveille“ und Kirche, dieser Dreiklang religiöser Repräsentation, dieser Ausdruck hingebender Gläubigkeit lassen erkennen, bis zu welchem Grade die Baukunst im Stande ist, das Gemütsleben des Menschen anzuregen und ihn in Dingen des Seelenlebens zu leiten und zu führen.

Wie so manche religiöse Anlage ist auch der Berg des heiligen Michael in der Normandie nicht vor einem profanen Schicksal bewahrt geblieben. Die Stürme der französischen Revolution sind auch an ihm nicht vorbei gegangen. Im Jahre 1834 wurde der Dachstuhl der Kirche durch Feuer zerstört und das romanische Mauerwerk des Schiffes wurde bei diesem Unglücksfall stark in Mitleidenchaft gezogen. Lange Zeit befand sich in der Klosteranlage eine Besserungsanstalt; in den Rittersaal und in die Schlafsäle, sowie in die Refektorien wurden Zwischendecken eingelegt und es wurden Gruppen von Einzelräumen abgeteilt. Alles das ist, wie unsere Abbildungen zeigen, heute wieder verschwunden und die Anlage zum größten Teil in ihren alten Zustand zurück versetzt worden. Das weiter zu betreiben, dazu aus der ehemaligen Insel wieder eine Insel werden zu lassen, und alles, einschließlich des Fischerdorfes, zu erhalten, was auf uns gekommen ist — Kloster, Dorf und seine durch Karl VII. auf älteren Festungswerken angelegten Befestigungen —, das ist das in hohem Grade zu begrüßende Ziel der „Gesellschaft der Freunde des Mont Saint-Michel“. Ihr ist ein kostbarer Besitz anvertraut, dessen Wert die französische Kammer durch ihre Beschlüsse gewürdigt hat. Ob es wohl auch einmal dazu kommen wird, Berg und Kirche durch ihre alte mittelalterliche Spitze und den heiligen Michael wieder zu krönen? —

nahme, die sie zur Beheizung von Kirchen und Versammlungsräumen gefunden hat, erklärt.

Viele Gegner hat sich die Gasheizung durch das Entstehen mancher in gesundheitlicher Beziehung minderwertiger Anlagen geschaffen, die auch Gasvergiftungen zur Folge hatten. Vor einem Jahrzehnt kam es weiter noch häufig vor, daß die Heizöfen ohne Abzugsrohr ausgeführt wurden, sodaß die gesamten verbrannten Gase in das Zimmer traten. Hiermit war natürlich eine erhebliche Güteverminderung der Luft verbunden, da in den Abgasen die gefährlichen Kohlenoxydgase enthalten sind, und außerdem eine beträchtliche Zufuhr von Wasser-

genügenden Auftrieb ein Verlöschen der Flamme erfolgt. Da bei ungünstigem Winde die Flamme im Ofen ungünstig beeinflusst wird, empfiehlt es sich, das Abzugsrohr nicht zu nahe über dem Dach ausmünden zu lassen, selbst auf die Gefahr hin, ein unschönes Bild zu bekommen. Um solche durch atmosphärische Einflüsse hervorgerufene Störungen unschädlich zu machen, und um bei lebhaftem Winde zu starken Zug und damit Verminderung der Heizwirkung zu verhüten, sieht man jetzt bei den besseren Ofenkonstruktionen eine sogen. Zugunterbrechung vor. Diese ist so ausgebildet, daß erwärmte Luft nicht angesaugt werden kann; die Wirkungsweise der Unter-

brechung ist in den Abbildungen 1—4 näher erläutert.

Da bei vollkommener Verbrennung von 1 cbm Gas etwa 0,5 l Wasserdampf entsteht, so pflegt man an dem tiefsten Punkte eines jeden Abzugsrohres für Ableitung des sich ansammelnden Wassers zu sorgen. Bei Verlegung der Rohre ist weiter zu beachten, daß die in den Abgasen enthaltenen Wassermengen nicht durch die Muffen treten und die Wände durchfeuchten. Die Frage, ob die Öfen mit leuchtender oder mit nicht leuchtender Flamme brennen sollen, hat sich in Deutschland fast allgemein zu Gunsten der leuchtenden entschieden; in England hingegen werden überwiegend Öfen mit nicht

Schutzvorrichtung zur Beseitigung der Einwirkung des Schornsteinzuges auf den Gasofen

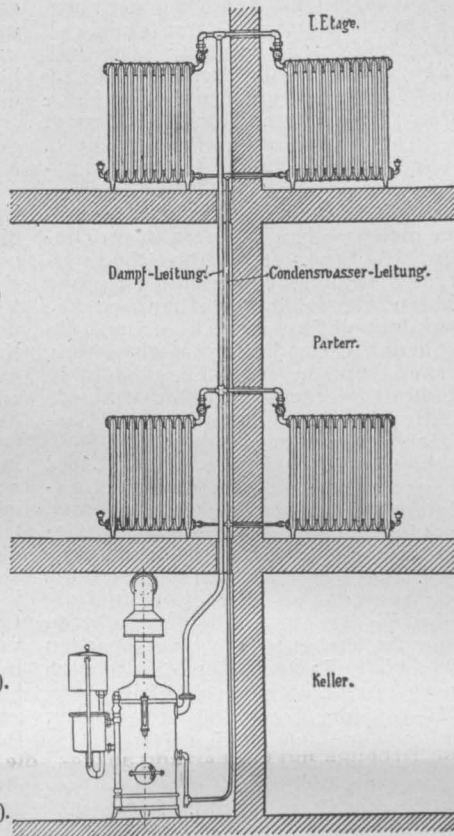
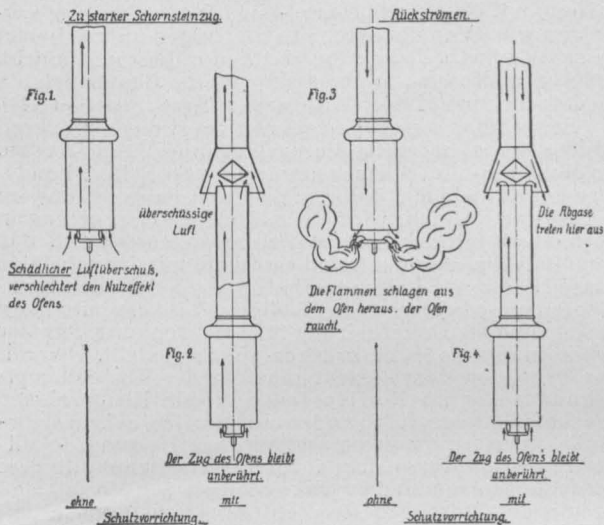
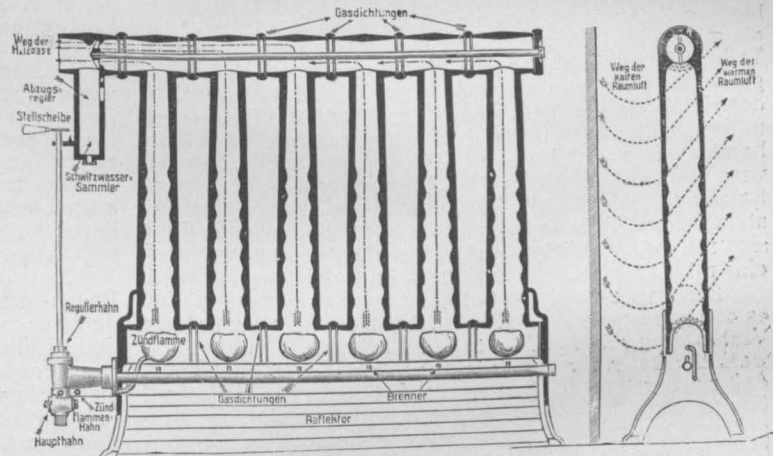
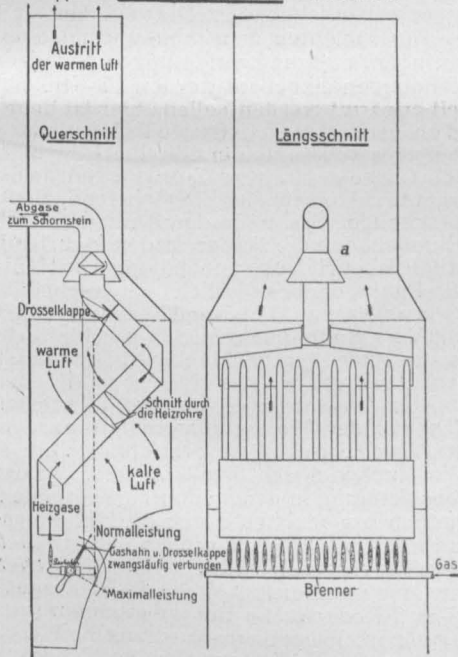


Abbildung 7 (rechts oben).

Abbildung 5 (links).

Abbildung 6 (rechts unten).

Gruppe 2 Gas-Warmluft-Ofen Prof. Junkers



dampf zu verzeichnen ist. Heute geht man diesen Unannehmlichkeiten dadurch aus dem Wege, daß man stets Abzüge, mit Vorliebe aus Tonröhren hergestellt, vorsieht. Diese erhalten zweckmäßig innen kreisrunden, außen jedoch rechteckigen Querschnitt, damit man sie besser dem Mauerverband anpassen kann. Auch nach Einbau der Abzugsröhren treten noch mitunter Unglücksfälle durch Gasvergiftungen bei nicht richtiger Bemessung des Ableitungsrohres ein, sodaß man auch weiterhin diesem Punkte der Gasheizung Aufmerksamkeit zuwenden muß. Als unbedenklich richtig arbeitend haben sich Anlagen erwiesen, bei denen das Abzugsrohr den 20fachen Querschnitt vom Gaszuleitungsrohr erhält. Mit diesen Werten ergibt sich nebenstehende Zusammenstellung.

Um eine zu starke Abkühlung der Abgase zu vermeiden, empfiehlt es sich stets, die Abzugsrohre in die Innenwände zu legen. Durch die Anordnung in den Außenwänden könnte der Fall eintreten, daß durch nicht mehr

leuchtender Flamme ausgeführt. Um bei erloschener Flamme ein Ausströmen unverbrannter Gase zu verhindern, hat man sogen. Gas-Selbstschließer konstruiert, die nur solange das Gas zum Brenner fließen lassen, als eine

Stündlicher Gas-Verbrauch in cbm	Weite des Gasrohres Durchmesser			Weite d. Abzugsrohres	
	Zoll	mm	Querschnitt qmm	Querschn. qcm	Durchm. cm
0,2	3/8	10	78	14	5
0,6	1/2	13	133	27	6
1,2	5/8	16	201	40	8
2,0	3/4	20	314	63	9
3,8	1	25	491	98	12
7,5	1 1/4	32	804	161	15
12,0	1 1/2	40	1 257	251	17
27,0	2	50	1 963	393	22

Entzündung stattfindet. Sobald die Flamme aus irgend einem Grunde erlischt, wird selbsttätig die Leitung geschlossen, sodaß kein Gas ausströmen kann. Neuerdings baut man derartige Sicherheitsverschlüsse in Verbindung mit Wärmeregler, die, neben Absperrung der Leitung bei erloschener Flamme, bei im Betrieb befindlichen Öfen die Gaszufuhr derart regeln, daß eine bestimmte festgesetzte Zimmertemperatur nicht überschritten wird.

Als Heizöfen hat der sogen. Reflektor-Ofen die meiste Verbreitung gefunden, der auch in künstlerischer Beziehung manche recht wirkungsvolle Lösung gefunden hat. Diese Öfen haben für den Architekten den Vorteil, daß er sie der Innenarchitektur eines Raumes in der Form von Kaminen recht leicht anpassen kann, ohne daß eine Güteverminderung des Ofens in heiztechnischer und wirtschaftlicher Beziehung zu befürchten ist. Die im Leuchtgas enthaltene Wärme-Energie wird in einer Höhe von 80 bis 90% in ihnen ausgenützt. Abbildung 5 zeigt einen Reflektor-Gasofen neuester Konstruktion im Schnitt, der die Forderungen erfüllt, die an einen Gasofen in gesundheitlicher Beziehung zu stellen sind. In dem Ofen ist dafür gesorgt, daß die Luftmengen nur mäßig erwärmt werden, wodurch eine gleichmäßige Temperatur im Zimmer erreicht und ein Ansengen von Staubteilchen verhindert wird. Außerdem sind keine fallenden Züge und auch keine wagrechten Heizflächen vorhanden; die Flächen sind so angeordnet, daß auf ihnen kein Staub ablagern kann. Bei a ist in den Abzug die Zugunterbrechung eingebaut. Die Drosselklappe im Abgaskanal steht in zwangsläufiger Verbindung mit dem Gashahn, wodurch für das richtige Verhältnis zwischen Luftzufuhr und Gasverbrauch bei allen Hahnstellungen gesorgt ist.

Neben den Reflektoröfen finden jetzt die seit 1904 vom Eisenwerk G. Meurer eingeführten Element-Gasheizöfen nach Abbildung 6 zunehmende Verbreitung. Sie sind der Absicht entsprungen, die Vorteile der Radiatoren der Dampf- und der Wasserheizung auf die Gasheizung zu übertragen. Bei diesen Elementöfen sind die leichte Zugänglichkeit, die bequeme Reinigung und die Uebersicht aller Teile bei der unvermeidlich höheren Flächentemperatur hervorzuheben; auch beanspruchen sie nicht mehr Platz als die Reflektor-Öfen. Sie werden ganz aus Gußeisen hergestellt und haben ebenfalls einen Wirkungsgrad von 80–90% der Brennstoff-Ausnutzung.

Durch die Drosselung der aufsteigenden Heizgase im oberen Teil des Ofens wird erreicht, daß der Heizkörper bei geringerer Belastung als Vollbrand in seiner Ausnutzung nur verhältnismäßig wenig sinkt. So beträgt der Wirkungsgrad für $\frac{1}{4}$ Belastung noch etwa 70%. Um dem Umstand Rechnung zu tragen, daß Gasheizöfen meist längere Zeit mit geringerer Belastung gebrannt werden als mit voller Belastung, wird bei diesem Ofen auch eine Teilung in zwei unabhängig mit Gas gespeiste Teile ausgeführt, von denen der eine etwa $\frac{1}{3}$ und der andere $\frac{2}{3}$ der Heizkraft des gesamten Ofens besitzt. Äußerlich unterscheidet er sich von dem normalen durch das Vorhandensein von 2 Hähnen. Für schwache Belastungen wird nur der kleinere Teil des Ofens gebrannt, für höhere Belastung der größere Teil, und für stärkste Belastung stehen beide Teile in Betrieb. Es kann also jeder Teil für sich mit vollem Wirkungsgrad benutzt werden, wodurch eine nicht unerhebliche Ersparnis im Betrieb erzielt wird.

Bei Besprechung der Öfen ist noch zu bemerken, daß es dringend geboten erscheint, den Gasofen stets in feste Verbindung mit der Zuleitung zu bringen. Bei der Auswahl der Öfen für die einzelnen Räume ist zu wünschen, daß noch mehr als bisher die Größenbestimmung auf Grund einer Wärmeverlust-Berechnung erfolgt, um Mißgriffe zu vermeiden. Bisher werden sie noch häufig einfach nach dem Kubikinhalte des Raumes lediglich mit dem Unterschiede bestimmt, ob dieser geschützt oder ungeschützt liegt.

Seit einigen Jahren werden Gasheizkörper in Form von Glühkörpern aus tellerförmigem Asbestschirm in den Handel gebracht. Sie können ohne weiteres auf jeden Gasarm aufgesetzt werden und sollen jede andere Heiz-

Einrichtung vollständig ersetzen. Derartige primitive Konstruktionen, deren Verbreitung übrigens in starker Abnahme begriffen ist, bei denen die Verbrennungsgase im Zimmer bleiben und sich mit der einzuatmenden Luft mischen, sind nur imstande, die sich sonst in soliden Bahnen bewegende Entwicklung der Heizgasindustrie zu hemmen.

Da es schwer hält, die in weiten Kreisen bestehenden und wegen gelegentlicher Unglücksfälle wohl auch nicht ganz unberechtigten Bedenken gegen die Gasheizung zu zerstreuen und die neben den rein wirtschaftlichen Gründen einer Einführung der Gasheizung als Dauerheizung entgegenstehen, haben die Gasfachleute in letzter Zeit ihre Aufmerksamkeit der sogen. mittelbaren Gasheizung zugewendet, mit der man gewisse Vorzüge der Gasheizung mit denen der Dampf- und Wasserheizung vereinigen will. Von den letzteren Heizungen unterscheidet sie sich dadurch, daß der bei der Zentralheizung übliche gußeiserne Kessel durch einen mittels Gas beheizten Niederdruckdampf- oder Warmwasser-Erzeuger ersetzt ist.

Ausgeführt wurde eine derartige Anlage größeren Umfanges vor kurzem für die ausgedehnten Baulichkeiten, für die Wohn- und Wirtschaftsräume von Schloß Landsberg bei Kettwig a. d. Ruhr. Als Uebergangsheizung im Herbst und Frühjahr wird die mittelbare Gasheizung in Verbindung mit der Zentralheizung so ausgeführt, daß unter Beibehaltung des Koksessels ein mit Gas beheiztes Kesselchen in die Leitung vom Koksessel zu den Heizkörpern eingebaut wird. In Abbildung 7 ist die mittelbare Gasheizung als Dauerheizung für eine Wohnung von vier Zimmern mittels Niederdruckdampf dargestellt. Den mit Gas beheizten Kessel stellt man bei der Etagedampfheizung außer im Korridor oder in der Kleiderablage zweckmäßig in der Küche oder auch im Bad auf. In Mehrfamilienhäusern mit gemeinschaftlicher Heizung, in Villen würde das Kesselchen im Keller aufgestellt finden. Derartige Anlagen haben unzweifelhaft den Vorteil, daß sie mit den Vorzügen der Zentralheizung den Notfall jeglichen Brennstoff- und Aschentransportes und jeglicher Lagerung in den Räumen sowie einfachste Bedienung verbinden. Da die Kesselchen weiter mit allen Sicherheitsvorkehrungen gegen jegliche Unfälle versehen sind, ist es nun an den Gasfachleuten, dem Publikum die Ueberzeugung beizubringen, daß die Einrichtungen ohne jede Bedenken in Wohnungen eingebaut werden können.

Wird durch die Tatsachen gelehrt, daß der Betrieb solcher Heizungen ebenso wenig zu Gefahren Anlaß gibt, wie der der Zentralheizung, so könnte die mittelbare Gasheizung, wenn noch die Gaskostenfrage zur Zufriedenheit gelöst ist, unter anderem berufen sein, der Etageheizung mehr Verbreitung zu schaffen. Es wäre damit unzweifelhaft der Vorteil verbunden, daß die Mieter in den Mehrfamilienhäusern bezüglich der Heizung unabhängig vom Hauswirts werden, ein Punkt, der bekanntlich heute recht häufig zu Streitigkeiten zwischen Mieter und Vermieter führt. Da außerdem die Verwendung des Leuchtgases für Kochzwecke in unbestrittener starker Zunahme begriffen ist, würden in einem Haushalt, wo das Heizen und Kochen ausschließlich mittels Gas durchgeführt wird, alle festen Brennmaterialien aus der Wohnung verbannt werden, was als ein gewaltiger Fortschritt zu bezeichnen wäre.

Es würde dies auch vielleicht der Weg sein, um der Rauch- und Rußbelästigung in den Städten beizukommen, da diese bekanntlich am meisten durch die Wohnungsfeuerstellen und weniger durch die großen industriellen Feuerungsanlagen hervorgerufen wird. Den städtischen Gaswerken kann eine vermehrte Abgabe ihres Erzeugnisses für Heiz- und Kochzwecke nur willkommen sein, da dadurch eine gleichmäßigere Beanspruchung der Werke erzielt wird, und überdies die Gasanstalten bei Erfüllung ihres eigentlichen Zweckes, der Lichtversorgung, seit Einführung der Lampen mit geringem Stromverbrauch immer mehr unter dem Wettbewerb der Elektrizitätswerke zu leiden haben. Kräftig zu fördern suchen die Gasanstalten diese Entwicklung ihrer Absatzmöglichkeiten durch Einführung günstiger Tarife für Heiz- und Kochzwecke. — (Schluß folgt.)

Wettbewerbe.

Ein Wettbewerb betr. Entwürfe für einen Friedhof und eine Friedhofkapelle in Mahlsdorf bei Berlin wird vom Gemeindevorsteher für in Deutschland ansässige reichsdeutsche Architekten und Gartenkünstler zum 1. Juni 1912 erlassen. Ueber 3 Preise von 1200, 700 und 300 M. und über Ankäufe für 300 M. entscheidet ein Preisgericht, dem u. a. angehören die Hrn. Gartenbaudir. Brodersen in Berlin, Reg.-Bmstr. a. D. Schulz in Niederschönhausen, Arch. Gottheiner in Waidmannslust und Reg.-Bmstr. a. D. Fenten in Pankow. Ersatzleute sind die Hrn. Reg.-Bmstr.

a. D. Büring in Weißensee und Gartenbaudir. F. Zahn in Steglitz. Ueber die Ausführung ist freie Entscheidung vorbehalten. Unterlagen gegen 3 M., die zurück erstattet werden, durch die Kasse der Gemeinde Mahlsdorf. —

Inhalt: Der engere Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für den Neubau des königlichen Opernhauses zu Berlin. (Schluß.) „Le Mont Saint-Michel“. (Schluß.) — Die Beheizung der Wohn- und Geschäftsräume mittels Leuchtgas und elektrischer Energie. — Wettbewerbe. —

Hierzu eine Bildbeilage: Das Rats-Café in Bremen.

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin. Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin. Buchdruckerei Gustav Schenck Nachf. P. M. Weber in Berlin.

Tagesordnungen, Bekanntmachungen und Berichte.

Sächsischer Ingenieur- und Architekten-Verein. 171. Hauptversammlung am 9., 10. und 11. Dezember 1911 in Leipzig. Die Tagung begann mit einer Sitzung des Verwaltungsrates und einem Begrüßungsabend am Sonnabend, den 9. Dezember in den Sälen des Zentraltheaters. Am Sonntag früh fanden die Abteilungssitzungen in den vom Senat der Universität in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellten Hörsälen des Johanneums statt. Zu Vorsitzenden der Fachabteilungen wurden gewählt: für I. Hr. Brt. Neminar-Dresden, für II. Hr. Reg.- und Gew.-Rat Heine-Zwickau, für III. Hr. Finanz- und Baurat Schnabel-Bautzen und für IV. Hr. Bergrat Rößler-Oberschlema. In Fachabteilung I und II sprach Hr. Brt. Meyer, Vorstand des Maschinenamtes Dresden-Neustadt über „Zuggeschwindigkeiten“, wobei er deren Begriff und Messung erläuterte und die verschiedenen Mittel zur Erhöhung der Geschwindigkeit und die wirtschaftlichen Grenzen bei Lokomotiv- und elektrischem Betrieb einer eingehenden Besprechung unterzog. In Fachabteilung III sprach Hr. Arch. Liebig-Leipzig über „Reisestudien aus Ägypten und dem Orient“, den er während einer zweijährigen Studienreise als Sieger im Wettbewerb um den Sächsischen Staatspreis besucht und eifrig studiert hat. In Fachabteilung IV sprach Hr. Hüttdirektor a. D. Herter-Leipzig über das Thema „Aus der Zinkmetallurgie“.

Von der nach den Vorträgen stattgehabten Hauptversammlung, die von 191 Delegierten besucht war, ist Folgendes zu berichten: Seit dem Mai d. J. sind 12 Mitglieder gestorben, darunter die Ehrenmitglieder Betriebs-Ing. a. D. Fritzsche, Ing. Hager, Wirkl. Geh. Rat Dr. Ing. h. c. Köpcke, Exzellenz und Geh. Brt. a. D. Neumann. Da 12 Herren neu aufgenommen wurden, bleibt der Mitgliederbestand von 706 bestehen. Zum Vorsitzenden für die nächsten 2 Jahre wurde Hr. Ob-

Reg.-Rat Michael-Dresden, zum I. Stellvertreter des Vorsitzenden der bisherige Vorsitzende Geh. Bergrat Fischer und zum zweiten Stellvertreter und Vorsitzenden der Dresdener Wochenversammlungen Hr. Baurat Möllering, Vorstand des Elektrotechnischen Bureau der Staatseisenbahnen anstelle des satzungsgemäß ausscheidenden Hrn. Brt. Bähr gewählt. Die bisherigen Vorstandsmitglieder, Brt. Prof. Kühn, Finanz- und Baurat Sauppe, Ziv.-Ing. Stiasni und Bauamtmann Kunitz wurden wiedergewählt. Den Dank für die ausscheidenden Vorstandsmitglieder, insbesondere für Hrn. Geh. Baurat Homilius, sprach Hr. Geh. Brt. Wanckel aus. Die Berichterstattung über die letzte Verbands-Abgeordneten-Versammlung in Münster, auf der die Schaffung einer neuen Verbandszeitschrift beschlossen wurde, hatte Hr. Homilius übernommen. Hr. Ob.-Brt. Falian forderte in beredten Worten zur tatkräftigen Unterstützung der unter seinem Vorsitz im Jahr 1913 stattfindenden Internationalen Baufach-Ausstellung in Leipzig auf. — Am Montag wurden das Schiller-Gymnasium an der Fricke-Straße und der Neubau der Dresdener Bank besichtigt. — Ktz.

Architekten- und Ingenieur-Verein zu Hamburg. In der Versammlung am 1. Februar 1912 sprach Hr. Dir. Stein über den Bau und die Betriebseinrichtungen der Hamburger Hochbahn. Besondere technische Schwierigkeiten bot die Anlage des krummen Viaduktes am Rödtingsmarkt und am Baumwall. Die ungleichen Grundwasserverhältnisse in Hamburg bedingten eigenartige Konstruktionen der Tunnelsohlen und des Wasserablaufes. Für die Linienführung waren schon von Andreas Meyer und Gleim im Jahre 1898 Pläne ausgearbeitet worden. Ausgeführt wurde eine Ringlinie mit der Stammlinie Millernthor-Rathausmarkt. An die Ringlinie schließen sich drei Zweiglinien nach Eimsbüttel, Ohlsdorf und Hammerbrook an. In einigen Jahren wird als vierte Zweiglinie die Waldorferbahn angeschlossen und als Zukunftsperspektive eine zweite Stammlinie ins Auge gefaßt werden müssen. Die Gleisanlage einzelner Bahnhöfe ist jetzt schon so bemessen, daß einzelne Pendel- und Ringlinien angeschlossen werden können.

In technischer und architektonischer Beziehung interessant ist das Kraftwerk mit Betriebsbahnhof Barmbeck, das in der Nähe des zukünftigen Stadtparkes liegt. Die Dampfturbinen der A. E. G., gekuppelt mit Drehstrom-Dynamomaschinen, leisten dauernd 8000 Kilowatt. Der Strom wird nach den Unterwerken geleitet, mit Kaskadenumformern (von Siemens-Schuckert) in Gleichstrom umgeformt und mit Kabeln nach der Leitungsschiene geführt. Unter der letzteren gleitet der Stromabnehmer für die Züge. Ein elektrisches Blocksystem mit 6 Feldern ermöglicht eine 2 Minutenfolge der Züge bei einem Aufenthalt von nur 8 Sekunden.

Die Architektur für die Haltestellen stammen von den Architekten Raabe & Wöhlecke, Schaudt, Rambatz & Jolas, Jacobsen und Göbel. — Distel.

In der Versammlung am 24. Februar sprach Hr. Dipl.-Ing. Schulthess über eine Wanderung auf Teneriffa. Der Vortrag wurde durch sehr schöne, z. T. farbige photographische Lichtbilder unterstützt. Der Redner streifte zunächst kurz die Seefahrt mit ihren Herrlichkeiten und führte die Zuhörer dann nach Las Palmas und weiter nach Teneriffa. Er schilderte den ersten Eindruck, welchen das Eiland von Südwesten aus macht, als ziemlich öde und vegetationslos. Nach der Landung führt der Weg dann nach dem freundlichen Städtchen Santa Cruz, welches als Kohlenstation Bedeutung hat. Die Reise geht dann weiter ins Innere hinein und schließlich hinauf auf den fast 4000 m hohen berühmten Pic de Teneriffa, eine Reise, die, auf Mauleseln bewerkstelligt, sehr lohnend, doch zeitweise recht anstrengend gewesen ist. Zurück führte dann der Weg über die unendlich fruchtbare Nordseite der Insel mit ihrer üppigen tropischen Vegetation hinunter durch zackige Steilwände der wilden Bergformationen und die Bimssteinebenen der Cannadas zur meerumrandeten Steilküste über Icot nach Orotava. Redner zeigte im einzelnen dann noch manches Typische der Architektur, der Gebräuche und Sitten dieser Insel und ihrer Bewohner. Besonders schöne Bilder des Humboldtparkes und des Botanischen Gartens mit ihren Palmen- und Eucalyptus-Beständen beschloßen den überaus interessanten Vortrag. — Kalderach.

Münchener (Oberbayerischer) Architekten- und Ingenieur-Verein. Ueber den „Deutschen Hafenbau zu Larasch in Marokko“ sprach am 1. Februar d. Js. Kommerz.-Rat Wörner. Nach einem einleitenden Rückblick über die historische Entwicklung des Scherifen-Reiches und interessanter Schilderung von Land und

Leuten kam der Redner auf die jüngstzeitlichen Ereignisse und Verhältnisse zu sprechen, wie sie zunächst durch die Algecirasakte geschaffen wurden. Durch dieses Aktenstück war der Bau der Häfen von Tanger und Larasch den Deutschen, jener von Casablanca und Saphi den Franzosen zugewiesen worden. Bereits 1906 wurde hierauf von der Münchener Firma Sager & Wörner mit den Vorarbeiten begonnen, doch erst vier Jahre später konnte die Ausführung in Angriff genommen, die Arbeit jedoch so gefördert werden, daß mit einem Aufwand von 5 Millionen M. der Bau 1913 vollendet sein wird. Sehr interessant waren die Mitteilungen über die Bewältigung der von der Natur geschaffenen Hindernisse, wie starker Wogengang, Geschiebeablagerung des hier mündenden Flusses usw. Durch Ausbaggerung und eine 600 m lange Mole sei jedoch die freie Zufahrt von Schiffen bis mit 7 m Tiefgang gesichert. Der Redner gab dann Aufschlüsse über den sich rasch steigenden Ein- und Ausfuhrhandel und führte in trefflichen Lichtbildern die Stadt, ihre Umgebung, die Hafenbauten in den verschiedenen Fortschrittstadien, sowie in vorzüglichen Lageplänen die nächste, wie auch die mögliche künftige Ausgestaltung dieses wichtigen Handelsplatzes vor. Der Vortrag wurde durch die sehr zahlreichen Anwesenden höchst beifällig aufgenommen. —

In der Versammlung am 8. Februar d. J. führte Erwin v. Paska die Vereinsmitglieder nach der phäakischen Insel Korfu und zu deren Kaiserschloß Achilleion empor. Die geschichtlichen Schicksale der Heimat des Königs Alkinoos und seiner reizenden Tochter Nausikaa bis herab zur Neuzeit entwickelnd, lud er dann zur Wanderung durch das herrliche Eiland ein. Eine überaus reiche Anzahl von Lichtbildern ergänzte hierbei das schildernde Wort. Man durchstreifte da die engen Straßen der Stadt Korfu mit ihren schönen Frauen und stattlichen Männern in der malerischen Tracht, sah die kleine vorgelagerte Insel mit dem Frauenklösterchen, die für das versteinerte Schiff des Odysseus ausgegebene, sowie jene, die A. Böcklin zu seiner „Toteninsel“ als Modell gedient haben könnte, obwohl er Korfu nie geschaut. Durch Weinberge und Olivenhaine, an Palmengruppen vorbei ging es nun hinan zur Höhe, auf der das Kaiserschloß Achilleion inmitten weiter Parkanlagen mit wunderbarer Vegetation thront. Das Schloß selbst ist trotz seiner großen Baukosten im Äußeren von keineswegs bedeutendem Eindruck, desto herrlicher aber sind seine Lage und der Ausblick über Land und Meer. Der von poetischem Empfinden durchsonnte Vortrag fand allgemeinen Beifall. —

K-r.

Architekten- und Ingenieur-Verein zu Frankfurt a. M. Versammlung vom 29. Januar 1912. Der Vorsitzende teilt mit, daß das ehemalige Mitglied Hr. Prof. Bluntschli in Zürich und das Mitglied Hr. Mack in Frankfurt den 70. und 80. Geburtstag feiern und daß der Verein sie herzlich dazu beglückwünsche. Sodann hielt Hr. Ing. Franz Moldenhauer unter Vorführung zahlreicher selbst aufgenommener Lichtbilder einen Vortrag über „Römerbauten an der österreichischen Adria“. Der Vortragende begann mit der zur Römerzeit wichtigen Handelsstadt Aquileja nahe der Adria am Triester Meerbusen, welche 452 n. Chr. von Attila zerstört wurde, nachdem der römische Kaiser Augustus sie in seiner ersten Regierungszeit gegründet hatte. Wo jetzt der Dom steht, war die Stelle des alten Kapitols, dessen bei der Ausgrabung gewonnene Schätze an Gold, Edelsteinen, Waffen, Münzen und keramischen Waren, aber auch an wertvollsten plastischen Kunstwerken im Museum daselbst geborgen sind. Späterer Zeit entstammen Erzeugnisse der aquilejischen Glas-Industrie. Die Arena ist dieser Stadt bedeutendstes, im Bilde gezeigtes Bauwerk. Redner ging dann über zur Schilderung der Stadt Pola an der Südspitze der istrischen Halbinsel. Ihre Freilegung erfolgte 1815 durch Engländer, die sie in einem berühmten Werk darstellten, aus dem Redner interessante Mitteilungen macht. Neueste Ausgrabungen sind dem österreichischen Prof. Gnirf zu verdanken. Die bedeutendsten, im Bilde vorgeführten Bauwerke, welche teilweise aus der Gründungszeit der Stadt um 200 v. Chr. stammen, sind das Amphitheater und der Triumphbogen mit Tempel korinthischen Stils. Besterhaltene antike Tore sind Porta aurea und Porta Gemina. Bei ihren Ausgrabungen wirkte erfolgreich im 16. Jahrhundert Palladio. Außer ihnen wurde im Bilde das Bühnengebäude unter Mitteilung der Grundrisse und der Front vorgeführt samt seinem großartigen Portikus. Ein weiteres Bild veranschaulicht die Insel-Gruppe Brioni im kroatisch-dalmatinischen Archipel des Adriatischen Meeres samt den Ruinen des Aesculap-Tempels, davor die benachbarten Festungswälle von

Pola. Es folgte Salona, das alte Amphissa, eine Stadt von über 5000 Einwohnern mit festen Mauern. Die Blütezeit fällt unter die Regierung Diocletians, dessen hochbedeutende Bauwerke viele Bilder zur Anschauung brachten. Das imposanteste derselben ist die große Front am Meeresufer. Dem schlossen sich Ausführungen an über die dalmatinische Hafenstadt Spalato. Ihre Darstellung und Beschreibung enthält ein in England 1764 herausgegebenes Werk. Das hervorragendste Gebäude der gemischt antiken und mittelalterlichen Stadt ist der in quadratischem Grundriß aufgeführte, bis zum Meer reichende Diocletian-Palast. Einem mit Sphinxengeschmückte Kolonnade sowie ein Prachtportal zeichnen schöne Verhältnisse und Skulpturen aus. Höchst bemerkenswert ist der von Diocletian als Jupiter-Tempel erbaute Dom. Hoch überragt wird der Palast durch einen gewaltigen Romanischen Turm in schlankem Aufbau. Die Palast-Front am Meer und zahlreiche Einzelheiten derselben, antike wie mittelalterliche, boten hohes Interesse. Die Schilderung der späteren Stadtschicksale zeigte, wie schwer und verlustreich die Stadt durch fanatische religiöse Kämpfe zu leiden gehabt hat. Heute ist sie eine blühende Handelsstadt mit fast 16 000 Einwohnern. Der sehr lehrreiche Vortrag wurde mit großem Beifall aufgenommen. —

Gerstner.

Verein für deutsches Kunstgewerbe. In der Februarsitzung sprach Hr. Architekt Heinrich Straumer über „Kunst und Tradition“. Der Redner schilderte in lebhaften Farben die Anfänge der neuzeitlichen Kunstbewegung und erläuterte, wie das Zeitalter der Technik andere Bedingungen für die künstlerische Arbeit gebracht habe, indem er etwa folgendes ausführte: „Wir empfinden heute nicht mehr nur als schön einen griechischen Tempel oder ein gehaltvolles Gemälde, sondern wir empfinden ebenso die dämonische Schönheit der Maschine, des rauchenden Dampfwagens, wie die Poesie des Fabrikssaales und der unermüdeten Arbeit. Auf der Basis einer gesunden Tradition, die besonders der Handwerkerstand für einen geschulten Nachwuchs bedürfe, habe Kunst und Kunstgewerbe bereits einen Ausdruck für diese neuen Schönheitsbegriffe gefunden. Leider aber mache sich neuerdings, im Gegensatz zu der anfänglichen Begeisterung, bei Künstlern und Publikum eine gewisse Ermüdung in Verfolgung der neuen, eine hohe Sittlichkeit in sich tragenden Kunstprinzipien geltend.“

Er müsse gegen das skrupellose Kopieren alter Stile protestieren. „Die alten Stile waren gut, aber ihre bloße Wiederholung wirkt tödlich“. Es sei zu bedauern, wenn vor moderne Kaufhäuser und Bürogebäude alte Tempel- oder Palastfassaden gestellt würden, die nur des Stiles wegen die Räume des Lichtes beraubten. Es sei nicht zu billigen, unseren einfachen Bürgerhäusern den Stempel feudaler Herrenhäuser aufzuprägen. Es passe nicht zu den nervenaufreibenden Berufskämpfe stehenden modernen Menschen, die Räume im Charakter der harmlosen Biedermeierzeit einzurichten. Der Redner schloß seine mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Ausführungen, indem er aussprach: Die neuzeitliche Strömung, die so viel Gesundes in Kunst und Handwerk hervorgebracht habe, dürfe nicht wieder unterbunden werden. Der Vortrag wurde durch zahlreiche Lichtbilder erläutert und veranlaßte eine lebhaft Aussprache, zu welcher der Ausschuß für Architektur und Kunstgewerbe zu seinem Fachabend besonders eingeladen hatte. Unter den Rednern erwähnen wir Stadtbaumeister Jautschus, Arch. Leo Nachtlcht, P. Westheim, Brt. Wolfenstein und Brt. Habicht. Arch. K. R. Henker, der Vorsitzende des Fachausschusses, sprach ein Schlußwort. —

Architekten- und Ingenieur-Verein Wiesbaden. Der Verein hielt am 28. Februar 1912 seine zweite diesjährige Hauptversammlung ab. Vor Eintritt in die Tagesordnung widmete der Vorsitzende, Hr. Dr.-Ing. Hercher, dem verstorbenen Mitglied, Hrn. Otte, einen Nachruf, dann wurden einige Ausschüsse neu gebildet. Es folgte danach die Ernennung des in Biebrich a. Rh. ansässig gewordenen Geh. Brts. Prof. Dr. Paul Wallot zum Ehrenmitglied des Vereins, dann ein Bericht über das Ergebnis des vom Verein veranstalteten Wettbewerbes zur Erlangung von Entwürfen zweier Wohnhäuser in Biebrich a. Rh. Das Vereinsmitglied von Heemskerck ist aus diesem als Sieger hervorgegangen. Eine kurze Erörterung knüpfte sich an die Eingabe des Wiesbadener Hausfrauenbundes und mehrerer Dienstboten- und Fürsorge-Vereine: Der Architekten- und Ingenieur-Verein möge dahin wirken, daß die Schlafräume der Dienstboten bei Neubauten nicht im Dachgeschloß, wo ihre Bewohner den größten sittlichen Gefahren ausgesetzt sind, sondern

in den Etagenwohnungen mit untergebracht werden möchten. Diese Einrichtung, die in Berlin und vielen anderen Teilen Deutschlands gang und gäbe ist, begegnet hier in Wiesbaden noch manchen Schwierigkeiten und Vorurteilen. Umsomehr erachtet es der Architekten- und Ingenieur-Verein Wiesbaden für seine Pflicht, bei Neu- und Umbauten auf eine immer weitere Einführung dieser moralisch und sozial wünschenswerten Maßregel hinzuwirken, wo irgend es sich ohne wesentliche wirtschaftliche Nachteile erzielen läßt.

Das Hauptthema des Abends bildete ein Vortrag des Hrn. Dipl.-Ing. Rüdth, Oberingenieur der Firma Dyckerhoff & Widmann A.-G., Biebrich, über „Die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand des Massivbrückenbaues“. An der Hand zahlreicher Lichtbilder schilderte der Vortragende von den ersten Ursprüngen des Steinbrückenbaues der Ägypter und Griechen, den Stein-Balkenbrücken, ausgehend, die Entwicklung des Gewölbebaues bei den Etruskern und vor allem den Römern, der dort bereits eine hohe Stufe erreichte. Er zeigte weiter, wie erst wieder im 12. Jahrhundert an die römischen Vorbilder angeknüpft wurde und wie nach einer Blütezeit der Brückenbaukunst in Frankreich während des 17. und 18. Jahrhunderts es der neuesten Zeit vorbehalten blieb, den Massivbrückenbau im Wettbewerb mit dem im 19. Jahrhundert aufgekommenen Eisenbrückenbau durch Erzielung großer Spannweiten, Verringerung des Pfeilverhältnisses und der Scheitelhöhe, infolge neuer Materialien (Zement, Beton und Eisenbeton), Vervollkommenung des Gründungsverfahrens, Einführung von Gelenken usw. zu immer höherer Entwicklung zu bringen, bei der auch in ästhetischer Hinsicht eine glückliche Anpassung an das Landschaftsbild erstrebt und erreicht wird. —

Verein für Eisenbahnkunde zu Berlin. Am 12. März hielt Hr. Lamp einen durch zahlreiche Lichtbilder erläuterten Vortrag über die Erweiterung der Bahnanlagen der Pennsylvania-Eisenbahn in Groß-New York.* Der Beschreibung der jetzt zum größten Teil fertig gestellten Bahnanlagen schickte der Vortragende eine Schilderung der eigenartigen, durch die geographische Lage der Stadt bedingten Eisenbahnverhältnisse von Groß-New York voraus. Mit Ausnahme zweier Bahngesellschaften, die den Grand Central-Bahnhof bei der 42. Straße benutzen (s. No. 17 ff.), besaß bisher keine der übrigen Gesellschaften einen Endbahnhof im eigentlichen New York auf der Halbinsel Manhattan. Seit langer Zeit war es deshalb schon der Wunsch vieler Bahngesellschaften, ihre Linien nach der vom Nord- (Hudson) und dem Ostfluß umgebenen Insel vorzustrücken. Von den mannigfachen zu diesem Zweck aufgestellten Plänen ist am bekanntesten der Ende des vorigen Jahrhunderts viel erörterte Plan der North River Bridge Co., die den Nordfluß mittels einer von dem berühmten Brückenbauer Dr.-Ing. Lindenthal entworfenen versteiften, in ihrer Hauptöffnung 935 m weiten Hängebrücke überspannen wollte. Diese Brücke sollte sowohl dem Eisenbahn- als auch dem Straßenverkehr dienen und die auf der Westseite des Hudson endenden Bahnen mit einem Gemeinschafts-Bahnhof für alle nach dem Westen und Norden ausgehenden Bahnlinien in der Nähe des Madison Square verbinden. Nachdem die Ausführung dieses Entwurfes daran gescheitert war, daß keine der beteiligten Eisenbahn-Gesellschaften außer der Pennsylvania-Eisenbahn glaubte, den auf sie entfallenden Kostenanteil aufbringen zu können, entschlossen sich die maßgebenden Kreise der Pennsylvania-Eisenbahn, gemeinschaftlich mit der Long-Island-Eisenbahn eine dem Personenzugverkehr dienende elektrisch zu betreibende Bahnlinie zwischen dem an der Strecke Philadelphia-Jersey-City gelegenen Bahnhof Harrison und der Long-Island-Linie—Long-Island-City-Jamaica herzustellen. Diese zum großen Teil unterirdisch geführte Bahn kreuzt sowohl den Hudson als den Ostfluß mittels Tunnel und durchschneidet die Insel Manhattan im Zuge der 32. Straße. An dieser Bahnstrecke zwischen der 7. und 10. Avenue liegt der neue große, zweckmäßige eingerichtete New Yorker Haupt-Personenbahnhof der Pennsylvania-Eisenbahn, der zurzeit täglich von etwa 200 Fernzügen nach dem Westen und 250 Vorortzügen nach der Insel Long-Island benutzt wird. Bei Harrison wurden ein Umsteige- und Lokomotivwechsel-Bahnhof und an dem anderen Endpunkt der neuen Bahn in Long-Island-City auf dem sogen. Sunnyside-Gelände große Abstellanlagen für den Hauptbahnhof hergestellt. Eingehend besprach der Redner die wohl einzig dastehenden Einrichtungen des Empfangsgebäudes des Hauptbahnhofes. Bei diesem Gebäude, dessen Grundfläche 2,5 mal so groß als die des Reichstageshauses in

*) Vergl. dazu die früheren Veröffentlichungen in der „Deutschen Bauzeitung“ Jahrg. 1910, S. 825 u. ff.

Berlin ist, wurde eine ziemlich strenge Trennung des Fern- und Vorort-Verkehres und auch der ankommenden und abfahrenden Reisenden durchgeführt. Später, wenn die im Bau befindliche New Yorker Verbindungsbahn, die den Sunnyside-Bahnhof und den Bahnhof East New York in Brooklyn durch je 2 Gleise mit Port Morris, einem Endpunkt des Bahnnetzes der New York-New Haven & Hartford-Eisenbahn verbindet und den Ostfluß beim Hell Gate mittels eines 5 km langen und 42 m hohen eisernen Viaduktes kreuzt, wird der neue Hauptbahnhof auch noch einen großen Durchgangs-Personenverkehr zwischen Pennsylvania und den Neu-England-Staaten aufnehmen. Eine erhebliche Verbesserung wird dann auch der Durchgangs-Güterverkehr zwischen diesen Bezirken erfahren, der sich jetzt auf einem 20 km langen Wasserweg durch den Ostfluß bewegt. Nach Fertigstellung der Verbindungsbahn kann dieser Verkehr auf die Güterzugstrecke der Long-Island-Bahn zwischen East New York und Bayridge überführt werden, wodurch die jetzt zeitraubende Wasserbeförderung der Güterwagen auf die nur 5 km lange Strecke zwischen dem Kaibahnhof Bayridge in Brooklyn und dem neuangelegten Verschiebe- und Umschlags-Bahnhof der Pennsylvania-Eisenbahn in Greenville beschränkt wird. Die Gesamtkosten dieser Bauausführungen einschließlich der Elektrisierung und Verbesserung verschiedener vorhandenen Strecken in New Jersey und auf der Insel Long-Island betragen etwa 670 Millionen M.

Zum Schluß gedachte der Redner des verstorbenen Präsidenten der Pennsylvaniabahn-Gesellschaft A. I. Cassatt, der ein hervorragender Ingenieur, zugleich aber auch ein ausgezeichnete Verwaltungs- und Finanzmann war, dessen tatkräftigen Bemühungen und umsichtigen Weitblick das großartige Unternehmen seine Entstehung und seine schnelle Durchführung verdankt. —

Vereinigung Berliner Architekten. Mitglieder-Versammlung vom 15. Februar. Vorsitzender: Hr. Wolfenstein. Anwesend 43 Mitglieder der „Vereinigung“ bzw. der Ortsgruppe Berlin des „Bundes Deutscher Architekten“ auf besondere Einladung. Unter Vorführung zahlreicher ausgezeichneter Lichtbilder hielt Hr. Dr. Albert Giesecke einen fesselnden Vortrag über Piranesi. Redner entwarf ein lichtvolles Bild von den persönlichen Eigenschaften und dem künstlerischen Werdegang des alten italienischen Meisters, den seine Zeitgenossen als einen ausgezeichneten Graveur und Stecher schätzten, während in der Literatur von seinem großen architektonischen Talent weniger die Rede ist. Wenngleich Piranesi wenig gebaut habe, so müsse man ihn doch als einen der größten römischen Architekten bezeichnen. Die vorgeführten Lichtbilder rechtfertigten diese Behauptung voll auf. An den mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag schloß sich eine Aussprache, an der sich besonders die Hrn. Ebbardt, Albert Hofmann und Wolfenstein beteiligten. In den Wahlausschuß zur Vorbereitung der Vorstandswahlen wurden die Hrn. Boethke, Gross, Sickel, Straumer und Wellmann gewählt, zu Kassenprüfern bestimmte die Versammlung die Hrn. Michel und Wellmann. —

—a.

Architekten-Verein zu Berlin. Versammlung am 5. Februar. Vorsitzender: Hr. de Thierry.

An diesem Abend hielt Hr. R. Koss aus Münster i. W. einen den Abend füllenden, außerordentlich interessanten Vortrag über eine neue, von ihm erfundene Schlepp-Methode für Kanalschiffe, die er als „Wasser-Eisenbahn“ bezeichnet, weil die Schlepper sich an einer auf dem Boden des Kanales liegenden, innerhalb gewisser Grenzen biegsamen und eigenartig befestigten Schiene anstelle der sonst üblichen Kette bewegen. Versuche, die mit einem kleinen Motorboot und einer im Dortmund-Ems-Kanal verlegten Versuchsstrecke mit Hilfe des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten stattfanden, haben ein sehr günstiges Ergebnis gehabt und berechnen zu den besten Hoffnungen. Die Ausführungen des Redners werden auch diejenigen, die vielleicht durch die zunächst gesucht erscheinende Benennung dem neuen System mißtrauisch gegenüber standen, überzeugt haben, daß es sich hier um einen gesunden, wohl durchdachten und ausbaufähigen Gedanken handelt.

Redner charakterisiert zunächst kurz die 3 bisher bestehenden Methoden der Fortbewegung: die treidelnde Uferlokomotive, den Schraubendampfer und die Kette. Die erste Methode ist in Deutschland auf Grund eines Wettbewerbes zuerst am Teltow-Kanal durch die Firma Siemens-Schuckert eingeführt worden. Sie besitzt gegenüber dem freifahrenden Schraubendampfer namentlich den Vorteil, daß die Zugkraft hier mittels Radreibung unmittelbar am festen Gleis ansetzen kann. Abgesehen von den hohen Kosten des

letzteren und namentlich auch der teuren und schwierigen Ueberbrückungen an allen Abzweigungen, Hafeneingängen usw. steht das schräg zum Ufer gerichtete Schleppseil, das am Ufer keinerlei höhere Anlagen duldet, einer Anwendung bei lebhaftem Verkehr im Wege. Der Schraubendampfer hat den Nachteil des geringeren Wirkungsgrades von höchstens 25 % und den des stärkeren Angriffes von Kanalsohle und -Wandung. Die Kette ist in Kanälen mit ihrem aufs Äußerste beschränkten Querprofil, da sie seitlich zu stark beweglich ist, sodaß in allen Krümmungen starke Profilerweiterungen erforderlich würden, nicht anwendbar. Sonst besitzt sie gegenüber dem Schraubendampfer den Vorteil, daß auch hier die Kraft an einem festen Strang ansetzt.

Koss ersetzt nun die Kette durch eine Schiene, die auf dem Grunde des Kanales lose hingestreckt, aber mit diesem ab und zu verankert ist. Die Schiene wird umfaßt von vier wagrechten Laufrollen, die an einem Gestänge des elektrisch angetriebenen Schleppbootes befestigt sind.

Gegen einander gepreßt umfassen sie die Schiene, die sie gleichzeitig etwa 0,5 m vom Boden hochheben, und veranlassen dann, durch den Motor in Drehung versetzt, eine Vorwärtsbewegung des Bootes an der Schiene. Werden die Rollen auseinander bewegt, so lassen sie die Schiene fallen, das Boot kann sich frei zur Seite bewegen. Das Boot erfordert höchstens 10 m Länge und 3 m Breite. Es kann entweder mit eigener Kraftquelle ausgerüstet sein oder erhält von einem über dem Kanal gespannten Speisedraht elektrischen Strom. Sinnreich ist die Befestigung der Schlepptrassen an dem Motorboot unter Zwischenschaltung einer scherenartigen Vorrichtung, die an dem Rollengestell derart eingreift, daß bei stärkerem Trossenzug die Rollen fester, bei geringerem loser an die Schiene angepreßt werden, sodaß also nie mehr Kraft aufgewendet wird, als in jedem Augenblick erforderlich ist. Außerdem ermöglicht diese Anordnung ein stoßfreies Anziehen.

Wichtig ist, daß man die gesamten Betriebs-Einrichtungen, die sich in einem durch den Boden des Motorbootes gehenden, unten offenen Blechschacht befinden, leicht hochheben, also im Trockenen nachsehen kann. Ebenso ist die Verankerung der Schienen so bewirkt, daß man die Schiene streckenweise bis über Wasser heben kann. Sie gewährt also der Schiene im senkrechten Sinne viel Bewegungsfreiheit, während sie dieselbe im wagrechten Sinne möglichst fest hält. Das ist dadurch erreicht, daß die Schiene gelenkartig an einem langen Arm befestigt ist, der ebenfalls gelenkartig mit einem Anker verbunden ist. Für gewöhnlich liegt der Arm wagrecht über der Kanalsohle, die Schiene also unten. Als Schiene diente bei den Versuchen auf der 2,5 km langen Versuchsstrecke ein schwaches I-Profil No. 8 von nur 6 kg/m Gewicht.

Den Versuchen im Wasser gingen solche an Land voraus, wobei das Boot im Trockenen fest gelagert war und die bewegliche Schiene durch den Motor zwischen den Rollen hindurchgezogen wurde. Dann erst folgten die Versuche im Kanal selbst, bei denen auch die leichte Lösbarkeit des Motorbootes von der Schiene und das rasche Wiederaufgreifen der letzteren erprobt wurde.

Der Erfinder mißt seinem neuen System nun folgende Vorteile bei: günstige Verwertung der Kraft durch Angriff an fester Schiene, wie bei der Treidel-Lokomotive, aber Fortfall des hinderlichen schräg zum Ufer gerichteten Zugseiles; gegenüber dem Schraubendampfer günstigere Ausnutzung der Kraft und keine Schädigung des Kanal-Bettes. Das Schleppboot braucht dabei nur einen Motor von 40–50 PS., statt 120–150 PS. Nach den bisherigen Versuchsergebnissen glaubt Koss mit seinem System die Schleppkosten auf die Hälfte der bisherigen herabdrücken zu können, was er durch Vergleichsrechnungen nachzuweisen sucht. Neben dieser Annahme, die sicher erst in einem längeren Versuchsbetrieb, bei dem sich auch Betriebs- und Unterhaltungskosten genauer feststellen lassen, erweisen kann, berechnet Koss für die Schleppung auf den wichtigeren preussischen Kanalstrecken nach seinem System für einen Verkehr von 8 Mill. t und einem bisherigen Schleppkostenpreis von 0,18 Pf./tkm (nach den Jahresberichten der Westfälischen Transport-A.-G.) die Ersparnis auf 7,2 Mill. M. jährlich, was einem Kapital von 120–150 Mill. M. entsprechen würde. Bei Ausdehnung des Systemes auf alle preussischen Wasserstraßen berechnet er eine Kapital-Ersparnis bis zu 300 Mill. M.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Motorboote auch mit Schraube ausgerüstet werden sollen, um im Falle eines Schienenbruches oder bei anderen Vorkommnissen, die eine Fortbewegung an der Schiene nicht gestatten, nicht bewegungsunfähig zu sein.

Der Vortrag wurde von der stark besuchten Versammlung mit großem Beifall aufgenommen. —



DAS RATSCAFÉ IN
 BREMEN. * ARCHI-
 TEKT: RUDOLF JÄ-
 COBS IN BREMEN. *
 ANSICHT VON DER
 RATHAUSECKE. **
 DEUTSCHE
 BAUZEITUNG
 XLVI. JAHRGANG 1912
 * * * N^o. 33. * * *



[Raminsaal-Fensterpartie mit alten Fenstersäulen.

DEUTSCHE BAUZEITUNG

XLVI. JAHRGANG. N^o 33. BERLIN, DEN 24. APRIL 1912.

Das neue Rats-Café in Bremen.

Architekt: Rudolf Jacobs in Bremen.

Hierzu die mit No. 32 vorausgeschickte Bildbeilage, die Bildbeilage dieser Nummer, sowie die Abbildungen Seite 315, 316 und 317.



is in die zweite Hälfte des vorigen Jahrzehntes war der Markt- bzw. der Kaiser Wilhelm-Platz in Bremen an der Nordwestseite in seiner baulichen Harmonie durch eine Häusergruppe gestört, bei deren Errichtung weder auf das gegenüber liegende Rathaus noch auf den Einklang des hier sich darbietenden einzigartigen niedersächsischen Städtebildes Rücksicht genommen war. Die Disharmonie trat um so stärker hervor, je mehr durch die erfolgreiche und feinsinnige Arbeit Salzmann's, Ehrhardt's, Högg's und einer Reihe Anderer am Markt-Platz selbst, sowie in seinen benachbarten Straßenzügen das Straßenbild des alten Bremen zu erhalten oder wiederherzustellen versucht war. Daher beschloß die Bürgerschaft von Bremen im Jahre 1904, der Niederlegung der hier stehenden Häusergruppe und ihrem Ersatz durch eine harmonischere Gruppe näher zu treten und zu diesem Zweck einen Wettbewerb auszuschreiben. Die Aufgabe fand unerwarteten Anklang, sodaß die überraschende Zahl von 128 Entwürfen einliefen, unter welchen der des Hrn. Arch. Rudolf Jacobs in Bremen an erster Stelle siegte. Der Entwurf sah drei äußerlich getrennte Häuser

vor, in deren Erd- und Obergeschossen ein Café mit Bierausschank betrieben werden sollte. Für das Innere war in diesem Falle eine einheitliche Ausgestaltung gedacht. Als es nun an die Ausarbeitung der Einzelentwürfe ging, trat beim Senat das Bedenken auf, ob diese Bestimmung und Durchbildung der Räume vom künstlerischen Standpunkte aus als zulässig betrachtet werden könne. Da sich diesem Bedenken der „Architekten- und Ingenieur-Verein zu Bremen“ und der „Verein für niedersächsisches Volkstum“ angeschlossen hatten, so beschloß der Senat, über diese Frage die Hrn. Martin Haller aus Hamburg, Dr. Ludwig Hoffmann aus Berlin, sowie Franz Schwechten aus Charlottenburg zu hören. Diese sprachen aus, sie würden gleichfalls Bedenken haben, für die innere Anlage in mehreren Geschossen einen einheitlichen Betrieb bei drei verschiedenen Gebäuden im Äußeren zugrunde zu legen, wenn es sich allein um die Errichtung eines neuen Gebäudes handele. Da jedoch die Absicht dahin gehe, an dieser geschichtlich bedeutsamen, dem Rathause zunächst gelegenen Stelle im Äußeren und Inneren ältere Bauteile wieder zur Erscheinung zu bringen, so würde diese Rücksicht auf die unvergleichlich künstlerische Vergangenheit Bremens eine freiere Auffassung in der Behandlung der Aufgabe zulassen. Die Benutzung mehrerer Geschosse als Café würde

die Räume Jedermann zugänglich machen und es rechtfertigen, daß auch im Inneren ältere Bauteile zur Anschauung gebracht werden. Um diese alten Bauteile, wie Fenstergliederungen, Türen, Paneele, Decken usw. zu voller Wirkung kommen zu lassen, müßte die architektonische Behandlung des übrigen Teiles der Räume in bescheidenster Weise erfolgen. Auch im Äußeren müßten die alten Bauteile dadurch zur vollen Wirkung gebracht werden, daß die neueren Teile in bescheidenster Weise diesen untergeordnet werden. Diese Erwägung sollte sich hauptsächlich auch auf die Gestaltung des sehr großen Erkers an der Ecke des Marktplatzes beziehen. Es wurde ausgesprochen, daß aus der gemeinsamen Tätigkeit des Verfassers des mit dem I. Preis ausgezeichneten Entwurfes und der Direktion des Gewerbe-

Museums ein überaus interessantes und künstlerisch wertvolles Bauwerk entstehen könne. Die darauf unter Zuziehung des Direktors Högg des Gewerbe-Museums mit dem Architekten Jacobs geführten Verhandlungen und eine Untersuchung der in Bremen vorhandenen, zur Wiederverwendung am Kaiser Wilhelm-Platz geeigneten Bauteile haben ergeben, daß es ohne Schwierigkeiten und mit der Aussicht auf bestes Gelingen möglich erschien, vorhandene alte Bauteile beim Neubau außen und innen zu verwenden und dabei den Gesamteindruck des preisgekrönten Entwurfes beizubehalten. Der Senat trat daher dem Beschluß der Bürgerschaft bei, den Träger des I. Preises mit der Weiterbearbeitung zu betrauen. Zu welchem schönen Ergebnis diese geführt hat, zeigen die beistehenden Abbildungen. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Beheizung der Wohn- und Geschäftsräume mittels Leuchtgas und elektrischer Energie.

Von Dr. Rich. Schröder in Charlottenburg. (Schluß.)

Bei der jüngsten aller Heizeinrichtungen, der elektrischen Heizung, müssen zunächst einige allgemeine Begriffe erklärt werden. Die Einheit des elektrischen Stromes im Verkauf, sei es für Heiz-, Koch- oder Beleuchtungszwecke, ist die Kilowattstunde. Fließt der Strom mit der Spannung E in Volt und der Stromstärke J in Ampère durch den Leiter, so wird die dabei geleistete Arbeit $E \times J$ in Watt gemessen. 1 Kilowatt sind 1000 Watt und 1 Kilowattstunde ist die eine Stunde lang geleistete Arbeit von 1 Kilowatt. Der elektrische Strom, der beim Durchgang durch einen Leiter diesen erhitzt, verursacht eine um so höhere Wärmewirkung, je größer die Stromstärke, der Widerstand des Leiters und die Zeit des Durchganges sind. Man drückt dies aus in der Jouleschen Formel $W = J^2 \cdot W \cdot T$. Der Heizwert einer KWSt. ermittelt sich nun zu

$$W_{\text{KWSt.}} = \frac{75 \cdot 3600}{424 \cdot 0,736} = 864 \text{ Wärme-Einheiten,}$$

worin das Arbeitsvermögen von 1 Wärme-Einheit zu 424 kgm und 1 Pferdestärke = 736 Watt gesetzt wurde.

Mit diesem Wert von 864 hat man schon einen Maßstab zwischen der Beheizung mittels Gas und elektrischen Stromes, und zwar erscheint hiernach die elektrische Heizung im Vergleich mit der Gasheizung vorerst recht wenig Aussicht zu haben, eine größere Rolle in der Dauerbeheizung unserer Wohnräume zu spielen. Selbst wenn man annimmt, daß eine Kilowattstunde zu demselben Preise abgegeben wird wie 1 cbm Leuchtgas, stellt sich doch eine beträchtliche Verschiebung zu Ungunsten der elektrischen Heizung ein. Es werden nämlich aus 1 cbm Gas von 5000 WE. und bei einer Ausnutzung von im Mittel 80 % im Gasofen $5000 \times 0,8 = 4000$ WE. nutzbar an das Zimmer abgegeben. Da der Heizwert von 1 Kilowattstunde aber nur 864 WE. beträgt, die gesamte im elektrischen Ofen erzeugte Wärme als nutzbar an das Zimmer abgegeben angesehen werden kann, ist die elektrische Heizung immer noch über 4 mal so teuer als die Gasheizung. Günstiger liegen jedoch die Verhältnisse für die elektrische Heizung als Uebergangsheizung und als Heizung für vorübergehend benutzte Räume. Man kann den leichten und beweglichen elektrischen Ofen an jede Steckdose und an jeden Glühlampen-Kontakt anschließen, so daß man die Wärme gerade dorthin bekommen kann, wo man sie braucht. Ein hübsches Beispiel hierfür ist der kürzlich in den Handel gebrachte und in Abb. 8 dargestellte elektrische Ofen, welcher lediglich aus einem Holzkasten von 30×40 cm Grundfläche und 10 bis 15 cm Höhe besteht. In dem nach oben offenen Holzkasten sind zwei 25 kerzige Kohlenfaden-Lampen angebracht, die durch ein Drahtgitter gegen Beschädigungen geschützt sind. Dieser Kasten wird unter den Schreibtisch gestellt und als Fußauflage in Zeitungskiosken, Kassierzellen in Läden usw. verwendet, wobei die Wärme-Entwicklung einer Lampe meist genügt. Die Lampe gebraucht rd. 75 Watt und kostet also bei dem üblichen Kraftkostenpreis von 16 Pf. nur 1,2 Pf. die Stunde.

Des weiteren ist bei Betrachtung des Wertes der elektrischen Heizung als Dauerheizung zu beachten, daß der

Preis einer Kilowattstunde unter bestimmten Umständen erheblich billiger sein kann, als der eines Kubikmeters Gas. Dies gilt neben hoch gelegenen Berghotels, abseits gelegenen Sanatorien, wo bei schwieriger Kohlenzufuhr die Ausnutzung von Wasserkraften sich billig stellt, für Fabriken, Betriebe mit eigener Stromerzeugung, in denen die Maschinenanlage während der Tagesstunden nicht voll belastet ist. Hier entstehen in der Hauptsache nur die Kosten für den Mehrverbrauch an Kohle, deren Höhe bei Anlagen bester Ausführung auf 1,5 bis 2 Pf. für die Kilowattstunde herabgeht. In solchen Fällen kann das elektrische Heizen und übrigens auch das Kochen mit wirtschaftlichem Vorteil bewirkt werden.

Ist dagegen die Maschinenanlage voll belastet, sodaß Erweiterungen wegen der elektrischen Heizung vorgenommen werden müssen, so stellen sich die Kosten fast ebenso hoch, als wenn man den Strom vom Elektrizitätswerk bezieht. Nicht übersehen werden darf der Umstand, daß die elektrische Heizung durch Einführung neuer Tarife wesentlich erleichtert werden kann. Man ist beispielsweise jetzt bestrebt, sogenannte Gebühren-Tarife einzuführen, bei welchen statt eines festen Preises von

z. B. 15 Pf. für Kraftstrom und von 40 Pf. für Lichtstrom eine Grundtaxe zur Deckung der festen Kosten der Anlage in der Höhe von 150 M. bis 300 M. für 1 Kilowatt und Jahr und außerdem ein Zuschlagsspreis für die Kilowattstunde z. B. 4—5 Pf. zur Deckung der beweglichen Kosten erhoben werden. Solange man innerhalb der abonnierten Leistung bleibt, kostet die Kilowattstunde Heizstrom nur 4—5 Pf.,

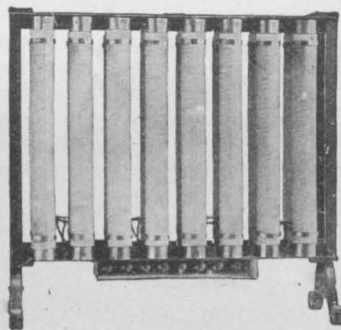


Abbildung 9.

und es wird mit solchen Preisen die elektrische Heizung schon ein stärkerer Konkurrent der Gasheizung.

Wenn auch somit die elektrische Heizung bis heute als Dauerheizung wenig Anwendung gefunden hat, so findet man sie zur Beheizung selten benutzter Räume doch schon häufiger. Besonders in Kirchen hat sie einige Verbreitung gefunden. Vor vier Jahren wurde bereits die Kirche zu Probsteierhagen in Holstein mittels elektrischen Stromes beheizt, der in einer nah gelegenen Wassermühle erzeugt wird. Dieser Anlage folgten bald mehrere andere, bei denen die Jahresbetriebskosten der Heizung durchaus zur Zufriedenheit ausfallen sollen. Auch die altberühmte Sebalduskirche in Nürnberg ist vor kurzem mit elektrischer Heizung versehen, und zwar ist diese so eingebaut, daß sie das schöne Innere der Kirche, allerdings wohl auf Kosten der Heizwirkung nicht beeinträchtigt. Es fällt bei diesen Anlagen auf, daß die Erbauer bisher wenig oder gar nicht verstanden haben, sich die Erfahrungen zu Nutze zu machen, die durch die Beheizung der Kirchen durch Zentralheizung vorliegen. Wenig bekannt dürfte es auch sein, daß die neue von der Stadt gebaute Walderholungsstätte in Rheydt ganz und gar mit elektrischer Heizung und mit elektrischer Koch-einrichtung versehen ist. Hierzu ist jedoch noch zu bemerken, daß die Erholungsstätte in den eigentlichen Wintermonaten nicht belegt wird, sodaß für die Beheizung nur die kühlen Frühjahrs- und Herbsttage in Frage kommen.

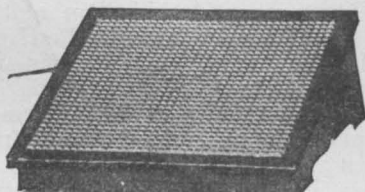
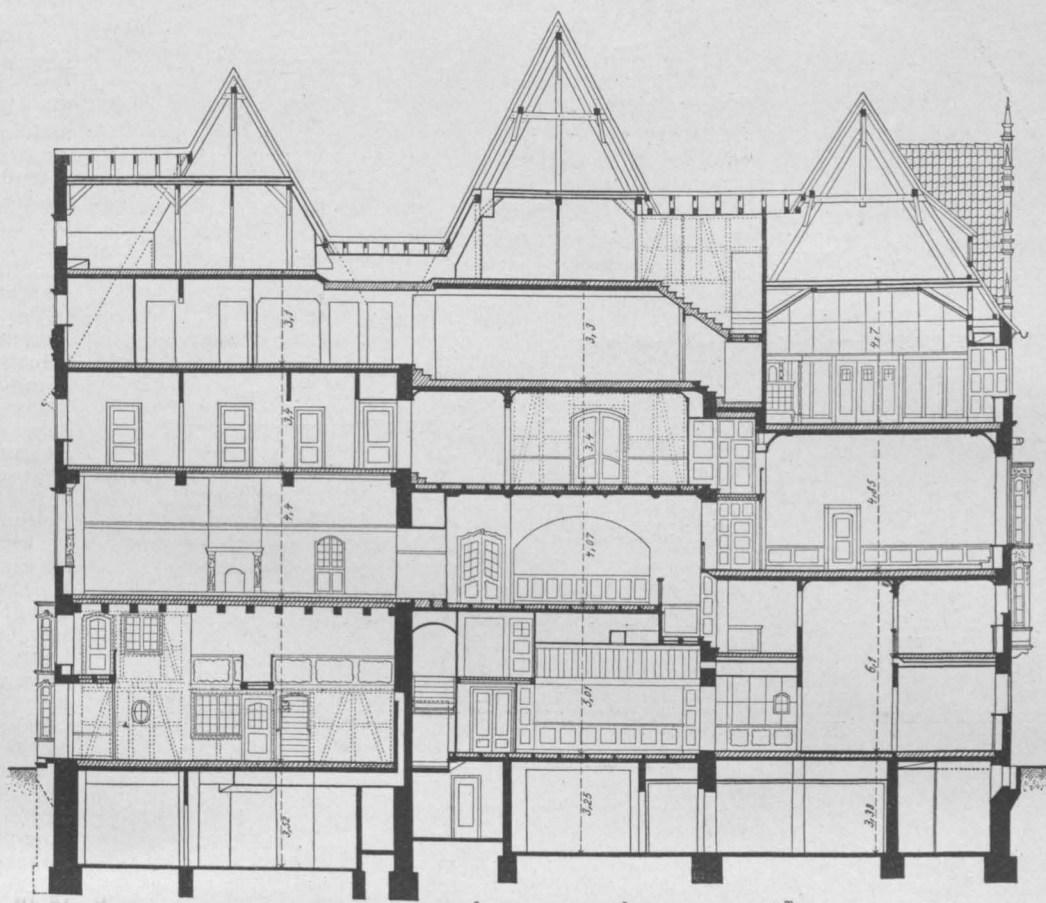


Abbildung 8.

In Ländern mit reichlicher Wasserkraft, wie Schweden, Norwegen und der Schweiz wird der elektrischen Heizung naturgemäß größeres Interesse entgegengebracht. Beispielsweise macht das Elektrizitätswerk zu Göteborg jetzt umfangreiche Versuche mit der Heizung von Privat-

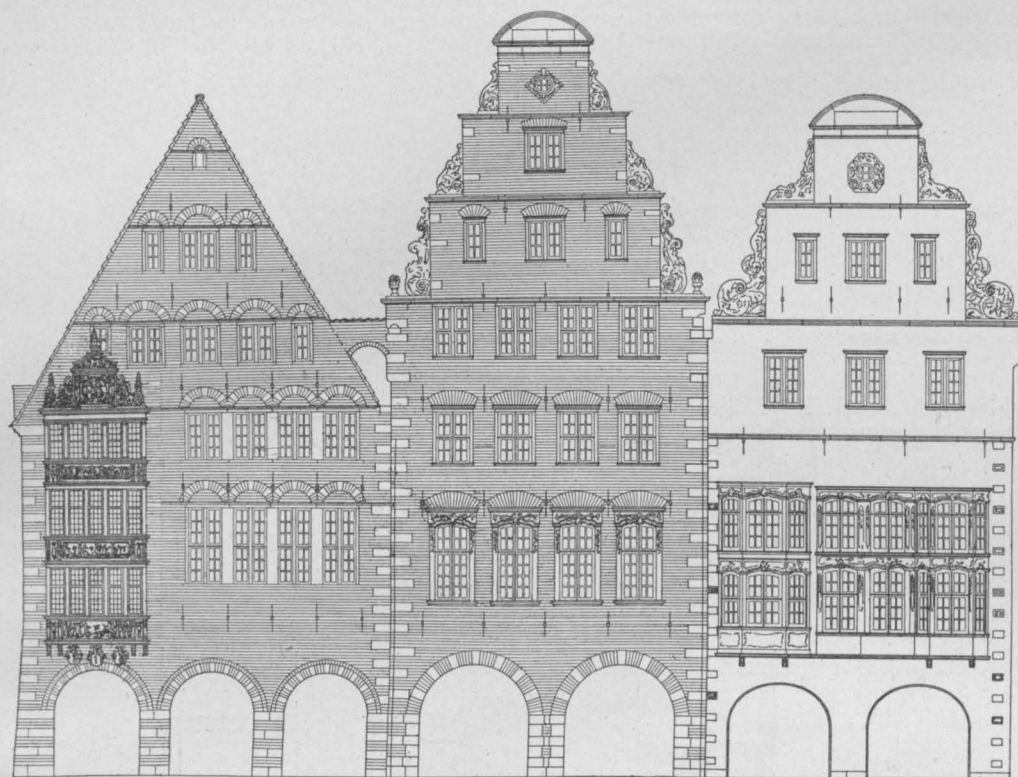
einfachste durch einen Griff am Schalter besorgt. Für die Feuersicherheit der Elektrizität spricht die Mitteilung des statistischen Landesamtes vom Jahre 1910, wonach von der Zahl der Brände im Jahre 1908, deren Ursache erwiesen ist, 293 auf Elektrizität, 878 auf Gas



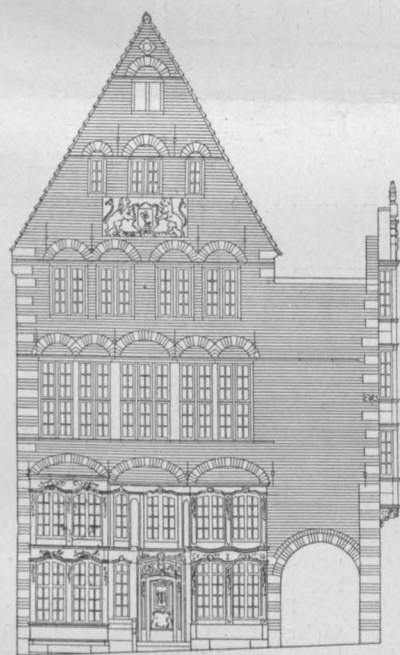
wurden die Heizkörper zweistufig eingerichtet, sodaß man die Räume in kurzer Zeit hochheizen kann, wenn beide Stufen eingeschaltet sind. Nach Erreichung des Beharrungszustandes wird nur mit einer Stufe weitergeheizt; es wird durch diese Regulierung ein wirtschaftlicher Stromverbrauch erzielt.

Der Einführung der elektrischen Heizung für Wohnungen stehen übrigens auch noch Umständlichkeiten im Wege, welche die Gastachleute verstanden haben, für ihre Heizungen zu beseitigen. Nach den Installations-Vorschriften muß nämlich noch für jedes Gebäude, in dem elektrische Heizung eingebaut werden soll, ein getrenntes Leitungsnetz mit je einem Zähler für Licht- und für Heizzwecke angelegt werden. Der Gasheizofen kann hingegen ohne weiteres an jedes Lichtnetz angeschlossen werden, sein Verbrauch wird mit dem übrigen zusammen durch einen Gasmesser angezeigt.

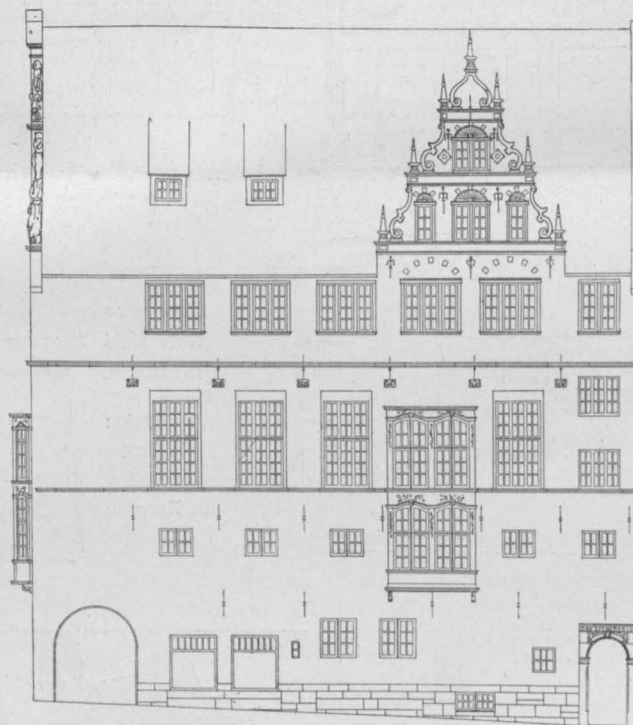
Die Gesamtanlage kann man wohl dahin zusammenfassen, daß die elektrische Heizung für gewisse Zwecke ihre Verwendbarkeit und ihre Berechtigung hat. Eine vollständige Verdrängung der anderen Wärme-Quellen, etwa in der Art, wie der Elektromotor die anderen Motoren zurück gedrängt hat und wie das elektrische Licht auf dem Wege ist, die anderen Beleuchtungsarten zu verdrängen, dürfte für absehbare Zeit als ausgeschlossen zu betrachten sein.



Ansicht gegen den Kaiser Wilhelm-Platz.



Ansicht gegen den Marktplatz.



Ansicht in der Haken-Strasse.

Das neue Rats-Café in Bremen. Architekt: Rudolf Jacobs in Bremen.

Zur Erhaltung des Einfamilienhauses in Bremen.

In Ausschuss, welcher in der Sitzung des „Architekten- und Ingenieur-Vereins zu Bremen“ vom 10. Febr. eingesetzt war, um über die Wege zu beraten, die vom Verein zum Schutze des Kleinhauses in Bremen einzuschlagen sind, hat seine Arbeit nunmehr dem Verein vorgelegt. Da die Arbeit auch für weitere Kreise von Interesse sein dürfte, so legen wir sie unserem Leserkreise hiermit vor.

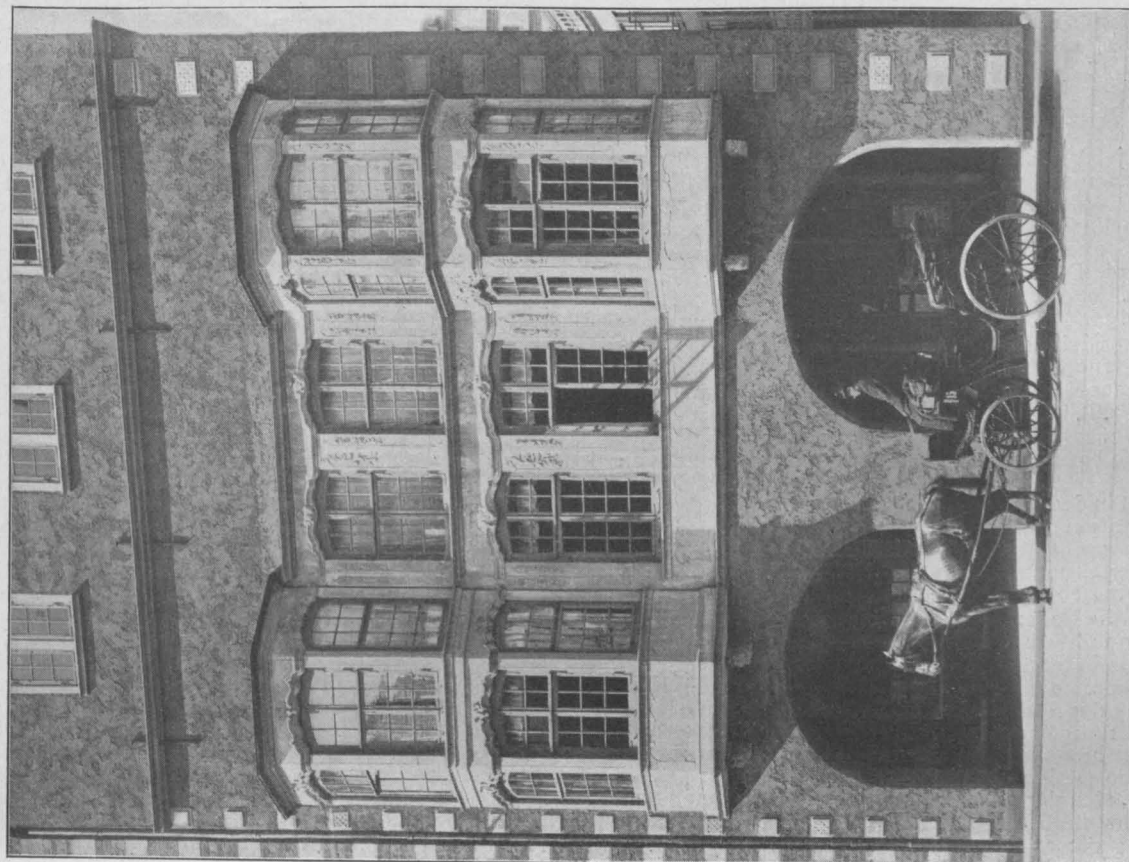
Die Ausschussmitglieder waren sich darin einig, daß es die allerhöchste Zeit sei, Einfluß auf die weitere Entwicklung des Hausbaues in Bremen zu nehmen, damit

den neu auftretenden Bestrebungen, die Mietskaserne in Bremen einzuführen, sofort entgegen getreten wird.

Eine Erörterung der Frage, ob der Verein sich für die Erhaltung des Einfamilienhauses in Bremen bemühen solle, erachtet der Ausschuss nicht mehr für notwendig, da alle Gründe, welche für die Notwendigkeit der Erhaltung desselben sprechen, schon oft Gegenstand der Erörterung im Verein gewesen sind und da der Verein sich ferner schon vielfach in Ausschussarbeiten mit der Frage selber befaßt hat. Es mag nur erinnert werden, daß der Verein den Standpunkt der Erhaltung des Einfamilienhauses schon vor Jahren vertreten hat, als es

sich um die Bearbeitung der neuen Bauordnung handelte; daß er dann in noch schärferem Sinne bei der Beratung der Staffelbauordnung in die Besprechung eingriff, daß

Inspektion ebenfalls z. T. mit der Frage der Erhaltung des Einfamilienhauses begründete und alle diese Äußerungen bereits den Behörden zur Kenntnis gebracht hat.



Teilansicht der Front des Hausteiles Ecke Kaiser Wilhelm-Platz und Haken-Straße.
Mit alten Erkern.



Teilansicht der Front am Markt. Mit alten Erkern.

er bei der geplanten Abänderung einiger Paragraphen der Bauordnung sich in gleicher Weise ausgesprochen hat, daß er seinen Standpunkt in der Frage der Wohnungs-

Die Stellungnahme des Vereins im Sinne der Erhaltung des Einfamilienhauses zum mindesten aber der Beibehaltung des Flachbaues liegt also fest, und bedarf

keines weiteren Beschlusses. Wie durch die Statistik erwiesen, geht der Bau des Einfamilienhauses in Bremen dauernd zurück. Das ist eine Tatsache, mit der wir im Augenblick durchaus rechnen müssen und nach Ansicht vieler auch in der Zukunft werden rechnen müssen. Es fragt sich daher, ob es überhaupt Zweck hat, sich mit der Frage zu befassen und ob es nicht vielleicht schon zu spät sei. Der Ausschuß ist der Ansicht, daß es nie zu spät sein kann, für eine gute Sache einzutreten, hält aber in diesem besonderen Falle die Zeit für durchaus nicht zu spät.

Wenn jetzt Bestrebungen einsetzen, die sich für die Mietskasernen aussprechen, so ist der Einwand wohl gerechtfertigt, daß sich bis jetzt in Bremen noch keine Mietskasernen befinden und daß die Umwandlung der allgemeinen Bauweise nach dieser Richtung hin noch eine lange Zeit währen wird. Der Ausschuß ist aber der Ansicht, daß der Bau von Mietskasernen möglichst verhindert werden müßte und daß von vornherein der Beeinflussung der öffentlichen Meinung zugunsten der Mietskasernen entgegengetreten werden muß, zumal für den Laien der Schein zugunsten der Mietskasernen spricht. Während an anderen Orten, z. B. in Berlin, immer mehr die Ueberzeugung sich Bahn bricht, daß das Einfamilienhaus in jeder Beziehung die bessere Bauweise ist, da soll Bremen davon abgehen?

Nun ist in den letzten Jahren staatsseitig dem Bau des Kleinhauses ein größeres Interesse zugewendet worden: die Errichtung der Deputation für die Stadterweiterung, um wohlüberlegte, umfangreiche Bebauungspläne aufzustellen, dann die Herausgabe einer Staffeldbauordnung und schließlich die Bodenankäufe, welche die ersten Anfänge einer Bodenpolitik des Staates bedeuten, sind Zeugen dafür. Aber gerade in letzter Beziehung scheint die Tätigkeit des Staates erlahmen zu wollen. Ferner steht uns die Neubearbeitung der Bauordnung bevor, bei der man nach den bisher bekannt gewordenen Äußerungen befürchten darf, daß sie der Mietskasernen sich noch freundlicher stellen wird, als die jetzige. Danach erscheint es jetzt gerade notwendig, sich der Frage besonders ernst anzunehmen.

Zunächst muß festgestellt werden, daß es sich bei der Behandlung dieser Frage lediglich um die 90% der Einwohner Bremens handelt, die den minder bemittelten Bevölkerungsschichten angehören. Die restlichen 10% wohnen mit verhältnismäßig wenig Ausnahmen auch heute noch in Einfamilienhäusern und werden es voraussichtlich der einmal angestammten Sitte folgend, auch weiterhin tun. Bei den minderbemittelten sind es aber mehrere Gründe, die gegen das Einfamilienhaus sprechen; zunächst mag ein rein äußerlicher Grund vorausgeschickt werden. Die meisten sind mit den Vorzügen des Einfamilienhauses nicht vertraut, sie kennen und erkennen weder die ethischen, hygienischen noch die sozialen Vorzüge, sondern es sind für sie bei dem Mieten einer Wohnung allein materielle Gründe maßgebend. Dazu kommt noch, daß auch das Angebot von Mietwohnungen in Einfamilienhäusern ein so geringes ist, daß es bei dem ganzen Bedarf an Wohnungen kaum eine Rolle spielt. Der Grund hierfür ist lediglich eine Frage der Wirtschaftlichkeit.

In Bremen wird, wie auch an anderen Orten, der weitaus größte Teil der Wohnungen von Unternehmern hergestellt, ein Weg zur Deckung des Wohnungsbedürfnisses, der zweifellos seine volle Berechtigung hat. Der Bauunternehmer aber findet seinen Vorteil weniger in dem Bau von Einfamilienhäusern, als in dem Bau von Mehrfamilienhäusern. Vor allen Dingen hindert ihn die hypothekarische Beleihung, die — es handelt sich dabei im wesentlichen um die zweiten Hypotheken — bei kleineren Gebäuden viel schwieriger zu erreichen ist, als bei etwas größeren, weil bei diesen durch die Mieteinnahme eine größere Gewähr für die Sicherheit der Zinszahlungen sich zu ergeben scheint. Ein zweiter Punkt ist die sehr viel leichtere Möglichkeit der Veräußerung des größeren Hauses als des kleineren. Mit einer geringen Anzahlung ist es dem Käufer möglich, sich ein Haus im Werte von 10—13000 M. zu kaufen, bei dem dann die Mieten der abvermieteten Wohnungen oder Räume die Zinsen fast vollständig decken. Uns allen sind Anzeigen bekannt „Wohnhaus für 3 Familien billig zu verkaufen. Anzahlung M. 500,—, Käufer wohnt frei“. Ein zweifellos sehr anreizendes Lockmittel. Für den Unternehmer ist eben der Umsatz bei Mehrfamilienhäusern schneller als bei Einfamilienhäusern.

Es kommt aber noch eins hinzu. Es muß die nötige Zahl von Mietwohnungen geschaffen werden, d. h. also von Wohnungen, die der betreffende Inhaber bei einer Veränderung der Arbeitsstelle leicht abstoßen kann. Das ist bei der Geschoßwohnung unter Einhaltung der üb-

lichen Kündigungsfrist sehr leicht möglich. Bei Einfamilienhäusern, wenn sie im Eigenbesitz des Bewohners sind, dagegen nicht. Der Bauunternehmer hat aber durchaus kein Interesse, Einfamilienhäuser zum Vermieten zu bauen. Er braucht einen möglichst raschen Umsatz und kann daher nicht seine Einfamilienhäuser unveräußert stehen lassen, um dann lange auf einen Käufer zu warten. Das wäre Sache eines Mietunternehmers, wie der Erwerbszweig des Hausbesitzers in anderen Städten wohl genannt werden könnte. Es fehlen in Bremen vollkommen Einfamilien-Miethäuser, die, in größerer Zahl errichtet, von einem Besitzer den Mietern zur Verfügung gestellt werden. Es ist interessant, daß bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts dieses Mietbedürfnis, das auch früher bestanden hat, wenn auch nicht in so großem Umfang wie heute, durch Einfamilienhäuser gedeckt wurde, die Ganghäuser, deren Bau durch die erste Bremer Bauordnung vom Jahr 1842 verboten wurde, und es wäre wünschenswert, daß dieselben in neuzeitig verbesserter Form wieder zugelassen würden.

Eine weitere Veranlassung zum Rückgang des Baues von Einfamilienhäusern ist auch in dem dauernd steigenden Bodenpreis zu suchen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Bodenpreis sich nach der Ausnutzungsmöglichkeit richtet, und ferner läßt sich nachweisen, daß wir hier in Bremen mit unseren Bodenpreisen schon soweit in die Höhe gekommen sind, daß an manchen Stellen der Stadt kaum noch Kleinhäuser gebaut werden können. Gegen die dauernd steigenden Bodenpreise kann nur eine gesunde Bodenpolitik des Staates wirken. Dadurch, daß der Staat selber als großer Grundbesitzer auftritt, kann er allein einen gewichtigen Einfluß auf die Preisbildung ausüben. Vor kurzem wurden nun die ersten Anfänge einer gesunden Bodenpolitik gemacht und es ist notwendig, diese Anfänge auf das kräftigste zu unterstützen. Ferner stehen die baupolizeilichen Bestimmungen, welche das Einfamilienhaus in keiner Weise schützen, dagegen den Bau des Mehrfamilienhauses, vor allen Dingen den Bau des Zweifamilienhauses fördern, der Erhaltung des Einfamilienhauses hindernd im Weg, und es wird in der Hauptsache unsere Aufgabe sein, hier fördernd einzugreifen.

Aus diesen kurzen Darlegungen ist zu ersehen, daß eine große Menge Arbeit notwendig sein wird. Es wird sich dieselbe erstrecken müssen einmal ganz allgemein auf die Aufklärung der Massen, und dann im besonderen darauf, die maßgebenden Stellen so zu beeinflussen, daß sie mit Ueberzeugung in dem angeregten Sinn tätig sind. Für die Aufklärung der Massen stehen nun eine Reihe von Mitteln zur Verfügung, einmal die Tagespresse, die systematisch bearbeitet werden müßte, dann die Herausgabe von Flugblättern und ähnlichen Aufklärungsschriften. Einen weiteren Weg bieten Vorträge, die zweckmäßig im Anschluß an Vereine und in den Vortragsreihen des „öffentlichen Vorlesungswesens in Bremen“ gehalten werden können. Ein weiteres sehr wesentliches Aufklärungsmittel bieten dann Ausstellungen, wenn sie geschickt angelegt sind.

Neben dieser allgemein aufklärenden Tätigkeit wird eine ernste wissenschaftliche Arbeit sich als notwendig ergeben, um die Behörden zu überzeugen. Der Ausschuß sieht hierbei einen Erfolg nur in der gemeinsamen Arbeit weiterer Kreise, die ihre Ansichten zweckmäßig in einem Buch zusammentragen, welches das Bremer Wohnwesen behandelt. Es ist in diesem Sinne früher schon einmal vom „Verein für Niedersächsisches Volkstum“ eine Anregung gegeben, die jetzt von neuem aufgenommen und durchgeführt zu werden verdient.

Der Ausschuß sieht eine ersprießliche Arbeit nur darin, daß die Arbeit in möglichst vollem Umfang und auf möglichst breiter Basis geleistet wird, glaubt aber nicht, daß der Verein diese Arbeit allein zu leisten in der Lage ist, sondern daß er der Mithilfe einer Reihe außerhalb des Vereins stehender Persönlichkeiten bedarf. Es müßte ein Presse-Ausschuß gegründet werden, Redner zum Halten der Vorträge müßten gewonnen werden und zwar aus den verschiedensten Berufsklassen, damit sie in ihren Kreisen Einfluß gewinnen können. Zu der wissenschaftlichen Arbeit werden auch wieder andere Mitarbeiter herangezogen werden müssen, die Spezialfachleute sind auf den Gebieten, die sie zur Bearbeitung erhalten. Der Ausschuß faßt alle diese Ausführungen in einem Antrag folgendermaßen zusammen:

„Der Architekten- und Ingenieur-Verein wolle beschließen, sich an eine Reihe anderer Vereine, Organisationen und Einzelpersonen zu wenden, um sie zu veranlassen, mit ihm gemeinsam einen Bund zu gründen, der sich die Untersuchung des Bremers Wohnwesens als Arbeitsaufgabe stellt und die wirtschaftlich, sozial und hygienisch beste Wohnform herauszufinden trachtet. Das

Ergebnis dieser Untersuchung soll dann in gemeinsamer Arbeit versucht werden, möglichst weitgehend in die Wirklichkeit umzusetzen.

Von den Ausschußmitgliedern ist in diesem Sinne bereits Fühlung genommen mit anderen Vereinen und

Vermischtes.

Eine Architektur-Ausstellung des Architekten-Vereins zu Barmen wurde in der Ruhmeshalle daselbst veranstaltet und ist am 31. März eröffnet worden. —

Das Kraftwerk an der Murg im Schwarzwald. Die Großh. Regierung beabsichtigt nach der „Karlsru. Zeitung“, den Ständen eine Vorlage zu machen, die Mittel für den Bau und Betrieb eines staatlichen Kraftwerkes an der Murg fordert.

Der Ausführung des Werkes wird im Wesentlichen der den Ständen bei ihrer letzten Tagung übergebene Entwurf zugrunde gelegt werden. Er sieht zwei Ausbaustufen vor, von denen die erste das Murgstollenwerk, die zweite das Talsperrenwerk mit zwei Staubecken im Schwarzenbach- und Raumünzachtal umfaßt. Obgleich das Murgwerk selbständig ohne Berührung württembergischen Gebietes ausgeführt werden könnte, ist ein weiterer Entwurf bearbeitet worden, der die künftige umfassende Ausnützung sämtlicher Wasserkräfte der oberen Murg und den Anschluß der auf württembergischem Gebiet etwa zu errichtenden Stauanlagen und Leitungen an das badische Murgwerk ermöglicht. Ueber diesen Entwurf sind die Verhandlungen mit der württembergischen Regierung im Gange.

Mit dem Bau und Betrieb des Murgwerkes soll eine bei der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues zu errichtende besondere Abteilung für Wasserkraft-Ausnützung und Elektrizitätsversorgung errichtet werden. Da die Einführung des elektrischen Betriebes auf den Staatseisenbahnen in größerem Umfang vorerst nicht in Aussicht genommen werden kann, sodaß nur ein kleinerer Teil der im Murgwerk erzeugten Kraft für den Bedarf der Eisenbahnen selbst verwendet werden wird, während der größere Teil an Großabnehmer — Städte, Ueberlandzentralen und Industrie — abzusetzen ist, so erschien es zweckmäßig, mit jener Aufgabe eine Behörde der inneren Verwaltung zu befassen, in deren Geschäftsbereich die Behandlung der Fragen gehört, die sich auf die Versorgung des Landes mit elektrischer Energie beziehen. Dafür spricht auch der Umstand, daß die Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues schon seither sich mit den Untersuchungen über die Ausbauwürdigkeit der in Baden vorhandenen Wasserkräfte beschäftigt hat, und daß für später die Verbindung des Murgwerkes mit einer Niederdruckanlage, sei es am Neckar oder am Rhein, in Frage kommt, wobei auch die Interessen der Schifffahrt zu wahren sind.

Wegen der Abgabe der in dem Murgwerk zu erzeugenden elektrischen Energie, soweit sie der Staat nicht für den eigenen Bedarf verwerten kann, sind Verhandlungen mit den in Betracht kommenden Stadt-Verwaltungen, Ueberlandzentrale und mit der Großindustrie bereits eingeleitet worden. —

Ueber den Schutz der Baudenkmäler in Italien lassen sich die „Münch. N. N.“ Folgendes berichten: „Dem Parlament ging ein Gesetzentwurf zu, der einen außerordentlichen Kredit von 1300000 Lire zur Sicherung alter Bauten verlangte, und die Kammer bewilligte die stattliche Summe sofort. Ueber die Verwendung des Geldes legte der Vertreter des Ministeriums folgende Pläne vor: 215000 sollen dem herzoglichen Palast in Mantua zugute kommen, 120000 dem ganz aus weißem Marmor erbauten Dom zu Como. In Aosta, der alten Augusta Praetoria Salassorum, wo das Tal der Dora die ehrwürdigen Heerstraßen über den großen und kleinen St. Bernhard ausendet und das Wegenetz des Städtchens noch heute die Disposition des kaiserlich römischen Heerlagers zeigt, erfordert die Erhaltung der augusteischen Brücken- und Triumphbögen, Mauern und Tore 275000 Lire. Der Löwenanteil jener Summe aber entfällt auf Ostia, die einst so blühende Hafenstadt an der jetzt fast versandeten Tibermündung. Der glänzende Erfolg, mit dem man in den letzten Jahren dort gegraben hat, veranlaßte den Staat, das Gebiet der antiken Stadt zum Teil käuflich zu erwerben und in seiner ganzen Ausdehnung zu umzäunen, um es vor unbefugtem Besuch zu schützen. Die bereits ausgegrabenen Bauten sollen vor der Wühharbeit des Flusses geschützt, das übrige Stadtgebiet entwässert (damit auch von der Malaria befreit), Magazine und Dienstwohnungen sollen angelegt werden. Dafür sind 690000 Lire angesetzt und man glaubt, diese Summe

Vereinigungen, z. B. mit der „Gesellschaft für soziale Reform“, mit der Ortsgruppe des „Bundes der Bodenreformer“ und dem „Verein für Niedersächsisches Volkstum“, die ihre Bereitwilligkeit zur Mitarbeit ausgesprochen haben. —

durch den Fremdenverkehr zu verzinsen, indem man, wie in Rom, Pompeji usw., die Besucher Eintrittsgeld bezahlen läßt. Ostia liegt 21 Kilometer von Rom entfernt; bereits vermittelt ein Automobil-Omnibus zweimal täglich den Verkehr zwischen der am Fuße des Capitols gelegenen Piazza Venezia und der in ganz Mittel-Italien einzigen Ruinenstadt.“ —

Wettbewerbe.

Ein Preisausschreiben betr. Entwürfe für ein Ledigenheim am Brunnenplatz in Berlin wird vom „Verein zur Verbesserung der kleinen Wohnungen in Berlin“ für die Architekten Groß-Berlins zum 20. Juni d. J. erlassen. 3 Preise von 5000, 2500 und 1500 M. Im Preisgericht u. a. die Hrn. Min.-Dir. Dr. h. c. K. Hinckeldeyn, Geh. Brt. Dr. h. c. Ludwig Hoffmann in Berlin, Geh. Brt. Dr. h. c. March in Charlottenburg und Geh. Reg.-Rat Dr. Muthesius in Nicolassée. Unterlagen kostenfrei durch den Vorsitzenden des genannten Vereins, Geh. Kommerz.-Rat Kopetzky in Berlin, Unter den Linden 52. —

In dem öffentlichen Wettbewerb der evangelischen Kirchengemeinde Heerdt-Oberkassel zur Erlangung von Vorentwürfen zu dem Neubau einer Kirche nebst Pfarrhaus und Gemeindehaus zu Düsseldorf-Oberkassel sind 116 Arbeiten eingelaufen. Es standen drei Preise von 3000, 2000 und 1000 M., sowie zwei Ankäufe zu je 500 M. zur Verfügung. Der I. und der II. Preis wurden den Arbeiten mit den Kennworten „Heimatkunst“ und „Schlicht und zweckmäßig“ zugesprochen. Als Verfasser beider Entwürfe ergaben sich die Hrn. Verheyen & Stobbe in Düsseldorf. Der III. Preis fiel auf den Entwurf mit dem Kennwort „Am Kirchplatz“, Verf.: Peter Wiehl in Hagen i. W. Angekauft wurden die Entwürfe „Jos. 41, 13“, Verf.: Peter Gracher in Düsseldorf und „Reformationsgedanke“, Verf.: Arch. Wachenfeld in Hagen i. W. Ausstellung im Zentralgewerbemuseum in Düsseldorf bis Ende April. —

In dem Wettbewerb betr. Entwürfe für die künstlerische Ausgestaltung des neuen Bahnhof-Platzes in Karlsruhe, beschränkt auf die Architekten, die in Karlsruhe ansässig sind, liefen 32 Arbeiten ein. Die Beträge des I. und des II. Preises mit 4000 und 3000 M. wurden zusammengelegt und zwei I. Preise von je 3500 M. den Entwürfen „März“ des Hrn. Oskar Seemann und „Residenz“ des Hrn. Wilh. Vittali verliehen. Den III. Preis von 2000 M. erhielt eine Variante des Entwurfes „Doris“ der Hrn. Curjel & Moser, den IV. Preis von 1000 M. der Entwurf „Residenz-Eingang“ des Hrn. Friedrich Weinbrenner. Der Entwurf mit dem Kennzeichen einer Lokomotive wurde zum Ankauf empfohlen. —

In dem Wettbewerb betr. Entwürfe für eine Kirche in der Damm-Vorstadt zu Frankfurt an der Oder sind, auch ein recht unerfreuliches Zeichen der Zeit, 121 Arbeiten eingegangen. Der I. Preis von 1200 M. fiel an den Entwurf „Saalkirche“ der Hrn. Rich. Thiede in Halensee und Fritz Bremer in Wilmersdorf; der II. Preis von 900 M. an den Entwurf „Frieden“ des Hrn. Jos. Tiedemann in Charlottenburg; der III. Preis von 600 M. an den Entwurf „Predigtkirche“ des Hrn. H. Jennen in Berlin. Zum Ankauf für je 300 M. wurden empfohlen die Entwürfe „Ein Wahrzeichen“ der Hrn. Fritz Beyer und Curt Starck in Schöneberg, sowie „Zentrale Predigtkirche“ des Hrn. Curt Höppner in Charlottenburg. —

Einen ideellen Wettbewerb zur Erlangung von Plänen für Kleinwohnungen in Bremen erläßt der „Architekten- und Ingenieur-Verein“ daselbst zum 3. Juni d. J. Das Bremer Wohnwesen befindet sich gegenwärtig in einer Umwandlung. Aus dem Einfamilienhaus hat sich das Geschloßhaus entwickelt und es hat den Anschein, als ob die Herausbildung des Massenmiethauses bevorsteht. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist bei der steten Vermehrung der Bevölkerung dieser Entwicklungsgang wohl erklärlich. Daher aber ist es wichtig zu untersuchen, ob diese jetzt entstehende Wohnform die hygienisch, sozial und wirtschaftlich beste darstellt, oder ob es andere Wohnformen gibt, welche für Bremen vorzuziehen sind. Es haben fast 90% der bremischen Steuerzahler ein Einkommen, das 3000 M. nicht übersteigt. Für eine gesunde Fortentwicklung des Wohnwesens gerade dieser 90% ist daher in erster Linie zu sorgen. Im Augenblick wird

diese Frage von ganz besonderer Bedeutung angesichts der von Senat und Bürgerschaft beschlossenen Umgestaltung der Bauordnung, die billigerweise das für den größten Teil der Bevölkerung beste Wohnsystem weitgehend zu fördern trachten muß. Hierfür einwandfreie Grundlagen zu erhalten, ist der Zweck dieses Ideen-Wettbewerbes, der die verschiedenen Möglichkeiten von Grundrissen der einzelnen Wohnung wie von ihrer Zusammenstellung im Hause zeichnerisch darlegen soll. Dem Wettbewerb sollen Wohnungen von rund 50 qm Wohnfläche zu Grunde liegen, sodaß die einzelne Wohnung enthält:

Wohnküche	15 qm	oder Küche	10 qm
Stube	10 "	Stube	15 "
2 Kammern je . . .	10—15 "	2 Kammern je 10—15 "	

Zusammen etwa 50 qm

Zusammen etwa 50 qm

Bei der Anwendung der Wohnküche dürfte sich neben derselben eine Spülküche von etwa 4 qm Fläche empfehlen. Ferner gehören zu jeder Wohnung die notwendigen Nebenräume: Aborte, wenn möglich lüfbarer Speiseschrank, gemeinsame Waschküche für höchstens vier Wohnungen (die Wohnungen, welche eine Spülküche erhalten, brauchen eine Beteiligung an der Waschküche nicht), Trockenboden gemeinsam für höchstens vier Familien. Ebenfalls ist, wenn möglich, für Bade- und Waschgelegenheit Sorge zu tragen. Ferner gelten folgende allgemeine Grundlagen, die genau zu beachten sind: 1. Gute Beleuchtung, Durchlüftbarkeit, d. h. Querlüftung jeder Wohnung. 2. Vollkommene Abgeschlossenheit jeder Wohnung, damit die Ausdünstungen einer Wohnung sich weder auf die anderen Wohnungen, noch auf die allgemeinen Verkehrsräume des Hauses (Treppenhaus) übertragen. 3. Gute Lüftbarkeit und Beleuchtung der Verkehrsräume des Hauses (Treppenhaus, Korridor) in jedem Geschos. 4. Keller-Wohnungen sind nicht zulässig.

Verlangt werden Grundrisse, Schnitte und Ansichten 1:100 und zwar die Wohnungen untergebracht in Gruppe I: Im Einfamilienhaus; in Gruppe II: Im Zweifamilienhaus; in Gruppe III: Im Vierfamilienhaus; in Gruppe IV: Im Massenmiethaus, höchste zulässige Höhe 19m, unter Umständen können Hinterflügel, Seitenflügel und Gartenhaus vorgehen werden. Glaubt der Bewerber besonders interessante Lösungen in anderen Zusammenstellungen zu erreichen, so wären auch hierfür Pläne erwünscht. Es wird besonderer Wert gelegt auf Vorschläge, die auf eine Verbilligung der Wohnung in ihren Herstellungskosten abzielen, wenn sie auch von der hiesigen üblichen Bauweise abweichen oder nach der jetzigen Bauordnung nicht zulässig sind (z. B. englische Konstruktionsweisen).

Die ausgewählten Pläne werden einer eingehenden Kostenberechnung unter Berücksichtigung von Grundstückspreis und Straßenkosten unterzogen werden, doch ist diese nicht Sache des Bewerbers. Bei dieser Berechnung sollen verschiedene Arten von Gründungen je nach der Art und Beschaffenheit des in Bremen vorhandenen Untergrundes Berücksichtigung finden. Wenn der Bewerber bisher in Bremen nicht übliche Gründungsarten vorschlagen will, so sind dieselben sehr erwünscht, werden aber nicht verlangt.

Die Pläne jeder Gruppe werden für sich beurteilt. Größere Geldpreise können nicht verteilt werden, doch hat der „Verein für niedersächsisches Volkstum“ eine silberne und eine bronzene Plakette für jede der Gruppen zur Verfügung gestellt und ferner soll eine größere Zahl von Entwürfen angekauft werden. Für die Ankäufe stehen 2000 M. zur Verfügung. Die angekauften Entwürfe zu Gruppe I werden mit 75 M., zu Gruppe II und III mit je 125 M., zu Gruppe IV mit 200 M. bezahlt.

Die Pläne sollen später in einem Werk veröffentlicht werden, das die Ziele des Bremer Wohnwesens behandeln wird und in dem die Pläne ebenfalls eine Beleuchtung nach der wirtschaftlichen Seite erfahren werden.

Das Preisrichteramt haben übernommen u. a. die Hrn.: Bauinsp. Knop, Arch. Hans Lassen, Bauunternehmer W. Leymann, Städtebaumeister Muessmann, Arch. H. Wagner. —

Wettbewerb der Terraingesellschaft Dresden-Süd in Dresden. Das auf obenstehendem Uebersichtsplan dargestellte Gelände der Gesellschaft soll für die wohlhabendere Bevölkerung der Bebauung erschlossen werden, wofür herrschaftliche Wohnungen von 5 und mehr Zimmern in Betracht kommen. Es erfreut sich einer günstigen Lage:

im Süden Dresdens, unweit vom Hauptbahnhof gelegen, vermitteln elektrische Straßenbahn und Omnibus in wenigen Minuten die Verbindung mit dem Zentrum der Stadt. Im Osten und Westen ist es den Vorstädten Strehlen und Plauen benachbart, während es im Norden von dem in geschlossener Bauweise ausgebauten Südviertel begrenzt ist. Drei Punkten des Geländes ist bei den Entwürfen besondere Beachtung zuzuwenden. Es ist dies eine zum Schanzenareal gehörige, mit gärtnerischen, jedoch seit langer Zeit ungepflegten Anlagen versehene und mit altem Baumbestand bewachsene Bodenerhöhung in einer Größe von etwa 25000 qm. (A). Hier beabsichtigt die Stadt einen öffentlichen Park zu schaffen. Es ist ferner die südliche Front des Blockes 63a, welche einem der Terrain-Gesellschaft Dresden-Süd nicht gehörigen Platz II gegenüber liegt, dessen Anlegung für die Zukunft in Aussicht steht. Es ist endlich Block 59, der insofern hervorgehoben zu werden verdient, als er sich dem Vorort Strehlen anlehnt, der, in nächster Nähe des Großen Gartens befindlich, zu den vornehmsten Wohngegenden Dresdens zählt.

Das Gelände soll mit Gruppenbauten (Ein- oder Mehrfamilienhäuser) und Einzelhäusern, wobei insbesondere für die Umbauung des Parkes Gruppenbau vorgesehen ist, bebaut werden; ein Stadtteil soll erstehen, welcher



nach den Grundsätzen der modernen Städtebaukunst bei weitgehender Berücksichtigung gartenkünstlerischer Gesichtspunkte den Einwohnern Dresdens Gelegenheit bietet, sich in geringer Entfernung vom Zentrum der Stadt ein eigenes Heim zu errichten oder neuzeitlich eingerichtete Wohnungen zu erhalten, ohne die Annehmlichkeiten und Vorteile zu entbehren, die bisher nur die von dem eigentlichen Stadtkern weiter entfernten und schwerer erreichbaren Vororte bieten. Um letzterem Gesichtspunkt gerecht zu werden, ist es erforderlich, daß in den Entwürfen neben den architektonischen auch gartenkünstlerische Ideen zum Ausdruck kommen. Es ist zu berücksichtigen, daß unter Beachtung der Baupolizeibestimmungen eine möglichst vorteilhafte Aufteilung der einzelnen Baublöcke und Ausnutzung des Baugrundes, sowie der zulässigen Gebäudehöhen erreicht wird.

Für die Aufteilung und Bebauung gelten die Bestimmungen der Bauordnung für die Stadt Dresden vom 22. Dezember 1905. Besondere Berücksichtigung soll der Gruppenbau (Ein- oder Mehrfamilienhäuser) finden. Der Rat der Stadt Dresden hat beschlossen, gegen eine größere Frontlänge der Gruppenbauten als 45m an Plätzen und gegenüber dem königlichen Seminar grundsätzlich keine Bedenken zu erheben, sofern die Zergliederung und Bebauung nach künstlerischen Grundsätzen erfolgt und ein entsprechendes Stadtbild ergibt. Das für Einzelhäuser zu verwendende Gelände darf nicht mehr als 20% des gesamten Nettobaulandes betragen.

Die Zeichnungen sind 1:1000 und 1:200 verlangt. Die Gesellschaft übernimmt keine Verpflichtung, einen der preisgekrönten oder angekauften Entwürfe ganz oder zum Teil der endgültigen Bebauung zugrunde zu legen oder einem der Bewerber die weitere Ausarbeitung oder Bauleitung zu übertragen. —

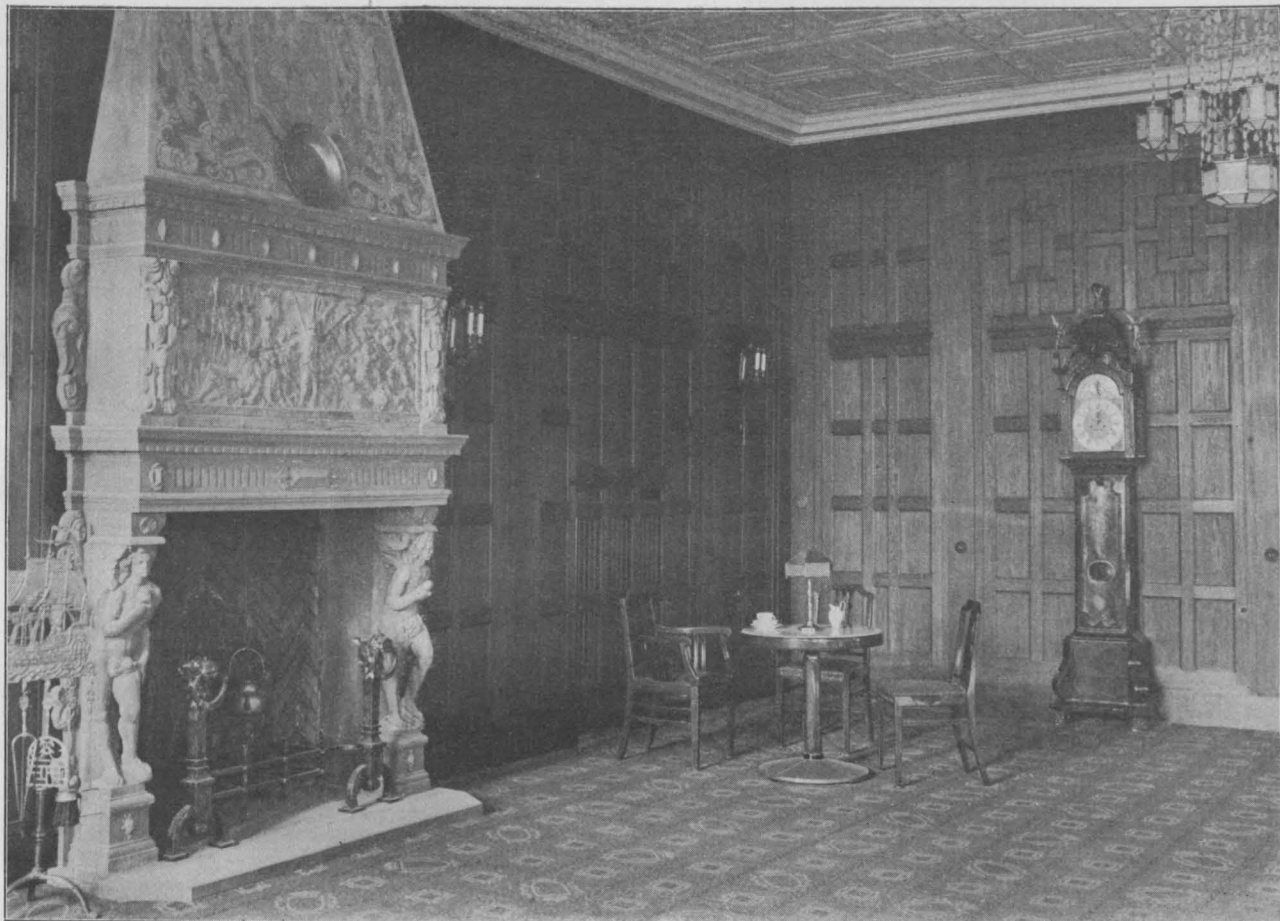
Inhalt: Das neue Rats-Café in Bremen. — Die Beheizung der Wohn- und Geschäftsräume mittels Leuchtgas und elektrischer Energie. (Schluß.) — Zur Erhaltung des Einfamilienhauses in Bremen. — Vermischtes. — Wettbewerbe.

Hierzu eine Bildbeilage: Das neue Rats-Café in Bremen.

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin.
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg. P. M. Weber in Berlin.



AS RATSCAFÉ IN BRE-
MEN. * ARCHITEKT: RU-
DOLF JACOBS IN BRE-
MEN. * GROSSE DIELE. *
DEUTSCHE BAUZEITUNG
XLVI. JAHRGANG 1912
* * * * N^o. 34. * * * *



Kaminsaal im ersten Obergeschoß des Hauses am Markt.

DEUTSCHE BAUZEITUNG

XLVI. JAHRGANG. N^o 34. BERLIN, DEN 27. APRIL 1912.

Das neue Rats-Café in Bremen.

Architekt: Rudolf Jacobs in Bremen.

(Fortsetzung.) Hierzu eine Bildbeilage.



Den Entschluß, die Häusergruppe am Kaiser Wilhelm-Platz neu zu erbauen, führten zwei Umstände herbei: Zunächst der Wunsch, am Marktplatz und am Kaiser Wilhelm-Platz harmonische architektonische Verhältnisse zu schaffen, in zweiter Linie die Notwendigkeit, den Gefahren, die aus der Verbreiterung der Oberrn-Straße für das Bild des Kaiser Wilhelm-Platzes entstehen mußten, zu begegnen. In feinfühleriger Weise nun gliederte Jacobs die auf der Baustelle mögliche Baugruppe in drei Teile; er schuf drei äußerlich in sich getrennte bremische Häuser, bei denen der verschiedene architektonische Charakter durch die Verwendung alter Bauteile bestimmt wurde. Er setzte mit Recht diese für die Uebereinstimmung mit der Umgebung notwendige Dreiteilung der Einheitlichkeit des Inneren voran, da auch die Bestimmung der Gebäude für den Betrieb eines Cafés und für gesellschaftliche Zwecke nicht notwendig die Einheitlichkeit des Inneren voraussetzte. So entstanden die Grundrisse S. 315 und die Ansichten S. 316. Wie aus dem Lageplan S. 315 hervorgeht, konnte der Verkehrsleitung in der verbreiterten Oberrn-Straße dadurch Rechnung getragen werden, daß die Fassaden der drei Häuser gegen den Kaiser Wilhelm-Platz auf einen Arkaden-Gang gesetzt wurden, der dem Bürgersteig der verbreiterten Oberrn-Straße entspricht.

gersteig der verbreiterten Oberrn-Straße entspricht.

Für die Grundrißeinteilung ist zu bemerken, daß die drei Häuser drei getrennte Eingänge erhielten. Ein Eingang des Eckhauses am Markt gibt Zutritt zur Marktdiele, neben welcher die Lübische Stube liegt. Ein Eingang zum mittleren Hause unter den Arkaden führt einerseits zur Schenke mit Büfett, andererseits zum Café des Obergeschoßes. Der Eingang zum dritten Hause an der Ecke Kaiser Wilhelm-Platz und Haken-Straße, gleichfalls von den Arkaden aus, vermittelt den Zutritt zu einer großen Diele, von der aus eine Treppe zu einem Festsaal mit Estrade emporführt. Dieser Festsaal mit seinen Nebenräumen nimmt die gesamte Fläche des ersten Obergeschoßes des Eckhauses an der Haken-Straße ein; das gleiche Geschoß des mittleren Hauses ist dem Café eingeräumt, während das erste Obergeschoß des Eckhauses am Markt den Kaminsaal mit altem Kamin und alten Fensterstützen, sowie das Himmelreich mit prächtigem Erker enthält. In den weiter folgenden Geschossen befinden sich Gesellschaftsräume und Wohnungen.

Im Äußeren sind zwei der Gebäude in Backstein erstellt, das dritte als Putzbau; alle Häuser zeigen die Formen des auf der Grenze zwischen der Renaissance und dem Barock stehenden Bremer Bürgerhauses. Für die beiden zunächst dem Marktplatz stehenden Häuser wurden Handstrichsteine großen Formates aus Grabstede im Großherzogtum Olden-

burg verwendet, auf die der Architekt durch einen besonders glücklichen Umstand aufmerksam wurde. Trotz der geringen Entfernung dieses Ortes von Bremen wurden diese Steine, die sich in Struktur und Farbe ausgezeichnet den umgebenden alten Bauten anschließen, hier bisher nicht verwendet. Ueber drei Bogenstellungen erhebt sich das Eckhaus, über zweien das mittlere Haus. Die Bogen, bei welchen Sandstein

alten Bauten nach und nach gesammelt und an verschiedenen Stellen verwahrt wurden. Das Eckhaus am Markt erhielt nach beiden Seiten in strenger, gerader Linie abgeschlossene Giebelaufbauten. Lebhafter bewegt ist der höher ansteigende Giebel des mittleren Hauses. Hier sind zur Ausfüllung der Treppenabsätze zum Teil alte barocke Uebergangsornamente verwendet worden. Im Aufbau des Giebels



Marktdiele, Blick vom Eingang in das Innere.

und Backstein abwechseln, haben eine einfache, breite, gedrungene Form, vortrefflich geeignet zur Aufnahme der Last der vier und fünf Geschosse. Die beiden Erker (Ausluchten) im Erdgeschoß des Hauses am Marktplatz stammen von einem Haus Hinterm Schütting. Und wenn wir recht unterrichtet sind, besteht auch der dreigeschossige Erker über dem ersten Bogen gegen die Liebfrauenkirche zum mindesten in Teilen aus alten Beständen, die von abgebrochenen

diesem Hause verwandt ist der Giebel des Putzhauses, das einer außerordentlich schönen zweigeschossigen Erkerbildung die ruhigen, großen, glatten Putzflächen wirksam als Folie gibt. Die Erker dieses Hauses sowie die Erker am Marktplatz sind auf S. 317 in Teilsichten zur Darstellung gelangt. In der Hakenstraße ist das Putzhaus noch durch einen kleineren Giebelaufbaugeschmückt, unterhalb dessen ein Erker vorkragt.

Sehr harmonisch ist nach Form und Farbe der Gesamteindruck des Äußeren dieser Häuser. Wo in der Stadt zählt, von der Martin Greif sagte: „Glücklich



Söller (Zwischengeschoß) der großen Diele.



Große Diele. Blick nach dem Eingang.

ersten Zeit die Farbe noch etwas stark hervortrat, ist sie inzwischen durch die natürlichen Einflüsse so abgestimmt worden, daß dieser neu geschaffene Teil

die Stadt, die, geschmückt mit dem bräutlichen Kranze der Schönheit, ihren Markt mit dem Glanz seliger Bilder erfüllt.“ —

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

Die Hauptversammlung der „Deutschen Gesellschaft für Volksbäder“ 1912 findet am 15. Mai in Königsberg i. Pr. statt. Aus den Vorträgen erwähnen wir: Stadtbaurat Werner in Königsberg über „Badeeinrichtungen in Königsberg und Umgegend“; Reg.- u. Brt. Fiebelkorn in Königsberg: „Das Baden auf dem Lande und in den kleinen Städten Ostpreußens“; Bade-Insp. Nuss in Essen: „Normalprojekt zur Verminderung der Anlagekosten von Volks- und Vollbadeanstalten“.

Versuchsanstalt für Kachelofenheizung an der Technischen Hochschule in Charlottenburg. Hierzu schreibt man uns: „In elfter Stunde hat der Kachelofen-Fabrikanten-Verband — in sehr verdienstlicher Weise — zur Errichtung einer Versuchs-Station Schritte getan, um den Kachelofenbau zu heben. Er will die namhafte Summe von 40000 M. zum Bau einer solchen nebst einem jährlichen Zuschuß von 4600 M. stiften.“

Unser alter vielgetreuer Kachelofen ist in Gefahr, überrannt zu werden. Das Eisen geht energisch gegen den Ton vor, die eisernen Öfen und Zentralheizungen gegen den Kachelofen. Noch kann er gehalten werden, aber er muß sich von Grund aus ändern. Wegen seiner Dauerhaftigkeit und der Einfachheit der Bedienung ist er immerhin ein verhältnismäßig billiger Zimmerofen, den der Mittelstand und die ärmeren Klassen noch lange Zeit allen anderen Öfen vorziehen werden. Jahrhundertlang erschien er uns als ein guter und getreuer Hausfreund. Während aber jetzt die Wissenschaft von seiner Heizkraft nicht befriedigt ist, findet die Hygiene sogar, daß er ein alter Heimtücker ist. Er spendet zwar Wärme für die Zimmerdecke, nicht aber für den Fußboden. Der in die Zimmer eintretende kalte Luftstrom umspült unsere Füße und verursacht hierdurch oft Erkältungskrankheiten. Die Krankheiten erzeugenden Bakterien der kalten Luft werden durch Wärmeanziehung zum menschlichen Körper sogar hingetrieben. Ganz besonders sind aber die auf dem Fußboden spielenden kleinen Kinder Erkältungen ausgesetzt, solange sie noch nicht soweit entwickelt sind, daß sie durch Umherspringen sich wieder zu erwärmen vermögen und somit Erkältungskrankheiten zurückdrängen. Vor diesen Mängeln sollte uns ein gut und wirtschaftlich gebauter Ofen schützen. Der Zukunftssofen soll nicht nur eine größere Heizkraft entwickeln, er muß ganz besonders auch für Fußwärme sorgen, überhaupt den Hauptteil seiner Wärme dem unteren Teil des Zimmers übermitteln, d. h. er darf nicht mehr in Turmhöhe aufgeführt werden. Es ist Sache einer Versuchs-Station, hier einzugreifen und Abhilfe zu schaffen durch Aufstellung besserer Konstruktionen in niedrigerer Gesamtgestaltung.

In wahrscheinlich noch höherem Maße schädigt der Kachelofen in seiner jetzigen Turmgestalt die Zimmerbewohner dadurch, daß er ein Staubfänger und Staubaufbewahrer ersten Ranges ist. Auf der rauh abgedeckten Ofendecke, die der Reinigung so schwer zugänglich ist, liegt deswegen gewöhnlich eine dicke Staubschicht. Zweifellos enthält diese Staubschicht Bakterien der verschiedensten Art. Naturgemäß wirbeln durch Wärmebewegung bei jeder Heizung, also im Winter an jedem neuen Morgen die feineren Staubteilchen unsichtbar auf und verbreiten sich von neuem über das Zimmer. Sicher wird da nicht nur Staub, sondern es werden auch die Luftbakterien in unsere Lungen gebracht. Aus diesen und anderen Gründen ist es hohe Zeit, daß eine Versuchs-Station für Kachelöfen niedriger Form und mit glatter Decke sorgt. Auch die Architekten und die Hausbesitzer sollten andere Kachelöfen aufsuchen, die leicht täglich durch einfaches Abwischen mit dem feuchten Staubtuch gereinigt werden können.“

Ueber neue Ausgrabungen und deren Ergebnisse in Pompeji läßt sich die „Frankl. Ztg.“ Folgendes berichten: „Bei den letzten unter Leitung von Prof. V. Spinazzola seit Juli 1910 bis jetzt vorgenommenen Ausgrabungen in Pompeji sind wichtige Neuentdeckungen gemacht worden, die das seit einem Jahrhundert und mehr scheinbar unveränderlich feststehende Straßenbild der antiken Stadt nicht unwesentlich verändern. Da die Bimsstein- und Aschenmassen die Stadt nur bis ungefähr 4 m — also Geschoßhöhe — begruben, ragten die oberen Geschosse, soweit sie nicht durch Erdbeben, das den Vesuv-Ausbruch begleitete, zerstört waren, aus der neuen Oberfläche hervor, genossen nicht den Schutz, der uns die alte Stadt erhielt und wurden im Laufe der Zeit zerstört. So war die Form des in römischer Zeit des Platzmangels wegen ausgebildeten Geschoßbaues und damit ein wesentliches Stück des Straßenbildes bisher wenig deutlich. Die mit

peinlicher Sorgfalt vorgenommenen letzten Ausgrabungen haben nun durch die gewissenhafte Prüfung alles in der Erde gefundenen Materiales hierüber fast ganz neues Licht gebracht. Bei den Arbeiten in der Via dell'Abondanza, die einst die Pompejaner zum Amphitheater führte, ist es gelungen, beinahe alle oberen Geschosse der Häuserreihe aus den gefundenen Fragmenten zu rekonstruieren. Diese zeigen nun und werden es bald in Wirklichkeit — ein fast völlig neues und überraschendes Aussehen: Haus für Haus einen beträchtlich vorspringenden Balkon, teilweise von ziemlicher Länge. Einer befindet sich viele Meter lang ungefähr ganz unversehrt an seinem alten Platz und bietet auch in seiner architektonischen Ausgestaltung als Loggia mit Säulchen, Halbsäulchen und Pilastern ein gänzlich neues, in der antiken Stadt bis jetzt noch nicht gefundenes Bild. Balkone waren bisher überhaupt nur ganz vereinzelt gefunden worden; am sogenannten Haus mit dem Balkon und (rekonstruiert) am Lupanar. Die kunstgeschichtliche Bedeutung der Neuentdeckungen liegt auf der Hand. Das antike Haus, mit nach altitalisch-indogermanischer Sitte um sein Atrium (die ursprüngliche Diele), oder nach griechisch-orientalischer Sitte um den Hof, das Peristyl, gruppierten Räumen, jedenfalls bisher ganz nach innen gewandt, wendet plötzlich sein Gesicht nach außen, nach der Straße, wie das moderne Haus. Die Straße, mit den Läden unten, den Balkonen oben, belebt sich — und Neapel, die Stadt der lustigen Balkone, erhält einen antiken Ahnenbrief.“

Deutscher Privatarchitekten-Verband. Am 16. Mai (Christi Himmelfahrt) soll in Hannover auf Einladung der „Vereinigung Hannoverscher Architekten“ die Gründungsversammlung des Verbandes stattfinden. Bei dieser Gelegenheit möchten wir dem Bedauern darüber Ausdruck geben, daß hierdurch eine neue Spaltung unter den deutschen Privatarchitekten entstehen soll, und möchten doch der Erwägung anheim geben, ob es nicht in gegenseitigen Verhandlungen unter Umständen unter einstweiliger Verschiebung strittiger Punkte auf ein totes Gleis möglich ist, den geplanten neuen Verband und den „Bund deutscher Architekten“ zu vereinigen. Die Zeiten sind doch wahrlich zu ernst, um durch Spaltungen die Kampfstellung, welche die Privatarchitekten mehr und mehr einzunehmen durch den Gang der Dinge gezwungen werden, zu schwächen. —

Wettbewerbe.

Einen Wettbewerb betr. Entwürfe für ein Denkmal für den Fürsten Barclay de Tolly in Riga erläßt ein Denkmal-Komitee zum 2. Juni d. J. bei 3 Preisen von 1500, 1000 und 500 Rubeln. Unterlagen durch das Komitee, Gr. Königs-Straße 5 in Riga. —

Wettbewerb Besiedelung Bümmersteder Moor. Bei 47 Entwürfen wurde der I. Preis nicht verteilt. II. Preis von 500 M.: Hr. Fritz Drieling in Bremen. Aus dem I. und dem III. Preis wurden drei III. Preise von je 350 M. den Hrn. J. Wohlschläger, Schlüter & Bohne und Mohr in Oldenburg verliehen. Angekauft für je 200 M. Entwürfe der Hrn. 1. Westing in Oldenburg in Gemeinschaft mit Duphorn in Osternburg; 2. Bolm, Harms und Wiegmann in Varel; 3. Klingenberg in Oldenburg. —

In dem Wettbewerb Ringanlage Hamm liefen 69 Arbeiten ein. Den I. Preis von 3000 M. gewann der Entwurf „Bürgersinn schmückt die Stadt...“ der Hrn. Dr.-Ing. Dondorff in Hamm, Neuhaus in Köln, sowie Rausch & Reinhard in Köln; den II. Pr. von 2000 M. erhielt der Entwurf „Stadtappen“ der Hrn. Paul Bender und C. Krause in Dresden; den III. Preis von 1000 M. der Entwurf „Denk an die Zukunft“ der Hrn. Förster in Hamm, H. Foeth und P. Recht in Köln. Zum Ankauf für je 500 M. wurden bestimmt die Entwürfe „Für Arm und Reich“ der Hrn. H. Foeth und Pet. Recht in Köln, sowie Förster in Hamm; ferner „Um die Altstadt“ der Hrn. Brocke, Hoddenkamp und Petznick in Essen. —

In einem Wettbewerb betr. Entwürfe für ein Schiller-Denkmal in Leipzig erhielt den I. Preis von 1000 M. der Bildhauer Johannes Hartmann. Die Summe des II., III. und dreier IV. Preise mit 2000 M. wurde in 5 Preise von je 400 M. geteilt und diese den Entwürfen der Hrn. Bildh. Prof. W. Stein in Gemeinschaft mit Arch. Quint; Bildh. Saudek in Gemeinschaft mit Bauinsp. Strobel; Bildh. A. Heinrich; Bildh. M. Fritzsche und Bildh. Br. Wollstaedter verliehen. Es waren 33 Entwürfe eingeleistet worden. —

Inhalt: Das neue Rats-Café in Bremen. (Fortsetzung.) — Vermischtes. Wettbewerbe. —

Hierzu eine Bildbeilage: Das neue Rats-Café in Bremen.

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin.
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg. P. M. Weber in Berlin.